Fortsetzung
der Abhandlung
von der
MATERIA MEDICA
des
Herrn Stephan Franz Geoffroy.
Achter Theil,
von den vierfüßigen Thieren.
Aus dem Französischen übersetzt.

Leipzig,
bey Christian Gottlob Hilschern, 1765.

Alphabetisches Verzeichniß
der vierfüßigen Thiere, die in diesem Theile enthalten sind.

Bos, Ochs	S. 4
Camelus, Kameel	36
Canis, Hund	38
Capra, Ziege	55
Castor, Bieber	71
Cervus, Hirsch	87
Echinus, Igel	107
Elephas, Elephant	108
Equus, Pferd	113
Felis, Katze	125
Hippopotamus, Seepferd	130
Leo, Löwe	143
Lepus, Hase	149
Lutra, Fischotter	157

Manati,

Bayerische Staatsbibliothek München

Manati, Seekuh 161
Martes, Marder 167
Meles, Dachs 170
Mus, Maus 185
Ovis, Schaaf 201
Phoca, Meerwolf 229
Rhinoceros, Naßhorn 237
Simia, Affe 248
Sus, Schwein 257
Talpa, Maulwurf 263
Vrſus, Bär 272
Homo, Mensch 284

Bayerische
Staatsbibliothek
München

MATERIA MEDICA

Achter Theil.

Von den vierfüßigen Thieren.

Materia Medica

Achter Theil.

Von den vierfüßigen Thieren.

Die Klasse der Thiere, von welchen wir noch zu handeln haben, ist unstreitig die nützlichste für die Menschen, sowohl in Absicht der Nahrungsmittel, als auch der Arzneyen, welche sie uns darreichen. In der That, fast alle vierfüßige Thiere sind nutzbar für uns, entweder an und vor sich selbst, oder wegen der verschiedenen Arzneymittel, die man aus ihren Theilen erhält. Ihr Fleisch ist wegen seiner genauen Aehnlichkeit mit dem unsrigen bequemer, sich damit zu vereinigen, und den Verlust zu ersetzen, den wir täglich durch die natürlichen Ausführungen leiden, als das von den Fischen, den Amphibien und selbst von den Vögeln. Es ist wahr, daß die letztern meistentheils wohlschmeckender und leichter zu verdauen sind: überhaupt aber ist der Saft, welchen sie geben, flüchtiger, und zärtlichen Personen und wiedergenesenden zuträglicher, als starken und zu harter Arbeit gewöhnten,

wie die meisten sind. Der nahrhafteste Theil der Thiere, und welcher den besten Saft giebt, ist ihr musculöses Fleisch: aber das Alter des Thieres, sein Aufenthalt, seine Nahrung, sein Geschlecht, seine Castration, und endlich die Art und Weise, wie es zur Speise zubereitet wird, machen einen beträchtlichen Unterschied. Eben dieses gilt von den verschiedenen medicinischen Zubereitungen, die nach Beschaffenheit der Natur des Thieres und der Eigenschaften desselben durch Hülfe der Chemie entdeckt worden sind. Wir wollen hier die nöthigen Erläuterungen aller dieser Verschiedenheiten nicht weitläuftig wiederholen, weil wir schon oben in der Einleitung zum Thierreiche davon gehandelt haben.

Bos.

Der zahme Ochs; Bos, *Offic. Schroed.* 269. *Lemer.* 138. *Dal. Pharm.* 436. *Schwenckf. Quad.* 63. *Gesn. de Quad.* 25. *Aldrou. de Quad. bisulc.* 13. Bos domesticus, *Ionst. de Quad.* 26. *Charlet. Exerc.* 8. *Raii Synop. Anim. Quad.* 70. Bos cornibus teretibus flexis, *Linn. Faun. Suec.* 44. Taurus castratus siue Bos; Bos mansuetus seu vulgaris; Cereris minister, *Nonnull.* franz. Boeuf domestique, Taureau coupé.

Der Ochs wird unter die Thiere mit vierspaltigen Klauen gezählet. Die gewöhnlichste und folglich natürlichste Farbe seines Haares ist gelb; unterdessen ist sie auch oft weiß und schwarz vermischt. Es giebt ganz schwarze und ganz weiße, rothe, graue, braune

braune und gefleckte Ochsen. Man hat von den guten und schlimmen Eigenschaften dieses Thieres aus der Farbe seiner Haare urtheilen wollen, und man schreibt die Verschiedenheit seiner Farbe den verschiedenen Säften zu. Man erkennet das Alter des Ochsens aus seinen Zähnen und Hörnern. Was die innerlichen Theile desselben betrifft, so entdeckt man im Unterleibe das Netz, welches sich über alle Gedärme bis zur Harnblase ausbreitet. Man unterscheidet vielerley Magen in diesem Thiere; der erste, an welchem sich der Schlund endigt, ist der größte; der andre ist eigentlich nur eine Fortsetzung des erstern; der dritte, welcher sich von den beyden erstern sehr unterscheidet, heißt das Buch, und der vierte wird eben so genennet. Die Leber ist in drey Lappen getheilt, und von schwärzlicher Farbe. Die Gallenblase ragt oft fünf Zoll über den Rand der Leber hervor, und ist ohngefähr sieben Zoll lang. Die Milz, welche in der linken Seite liegt, ist auswendig grau und inwendig dunkelroth. Die rechte Lunge ist in vier, und die linke in zwey Lappen getheilt. Das Herz liegt in der Mitte der Brust mit dem breiten Theile oberwärts, und mit der Spitze unterwärts.

Die Thiere, welche einschneidende Zähne an den beyden Kinnladen haben, als das Pferd und der Esel, weiden auf kurzem Grase leichter, als die, welchen die einschneidenden Zähne an der obern Kinnlade mangeln, und wenn das Schaaf und die Ziege das Gras sehr nahe bey der Wurzel abfressen, so geschicht solches, weil ihre Lefzen klein sind: der Ochs

aber, welcher dicke Lefzen hat, kann nur langes Gras fressen.

Ob die Ochsen schon in Ansehung der Farbe verschieden sind, so scheinet doch die rothe die gewöhnlichste zu seyn. Wenn sie zwey oder höchstens drey Jahre alt sind, so muß man anfangen, sie unter das Joch zu bringen; wenn man länger damit verzieht, so werden sie ungelehrig und sind fast nicht zu zähmen. Die Geduld, die Gelindigkeit und Liebkosungen sind die einzigen Mittel, die man dazu anwenden muß. Man muß sie streicheln, ihnen zuweilen gebrühte Gerste, gestoßne Bohnen und andres dergleichen Futter mit Salz vermischt geben, welches sie sehr gern fressen; zugleich muß man ihnen oft die Hörner binden, und ihnen einige Tage darauf das Joch anlegen.

Der Ochs kann bis ins zehnte Jahr arbeiten; nach diesem thut man wohl, wenn man ihn vom Pfluge wegnimmt, um ihn zu mästen und zu verkaufen. Man kann ihn in allen Jahreszeiten mästen, am besten aber im Sommer, wenn man im May oder Junius anfängt, und alsdenn kann man ihn noch vor Ausgang des Octobers gemästet sehen. So bald man ihn also mästen will, läßt man ihn aufhören zu arbeiten; man giebt ihm öfter zu saufen und gutes Futter in Menge, bisweilen mit etwas Salz vermischt; man läßt ihn in Ruhe wiederkäuen, und während der großen Hitze im Stalle schlafen: in vier oder fünf Monaten wird er so fett werden, daß er kaum wird gehen können.

Die Art unserer Ochsen, welche man mit den Auerochsen und dem Büffel nicht verwechseln muß, scheinet unserm gemäßigten Clima eigen zu seyn, indem ihnen große Hitze sowohl als starke Kälte sehr beschwerlich ist. Ueberhaupt scheinet es, daß die etwas kalten Länder unsern Ochsen zuträglicher sind, als die warmen, und daß sie desto fetter und größer werden, je feuchter das Clima ist. Die Dänischen, Podolischen, Ukränischen und Tartarischen Ochsen sind die größten unter allen: die Irrländischen, Englischen, Holländischen und Ungarischen sind auch größer als die Persischen, Türckischen, Griechischen, Italiänischen, Französischen und Spanischen; und die aus der Barbarey sind die kleinsten.

Wir lesen in der Histoire de l' Academie Royale des Sciences, année 1703. p. 26. daß dü Verney der Jüngere, der Akademie das Gehirn eines Ochsens gezeigt hat, welches fast durchaus steinhart war, und nur an einigen Theilen etwas vor einer weichen und schwammichten Substanz hatte. Das Rückmark war in seinem natürlichen Zustande, so wie auch die Nerven im Grunde der Hirnschale. Das kleine Gehirn war eben so versteinert als das große. Dieser Ochse war sehr fett und so stark gewesen, daß er, als ihn der Fleischer schlachten wollen, viermal entronnen war, welcher Umstand sehr merkwürdig ist: denn dü Verney hat nur ein einziges ähnliches Beyspiel finden können, welches Bartholin erzählt, daß nämlich in Schweden ein Ochs geschlachtet worden, dessen Gehirn auch durchaus versteinert war; das Thier

selbst aber war sehr mager und schwach. Was die Krankheiten der Ochsen betrifft, so kommen sie fast alle von übertriebner Arbeit her; die vornehmsten sind der Ekel, die Mattigkeit, Colik, Geschwulst, der Bauchfluß, die Bräune im Halse, nebst vielen andern, die schlimmste ist die Pest. Unter allen Mitteln, die man bisher wider die Krankheit des Viehes angewandt hat, ist keines durchgängig wirksam gefunden worden, sowohl der Krankheit vorzubauen, als auch sie zu heilen. Unterdessen wollen wir ein Mittel anführen, welches ein Edelmann aus York in England mit gutem Erfolge versucht hat, sein Hornvieh vor der Ansteckung zu verwahren. Dieses Mittel besteht in einer Einpfropfung, die auf folgende Art gemacht wird: Man läßt dem Viehe Ader, und giebt ihn drey bis viermal ein kühlendes Purgiermittel; alsdenn macht man einen Schnitt in das Eiter, und legt in die Wunde Werg, welches in die Feuchtigkeit, die aus den Augen oder Nasenlöchern des kranken Viehes fließt, getaucht worden, wenn es zwey oder drey Tage darinn gelegen, so führt man das Vieh auf eine Wiese. Man muß ihm kein trocknes Futter geben, sondern von Zeit zu Zeit feuchte Kleyen.

Der Stier, welcher beym Schwenkfeld Taurus non castratus heißt, ist eigentlich der Mann der Kuh. Er dient hauptsächlich zur Fortpflanzung des Geschlechts, und ob man ihn gleich auch zur Arbeit zwingen könnte, so ist man doch seines Gehorsams nicht sicher. Die Natur hat dieses Thier ungelehrig und hartnäckig gebildet, und in der Zeit der Brunst

wird

wird es unbändig und oftmals wütend: aber durch die Castration wird die Quelle dieser heftigen Bewegungen zerstöhrt.

Die Kuh, Vacca, Bos foemina seu lactaria Forda seu Horda, ist eines der nützlichsten Thiere. Ihr Futter und ihre Wartung ist beynah eben so, wie des Ochsens. Man sagt, daß die schwarzen Kühe die beste Milch, und die weißen die meiste geben.

Den Nutzen des Hornviehes in der Medicin wollen wir itzt ausführlich beschreiben.

Der Ochs enthält in allen seinen Theilen viel Oel, flüchtiges Salz und Erde, sein Fleisch giebt eine derbe Nahrung, und verstopft den Leib ein wenig. Galen im vierten Buche de Facult. aliment. mißbilligt den Gebrauch desselben, weil es, wie gesagt, schwer zu verdauen ist, dicke Säfte hervorbringt und melancholische Zufälle verursacht. Wir sehen aber nicht, daß diese schlimme Wirkungen davon entstehen, und wir bemerken so gar, daß die meisten von denen, die beynah bloß vom Rindfleisch leben, sehr gesund und stark sind. Man muß daher behaupten, daß Galen sein Urtheil über das Rindfleisch darauf gegründet hat, weil dieses Fleisch an jedem Orte nicht gleich gut, und nach Beschaffenheit der Länder und der Viehweiden an Geschmack und Eigenschaft sehr verschieden ist. Das junge Rindfleisch dient jederzeit denen, die einen guten Magen haben und viel arbeiten: schwache Personen, die eine sitzende Lebensart führen, Kinder und Alte müssen es mäßig genießen. Es werden von den Ochsen vielerley Thiere zum innerlichen und äusserlichen Gebrauch in der Medicin genommen;

 derglei-

dergleichen sind das Fett, das Mark, die Sehnen, die Galle, die Hörner, die Klauen und der Mist. Das Fett ist erweichend und zertheilend; man braucht es in Clystieren bis zu einer Unze wider die Schärfe der Gedärme und die Dysenterie; man kann es auch auf die aufgerissenen Lippen streichen. Das Mark ist zertheilend und stärkend; es dienet wider die Schwachheit der Nerven, das Zittern der Glieder, wider den Zweywuchs (Rachitis) und den Scharbock: man braucht es als eine Salbe mit Wein vermischt. Die getrockneten und zu Pulver geriebenen Sehnen des Ochsens hält man für gut wider die Wechselfieber, man giebt eine halbe bis ganze Drachme davon in vier Unzen Cardobenedictenwasser nach dem Froste, wodurch ein häufiger Schweiß erregt wird, nach welchem das Fieber zuweilen vertrieben wird. Die Rindsgalle ist der Galle anderer Thiere vorzuziehen, weil sie schärfer, flüchtiger und durchdringender ist; man läßt sie dick werden, und nimmt sie zu einer Drachme zu laxirenden Clystieren, wenn der Leib hart und verstopft ist. Das ans Ochsengalle, Aloe, Myrrhen und Coloquintenöl zusammengesetzte Pflaster wird auf den Nabel gelegt, um den Leib zu öffnen, und dienet denen, welche einen unüberwindlichen Abscheu vor allen Arzneyen haben, oder die mit Würmern behaftet sind. Bey Kindern, welche Würmer haben, löset man ein wenig Aloe in dieser Galle auf, und streicht es auf den Unterleib. Die Rindsgalle dient auch wider die Zufälle der Ohren, als Sausen, schweres Gehör und Taubheit: man taucht Baumwolle in diese Galle, und legt sie ins

Ohr.

Ohr. Einige ziehen das aus dieser Galle destillirte Wasser der rohen Galle vor, und bedienen sich desselben auf eben die Weise; man braucht dieses Wasser auch wider die Flecken und Dunkelheit der Hornhaut der Augen. Die Tinctur von der Rindsgalle ist ein berühmtes Schönheitsmittel; man bereitet dieselbe aus der nach und nach an der Sonne getrockneten Galle, und gießt alsdann Spiritus Vini darauf. Wenn man sich dieser Tinctur bedienen will, so muß man das Gesicht damit reiben, ohne solches in drey bis vier Tagen abzuwischen, und ohne in die Luft zu gehen, hernach wäscht man sich mit Bohnenblüth- oder Seeblumenwasser; das Gesicht wird davon unvergleichlich weiß. Man weiß, daß die Färber sich der Ochsengalle bedienen, die Zeuge, bevor sie dieselbe färben, zu reinigen; man bringt auch damit die Flecken aus den Kleidern. Die Maler machen auch Gebrauch davon, die Farben zu erhöhen und die Gemälde zu reinigen. Die Ochsenhörner und Klauen sind gut wider die fallende Sucht; man giebt das Pulver davon zu einer Drachme mit Päoniensyrup vermischt, oder in vier Unzen destillirten Wassers; man verbrennt sie auch, damit der Geruch davon die Vapeurs der histerischen Frauenzimmer besänftige. Einige Schriftsteller verordnen das geraspelte Ochsenhorn wider das Unvermögen, allein dieses Mittel scheinet uns sehr zweifelhaft, und wenn es ja etwas wirkt, so kann es nur vermittelst seiner säuredämpfenden Eigenschaft und seines flüchtigen alkalischen Salzes geschehen; andre rühmen auch das Räuchern mit Ochsenhorn zur Pestzeit: es

sche-

scheinet uns aber, daß diese Substanz, da sie von einer alkalischen Natur ist, die Säfte vielmehr zur Fäulniß geneigt machen müsse. Die Ochsenknochen und vornehmlich das Schenkelbein werden für zertheilend und nervenstärkend gehalten; man läßt sie calciniren und zu Pulver reiben, wovon eine Drachme innerlich gegeben wird, die Gedärme zu stärken, den Bauchfluß zu stillen, und die Würmer in den Gedärmen zu tödten: es muß aber die Krankheit von einer übermäßigen sauren Feuchtigkeit in den ersten Wegen herrühren; denn man sieht leicht, daß sie hier nicht anders als vermittelst ihrer trocknenden und absorbirenden Eigenschaft wirken; sie werden auch mit trocknenden und narbenschließenden Salben und Pflastern vermischt.

Die zertheilende Tugend der Rindsgalle macht solche sehr anpreisenswerth; man braucht dieselbe frisch in Form eines Cataplasma als ein bewährtes schmerzstillendes Mittel in Entzündungen und vornehmlich in der Gicht. Einige Aerzte lassen sie mit Regenwürmern auf den Unterleib legen, die Colik zu heilen, die Blähungen zu zertheilen, oder die Geschwulst in der Bauchwassersucht zu vertreiben. Ettmüller sagt, daß sie auch in den ödematösen Geschwulsten gute Dienste thue. Man rühmt sie wider die Zurückhaltung des Urins, wenn sie auf das Perinäum und die Gegend des Schaambeins gelegt wird. Das gemeine Volk läßt den ausgedrückten Saft aus dieser Galle wider die Colik trinken, und eben derselbe Arzt versichert uns, er habe Erfahrungen gehabt, daß dieser

dieser Saft nicht nur ein vortreffliches Mittel wider die Colik, sondern auch wider das Seitenstechen sey, und daß man aus der Ochsengalle so wie aus dem Menschenkothe durch wiederholte Digestionen und Sublimationen das Zibethum Occidentale erhalte, welches Paracelsus also nennt, weil es einen solchen Geruch, wie das Zibeth, giebt. Man findet in den Ephemerid. Germ. ann. 1744. p. 259 eine Observation von D. Cohausen, welcher erzählt, daß ein junger Student der Medicin sich von einem hartnäckigen Tertianfieber befreyet habe, indem er frische Rindsgalle in Bier eingenommen, und daß er dieses Mittel vielen andern Fieberkranken gegeben, welche ebenfalls davon gesund geworden: man muß diese Arzney vor dem Anfalle des Fiebers warm einnehmen, und sich wohl zudecken, weil sie einen starken Schweiß erregt; man wiederholt sie zwey bis dreymal, wenn das Fieber nach dem erstenmale noch nicht wegbleibt. Valesius Tarentinus rühmt die Ochsengalle als ein vortreffliches Mittel wider den heissen Brand, um die gesunden Theile vor der Verderbniß zu verwahren. Sylvius und Barbette, die sich derselben nach ihm in eben dem Falle bedient haben, machten ein groß Geheimniß daraus: aber wenn man dem Heister glaubt, dessen Urtheil in der Chirurgie so viel gilt, so ist dieses Mittel eben so unwirksam als schmuzig, und er räth einem Arzte solches niemals bey Personen vom Stande zu gebrauchen, sondern es denen zu überlassen, die sich kein besseres verschaffen können.

Man bediente sich ehemals einiger Zubereitungen der Leber oder der Milz vom Ochsen wider die Ver-

stopfungen dieser Eingeweide, allein diese Mittel sind in die Vergessenheit gerathen, und es scheinet, daß sie ihre Tugend nur den Ingredienzen, die dazu gethan wurden, zu danken gehabt. Wir wollen also hier nichts weiter davon sagen; man kann aber über diese Materie den Paracelsus, Helmontius und Ettmüller und die alten Aerzte nachlesen, welche den Theilen von einerley Namen sympathetische Tugenden zuschreiben. Ludovici in seinem Tract. de Medicamentis tadelt mit Recht diese Einbildungen, und heut zu Tage, da die Arzneywissenschaft aufgeklärter ist, überläßt man diese Arten von Arzneyen den Pfuschern und Charlatanen, und bedient sich an ihrer Stelle anderer, welche die Vernunft und Erfahrung bestätigt hat.

Man findet in der Gallenblase der Ochsen oft Stücke von verhärteter Galle, von der Figur, Größe und Farbe eines harten Eygelben, schuppenweis über einander gelegt, wie der Bezoar, weswegen einige sie Bezoar bovis nennen; andere haben sie Alcheron Lapis, und die Araber Haraczi genennt. Dieser Steine verderben leicht und zerfallen in ein Pulver, wenn man sie lange Zeit aufhebt, weil sich eine Art kleiner Würmer darinn erzeugen; sie enthalten ein flüchtiges Salz und ein wenig Oel; sie sind schweißtreibend, eröffnend und widerstehen dem Gifte. Man bedient sich ihrer die Bauchflüsse zu hemmen und wider die fallende Sucht: die Dosis ist von sechs Gran bis zu einem Scrupel. Man braucht sie auch äußerlich

lich als ein Niesemittel, das Gesicht zu schärfen und das Gehirn zu stärken. Man muß diese Steine nicht mit dem Bulithes verwechseln, welchen man in dem Magen oder den Gedärmen des Ochsens findet. Der Bulithes, welcher gemeiniglich Tophus bovinus, sonst auch Egagropila genennt wird, ist eine Kugel von der Größe eines kleinen Apfels, in der Mitte mit einem runden Loche; von Farbe grau, röthlich oder gelb wie das Haar des Thieres; sie besteht aus den Haaren, welche sich der Ochse selbst ableckt, die sich nach und nach in dem Magen sammlen, und eine Kugel formiren; sie dient die Blut- und Bauchflüsse zu hemmen. Die Dosis ist zwölf Gran bis zu einer halben Drachme, wenn sie als ein Pulver eingenommen wird; man kann sich ihrer auch äußerlich bedienen, die Wunden zu reinigen und zu trocknen.

Nimm Ochsenmark, Urin von einer gesunden Person und rothen Wein, von jedem zwo Unzen. Laß es zusammen bey einem langsamen Feuer kochen, bis fast alle Feuchtigkeit verraucht ist; seig es hernach durch, und thu, wenn es noch heiß ist, dazu Regenwürmeröl, eine halbe Unze; Wallrath, zwo Drachmen; Muskatennußöl, eine Drachme. Vermische alles zusammen und mache eine Salbe, welche wider die englische Krankheit oder den Zweywuchs (Rachitis) dienet, wenn man das Rückgrad damit reibet.

Nimm Rautenblätter, Gundermann, Chamillen und Thymian, von jedem eine Handvoll. Stosse

Stoße sie und thu dazu Ochsengalle und Oel, welches aus Ochsenklauen bereitet wird, von jedem ein halb Pfund; Brandtewein, eine Unze. Laß es zusammen bey einem langsamen Feuer kochen bis zur Verminderung der Hälfte; seig es durch, und mache einen Balsam, welcher wider das Milzstechen und andere Schmerzen, die von einer kalten Ursache herrühren, vortrefliche Dienste thut, wenn er äusserlich aufgestrichen wird.

Nimm frische Ochsengalle, zwey Pfund; pulverisirte Lorbeeren, ein halb Pfund; frische Zaunrübe, ein Pfund; Kümmelpulver und Schwefelblumen, von jedem vier Unzen. Mache ein Cataplasma mit Kalkwasser und vier Unzen Schweinspeck; lege es auf den Leib in der Bauchwassersucht.

Nimm Ochsenmark, ein Pfund; frische Butter, vier Unzen; weiß Wachs, drey Pfund; Rosenwasser, vier Unzen; Baumöl, eine Unze. Laß alles zusammen schmelzen, ausgenommen das Oel, welches erst gegen das Ende hinzugethan wird; seig es durch Leinwand, und rühre es so lange um, bis es ein Unguent wird. Man streicht solches auf Leinwand, und legt sie auf die Rose und Entzündungen, auf die Gelenke, die mit der Gicht behaftet sind und auf langwierige Geschwüre.

Der

Der Stier enthält in allen seinen Theilen viel flüchtiges Salz und Oel. Sein Fleisch ist bey weitem nicht so gesund und wohlschmeckend, als des Ochsens, weil seine Fasern härter, dichter und trockner sind. Man braucht in der Medicin das Blut, das Fett, das Mark, die Galle, die Hörner, die Klauen und die Ruthe vom Stiere.

Das Blut des Stiers, wenn es innerlich genommen wird, ist jederzeit für ein Gift gehalten worden. Unterdessen versichert Matthiolus in seinen Anmerkungen über den Dioscorides, daß es wenig oder gar keinen Schaden thue, wofern man nur nicht eine große Menge ganz heiß, wie es aus der Ader kömmt, trinket. Die neuern Erfahrungen, welche mit dem Stierblute gemacht worden, bestätigen diese giftige Eigenschaft nicht: man verordnet es daher auch in der Dysenterie, bey übermäßigem Flusse der Monatszeit, wider das Blutspeyen und alle andre innerliche Blutflüsse; man vermischt es mit Weineßig und giebt es zu einer Drachme in zusammenziehenden Potionen. Was den äußerlichen Gebrauch betrift, so sind seine Eigenschaften mit dem Blute anderer Thiere gemein; es ist nämlich wegen seiner seifenartigen Natur und seiner natürlichen Wärme zertheilend und eröffnend: man braucht es daher als eine Salbe, die Geschwulsten zu erweichen und zu zertheilen, die Flecken der Haut und die Warzen zu vertreiben: sein vornehmster Nutzen aber ist wider die Schwäche und Abzehrung der Glieder. Man läßt das verletzte Glied in den Hals eines frisch geschlachteten Ochsens stecken, wodurch dasselbe gestärkt, biegsam und zur Bewegung geschickter gemacht

macht wird. Einige Schriftsteller rathen das aus dem Blute destillirte Wasser, die Gichtschmerzen zu besänftigen; dieses Mittel aber ist heut zu Tage nicht mehr im Gebrauch.

Das Fett, das Mark, die Galle und die Klauen des Stiers haben eben die Eigenschaften, als des Ochsens. Die männliche Ruthe des Stiers wird im Pulver zu einer halben Drachme genommen, oder im Decoct zu einer Drachme. Dieses Mittel ist wider die Dysenterie und das Seitenstechen gebraucht worden; Van Helmont machte ein Geheimniß daraus.

Nimm Venetianischen Terpenthin, eine Unze; vom Pulver der männlichen Ruthe des Stiers, zehn Drachmen; von den Trochiscis Gordonii, zwo Drachmen; von den Trochiscis de terra Lemnia, zwo Drachmen und eine halbe; Gummi Anime und präparirte rothe Corallen, von jeden drey Drachmen; Zimmetpulver, zwo Drachmen. Mache alles zu Pulver, und vermische es wohl mit einander; thue eine genugsame Menge Wallwurzsyrup dazu, und mache ein Oplat, wovon man früh und abends eine Drachme in Oblaten nimmt, wider die Schwäche der Nieren, wider die Gonorrhee und den weissen Fluß: man muß sogleich darauf eine Tasse Ehrenpreisthee trinken.

Nimm gemeine Wermuth, Münze, Rheinfarrn und Raute, von jedem eine Handvoll. Vermische damit Zittwersaamen, eine Unze; Colo-

quinten und Aloe, von jedem eine halbe Unze; Ochsengalle, vier Unzen. Reibe alles und thu dazu frische ungesalzene Butter, zwey Pfund; weißen Wein, ein Pfund. Laß alles bey einem langsamen Feuer kochen, bis die Feuchtigkeit zur Hälfte vermindert sey; seig es durch eine Leinwand mit starkem Auspressen. Es ist ein Unguent wider die Würmer; man reibt den Unterleib damit, und bedeckt ihn darnach mit einer breiten Compresse: dieses Salben muß einige Tage nach einander wiederholt werden.

Die Ochsengalle kömmt zum Unguento de Arthanita, *Pharmacop. Paris.* und zum Unguento contra vermes *Lemery*.

Die Kuh ist das Weib des Stiers; ihr Fleisch ist weder so gesund noch wohlschmeckend als des Ochsens und nur das gemeine Volk pflegt es zu essen. Zum Gebrauch aber in der Medicin nimmt man vielerley Mittel aus den verschiedenen Theilen der Kuh, und unter andern ihren Mist, ihren Urin und vornehmlich ihre Milch.

Der Kuhmist ist zertheilend und schmerzstillend; er dienet wider entzündete Geschwulsten, Schmerzen des Halses, wider die Rose und das Verbrennen. Man applicirt ihn in allen diesen Fällen als ein Cataplasma; er dämpft die Entzündung und verhindert ihre schlimmen Folgen. Man legt ihn auch auf den Unterleib, wenn solcher verhärtet und verstopft ist: man kann auch die Colik damit dämpfen, und die

Winde zertheilen. Was noch mehr ist, man destillirt ihn aus dem Wasserbade im Monat May, wo die Kräuter alle ihre Kraft haben und man bereitet also die Aqua Mille florum (Eau de Mille-Fleurs) daraus, welches Wasser vortreflich ist, die Haut zu reinigen und ihre Flecken zu vertilgen. Poppe versichert in seinem Tractatu de hydrope, daß dieses Wasser, wenn es auf die wassersüchtigen Geschwülsten appicirt wird, dieselben ohnfehlbar zertheile. Es wird aber nicht nur äußerlich gebraucht, sondern man giebt es auch innerlich zu zwo Unzen, den Urin zu treiben, die Nieren zu reinigen, und den Sand abzutreiben, welches vermittelst eines flüchtigen nitrösen Salzes geschieht, das in diesem Wasser häufig enthalten ist. Der an der Sonne getrocknete und von allem üblen Geruch befreyte Kuhmist wird mit Rosenwasser oder einem andern wohlriechenden Wasser befeuchtet, und alsdann als ein Räucherpulver ziemlich theuer verkauft.

Der Gebrauch des Kuhharns in der Medicin ist nicht neu; man bedient sich desselben im Frühlinge gegen das Ende des May, wenn die Wiesenpflanzen blühen. Dieser Urin ist purgierend; er führt die serösen Feuchtigkeiten ohne Schmerzen ab, und dient in dem Asthma, in der Wassersucht, in Rhevmatismen, in der Gicht und wider die Vapeurs. Es ist nicht gleich viel, was für Kuhharn man nehme; derjenige, welcher von einer weidenden Kuh kömmt, ist besser, als der von einer, die im Stalle gefüttert wird. Die gute Weide nebst der sorgfältigen Wahl, welche das Thier in den Kräutern macht, hat einen gegründeten

ten Vorzug. Man wählt daher den frischen Urin, welchen eine Kuh, die im Felde weidet, läßt. Die beste Zeit, den Kuhharn zu trinken, ist der Frühling; man kann ihn aber auch im Herbst gebrauchen: man trinkt des Morgens nüchtern zwey Gläser davon durch Leinwand geseigt. Das zweyte eine Viertelstunde nach dem ersten; hernach geht man spazieren und trinkt nach zwo Stunden etwas Fleischbrühe: man muß den Urin aber ganz warm trinken, denn wenn er kalt worden, hat er einen viel schlimmern Geschmack; vorher aber spühlt man sich den Mund mit Brandtwein aus, oder man kauet eine Nelke. Wenn der Kranke am ersten Tage nicht purgiert, so muß man ihm Abends ein Clystier geben. Man darf sich nicht wundern, wenn den ersten und andern Tag der Gebrauch dieses Mittels den Kopf ein wenig einnimmt; es purgiert ohne Schmerz, sehr häufig und sehr oft bis zu funfzehn oder zwanzig mal; wenn man aber anfängt, des Tages nur drey bis vier Oeffnungen zu haben, so hört man auf, und zwey oder drey Tage drauf nimmt man ein gewöhnliches Purgiermittel. Gemeiniglich muß diese Cur zehn bis zwölf Tage nach einander fortgesetzt werden, wofern man nicht gnugsam evacuirt ist, und sich schwach befindet: in diesem Fall ist es besser, am achten oder neunten Tage aufzuhören.

Die Kuhmilch wird unter allen am gewöhnlichsten zur Nahrung gebraucht; sie hat viele butterhafte Theile, wodurch sie sehr dick, fett und nahrhaft wird; sie ist für den Geschmack angenehmer, als die Milch der meisten Thiere. Man findet durch ihre Analysis, daß

sie viel Oel, Phlegma und ein wenig saures Salz enthält. Jedermann weiß, daß die Kuhmilch ein vortrefliches medicinisches Nahrungsmittel ist, und in verschiedenen Krankheiten dienet, als nach erlittenen Blutflüßen, wider die güldne Ader, Jucken der Haut und hartnäckige Krätze, wider die Krankheiten der Lungen und alle diejenigen, wo es darauf ankömmt, das Blut zu versüssen und den balsamischen Theil desselben zu ersetzen: sie ist hauptsächlich wider die Gicht und bey Erschöpfung der Kräfte dienlich, die nach langwierigen scorbutischen Krankheiten folgt. Man braucht die Kuhmilch auch oft an statt aller andern Nahrung, und in diesem Falle zieht man die Jahrszeit nicht in Erwägung: wenn es aber keine dringende Nothwendigkeit ist, so ist es besser, den Frühling oder den Herbst zu erwählen, nämlich den May oder den September. Was die Eigenschaften der Milch betrift, so muß sie weiß, von einem angenehmen Geschmack, und weder allzu klar noch zu dicke seyn; man muß sie ganz warm, wie sie gemolken wird, trinken, weil sie an der Luft leicht verdirbt und sauer wird. So lange man die Milchkur gebraucht, muß man sich von allem, was sauer ist, enthalten, und damit die Milch nicht im Magen sauer werde, thut man ein wenig Zucker hinein, oder man nimmt zuvor einen Scrupel pulverisirte Krebssteine; denn die gefährlichste Verderbniß der Milch ist ihre Gerinnung im Magen; es entsteht darauf die Colik, die Cholera, Verstopfungen in dem kleinen Gekröse, die Bleichsucht und viele andre Beschwerlichkeiten.

Die beste Art die Kuhmilch zu gebrauchen ist, wenn man des Morgens nüchtern ungefähr ein Nößel davon trinkt, und zwo oder drey Stunden darauf etwas Fleischbrühe zu sich nimmt; hernach muß man sich eine Bewegung machen: Nachmittags drey Stunden vor dem Abendessen trinkt man wieder ein Nössel Milch, und continuirt diese Cur einen Monat lang, indem man zuvor Ader läßt und zu purgieren einnimmt, welches letztere man auch zu Ende der Cur thun muß. Während der ganzen Zeit der Cur muß man nichts saures essen noch trinken, kein gesalzenes und geräuchertes Fleisch, keinen Salat, keine rohe Früchte, kein Ragout und Backwerk genießen, weil alles dieses die Verderbung der Milch im Magen befördern würde. Bey aller dieser zu brauchenden Vorsicht muß man sich der Verordnung eines vernünftigen Arztes bedienen, welcher nach Beschaffenheit des Temperaments des Patienten, und der verschiedenen Zufälle der Krankheit das gehörige Verhalten bestimmen muß. Denn die Milch dienet nicht allen Temperamenten, noch unter allen Umständen; sie schadet z. E. denen, die mit Wechselfiebern und hitzigen Krankheiten beladen sind, weil sie gährt und leicht verdirbt, sie schadet auch bey Kopfschmerzen, Schwindel und Epilepsie, weil sie mehrere grobe Theile, als die andern Arten von Milch, enthält: endlich dienet sie auch nicht beym Brechen und in der Cholera und Diarrhoe, wofern nicht die Reizung des Magens von einer scharfen und corrosivischen Materie die Ursache der Krankheit ist. Eben dieses gilt auch bey Verstopfungen der Leber, der Milz und des

kleinen Gekröses, weil die Milch wegen der groben Theile, die sie enthält, dergleichen Verstopfungen vermehrt, anstatt sie zu vermindern; und daher ist es nöthig sie zuvor zu heben, ehe man den innerlichen Gebrauch der Milch anfängt. Was ihren äußerlichen Gebrauch betrift, so ist die Milch ein vortreflich schmerzstillendes Mittel, und zu Zertheilung der entzündeten Geschwulsten, welche in die Suppuration übergehen wollen, sehr geschickt. Man braucht sie mit Nutzen wider die Gicht und in allen Fällen, wo es darauf ankömmt, daß man erweiche, befeuchte und die Ausdünstung befördere; man kocht sie mit Semmelkrumen, und legt es als ein Cataplasma auf den kranken Theil. Die Bähungen mit Milch, worinn Hollunderblumen gekocht werden, sind sehr gebräuchlich wider die Rose, vornehmlich in den ersten Tagen, wo die Hitze der Haut größer ist. Das Cataplasma von Wermuthblättern und etlichen Knoblauchköpfen in Milch gekocht, ist ein bewährtes Mittel wider die Würmer; man legt dasselbe auf den Nabel, und giebt den Abend zuvor dem Patienten ein Clystier von Milch, wodurch die Würmer in die großen Gedärme gelockt werden, und alsdann durch die Bitterkeit des Cataplasma weggehen.

Nunmehr wollen wir die Theile, woraus die Milch besteht, untersuchen, nämlich die Molken, den Zucker oder das Salz der Milch, die Butter und den Käse. Jedermann weiß, daß wenn man die Milch eine Zeitlang an einem warmen Orte stehen läßt, selbige gar bald sauer werde, welches vermittelst einer verborge-

nen

nen Fermentation geschieht, wodurch der käsichte und butterhafte Theil von dem serösen oder wäßrichten geschieden wird. Man scheidet diesen serösen Theil auch davon, wenn man etwas saures, als Limonien- oder Citronsaft, Rheinwein, Cremor Tartari oder Eßig hinzuthut. Indem diese Säuren die Milch coaguliren, scheiden sie die Serosität davon, und präcipitiren die andern Theile auf dem Boden. Der seröse Theil heißt die Molken, welche in vielen Krankheiten mit großem Nutzen gebraucht worden, als wider die Trockenheit der Brust, Wallungen des Geblüts, wider den Husten, alle Arten der Colik, Verstopfung des Leibes, in hitzigen und vornehmlich bösartigen Fiebern, wo man die Molken entweder süß oder säuerlich trinken läßt. Diese Molken sind nichts anders, als ein Wasser, welches ein flüchtiges nitröses Salz enthält, so der Natur des Salmiaks nahe kömmt: vermittelst dieses Salzes öffnen sie den Leib gelind, und reinigen die ersten Wege. Man kann sie den Schwangern sicher geben, wenn sie Verstopfung des Leibes haben. Obgleich die Milch den Hypochondristen und denen, deren Eingeweide verstopft sind, schädlich ist, so sind ihnen doch die Molken sehr zuträglich, weil sie besänftigen und die Steifigkeit der Fasern erweichen, und vermittelst ihres nitrösen Salzes die Verstopfungen nach und nach öffnen. Wenn es darauf ankömmt, die Wallungen des Blutes niederzuschlagen, so giebt man die süßen Molken täglich zu drey bis vier großen Gläsern, indem man ein wenig Zucker oder Violensyrup hinzuthut; man gebraucht diese Cur einen Monat lang, wofern nur der Magen davon nicht erschlappt

wird. Zu Ende der Molkencur nimmt man ein Purgirmittel, die unreinen Säfte abzuführen, die sonst in das Blut übergehen könnten. Ist aber eine Krankheit zu überwinden, welche besondre Mittel erfodert, so verbindet man die Molken mit Säften von Pflanzen, die dazu dienlich sind: wider den Scharbock thut man den Saft von Kresse, Bachbungen oder Löffelkraut hinzu. Wenn man in der Krätze und dem Jucken der Haut das Geblüt reinigen und die Schärfe der Säfte dämpfen will, so thut das Decoct oder die Infusion von Erdrauchkraut (Fumaria) mit Molken vortreffliche Dienste, und so ist es auch in andern Fällen, wo man die Molken mit solchen Pflanzen verbindet, die wider die vorhandenseyende Krankheit dienlich sind. Den Alten waren die Tugenden der Molken nicht unbekannt, und man kann im Hippocrates, Galen, Aetius und andern den Gebrauch, welchen sie davon machten und wie sehr sie ihn anpriesen, nachlesen. Man bedient sich ihrer auch heut zu Tage sehr, und mit Rechte: denn nach unsrer Meynung sind sie eines der besten Mittel und der Natur des Körpers am zuträglichsten, welches wir haben. Jedoch ist es auch wahr, daß die Molken den Alten nicht so wohl bekommen, als jungen Leuten, indem diese gemeiniglich blutreich, gallicht und voller Feuer sind, und deswegen Kühlung nöthig haben; da im Gegentheil die Alten phlegmatisch sind, und wegen ihrer übeln Verdauung nicht einen so guten Nutzen, als junge Personen, davon erhalten. Unterdessen wenn man einige magenstärkende Pflanzen, als die Alantwurzel, wilde Hindläuft, Kresse oder Erdrauchblätter, peruvianische

sche Rinde oder Sarsaparille damit kochen läßt, so kann man verhindern, daß die Molken den Magen nicht allzusehr erkälten oder schlapp machen; und auf diese Art kann man sagen, daß sie jedermann und jedem Alter zuträglich sind.

Man macht aus den Molken zweyerley Arzneyen, die in der Medicin sehr gebräuchlich sind. Die erste ist die Aqua lactis alexiteria, welche bereitet wird, wenn man allerley herzstärkende Pflanzen, als Cardobenedicten, Münze, Wermuth, Angelik und andre mit den Molken vermischt, und aus dem Wasserbade destillirt. Von diesem Wasser giebt man einige Unzen in allen den Fällen, wo man die Lebensgeister stärken und erwecken, oder die bösen Säfte durch eine gelinde Ausdünstung austreiben muß; man vermischt dieses Wasser auch mit herzstärkenden Tränkchen, und es ist besonders in England sehr im Gebrauche. Das andre Wasser, welches aus den Molken bereitet wird, ist unter dem Namen der Aquae pectoralis Limacum bekannt; man hat ein einfaches und zusammengesetztes. Das erstere wird gemacht, wenn man gereinigte Gartenschnecken ein wenig stößt, in einen gläsernen Kolben thut, und Molken darüber gießt; man destillirt alsdann die Hälfte der Feuchtigkeit aus dem Wasserbade, und hebt sie in wohl verwahrten Bouteillen zum Gebrauch auf. Das zusammengesetzte Schneckenwasser wird auf eben die Art bereitet, ausgenommen, daß man noch brustdienliche Pflanzen hinzuthut, als Frauenhaar, Gundermann, Hirschzunge, Malvenblumen, Huflattich, Jujunen und Sebesten.

Diese

Diese Schneckenwasser sind gut wider den Husten, die Schärfe der Brust zu lindern, und man braucht sie in allen Arten der Lungensucht, und besonders in abzehrenden Krankheiten, wenn die Kuhmilch oder Eselsmilch wegen der Säure des Magens nicht durchschlagen können. Diese Wasser ersetzen gewissermaßen den Gebrauch der Milch, indem sie die scharfen Spitzen der Serosität im Blute stumpf machen, die allzugroße Verdünnung des Blutes verhindern, und nicht so leicht als die Milch sauer werden, indem sie nicht so so viel schweflichte wie die Milch enthalten. Die Dosis ist vier Unzen auf einmal, welche täglich viermal eingenommen werden können.

Der Milchzucker oder das Milchsalz wird auf folgende Art bereitet: man läßt vier oder fünf Nößel Milch kochen, und thut, wenn sie kochen, eine Unze wohl pulverisirten Cremor Tartari hinein: die Milch coagulirt sich sogleich; das dünne wird durchgeseigt, Eyweiß klar gemacht, und nochmals durchgeseigt: hernach läßt man sie evaporiren, bis sich oben ein Häutchen formirt: man läßt das Gefäß alsdann an einem kalten Ort einen oder zween Tage stehen, worauf man auf dem Boden und an den Seiten des Gefäßes weiße Salzcrystallen findet. Diese sind das Milchsalz, welches uneigentlich wegen seiner Süßigkeit Milchzucker genennet wird. Man braucht es in allen Fällen, in welchen die Milch selbst dienlich ist, und einige Aerzte behaupten so gar, daß dieses Salz wirksamer sey, als die Milch, und daß man es dieser vorziehen müsse. Es wird gemeiniglich mit Brust-

tränken

tränken vermischt; man thut etwan eine oder ein paar Drachmen davon zu jeder Kanne Trank. Der schweizerische Milchzucker verdienet den Vorzug wegen der guten Viehweiden.

Man findet in den Ephemerid. Germ. Dec. 3. ann. 9 et 10. p. 280. eine Observation vom D. Werleschnigg, welcher eine lange Erzählung von den Eigenschaften des Milchzuckers macht, und viele Curen erzählt, die er vermittelst desselben angestellt. Er brauchte ihn vornehmlich wider die Gicht, den Stein, die Nierenkolik, die rothe Ruhr, den Scharbock, den Krebs und in allen Krankheiten, deren Ursache eine scharfe und fressende Säure in den Säften war. Die Dosis, welche er verschreibt, ist eine bis zwo Drachmen, täglich drey bis viermal, entweder in Fleischbrühe, oder Thee, oder in einer Infusion von Ehrenpreis oder einer andern dienlichen Pflanze. Wir haben zu Paris den Herrn Groß, einen berühmten Chymisten und Arzt, gekannt, welcher uns versichert hat, daß der Milchzucker ein vortreffliches Arzneymittel sey, welches ihm bey vielen Gelegenheiten die besten Dienste gethan. Dieses hat uns bewogen, uns bey diesem Artickel ein wenig weitläuftig zu erklären, weil der Milchzucker eben nicht sehr im Gebrauch ist, und weil man sich daher eines Mittels beraubet, welches den Vorzug vor vielen andern zu verdienen scheinet.

Wir haben oben gesagt, daß die Milch, indem sie sauer wird, sich vermittelst einer innerlichen Fermentation in drey Theile scheidet, nämlich in die Molken, in den butterhaften und den käsigten Theil. Dieser but-

terhafte

terhafte Theil ist nichts anders, als der fetteste und ölichste Theil der Milch, welchen man unter dem Namen der Butter gebraucht.

Die Butter enthält viel Oel und eine mittelmäßige Menge flüchtiges Salz; die Kuhbutter ist am meisten im Gebrauch: man wähle die frische, welche einen süßlichen und angenehmen Geschmack hat; wenn man sie in der Medicin gebraucht, so muß man die Maybutter vorziehen, weil alsdenn die Kräuter alle ihre Kraft und ihren Geruch haben, und die Butter deswegen besonders gute Eigenschaften erhält. Sie ist allenthalben im Gebrauch; die Holländer und nordischen Völker bedienen sich derselben häufiger als die Franzosen, und man glaubt, daß der starke Gebrauch der Butter viel zu ihrer frischen Farbe beyträgt: unterdessen wird durch den allzuhäufigen Gebrauch der Butter der Magen geschwächt und schlapp gemacht; sie verdirbt den Appetit, und erregt Ekel und Erbrechen, und erhitzt sehr, vornehmlich wenn sie alt ist. Die Ursache davon ist, weil die ölichten und fetten Theile sich leicht entzünden, weswegen auch die gallichten Personen sie mäßig gebrauchen müssen, wie auch diejenigen, welche einen schwachen Magen haben. Was die Arzneykräfte der Butter betrifft, so ist dieselbe der Brust dienlich, lindernd und erweichend; sie öffnet den Leib und dämpft die scharfen Spitzen der corrosivischen Gifte; man vermischt sie mit laxirenden Clystieren wider die rothe Ruhr; wenn man sie mit Honig zu einer Salbe macht, so befördert solche den Durchbruch der Zähne, und heilt das Jucken des Zahnfleisches und die

Schwäm-

Schwämme bey den Kindern; man reibt das Zahnfleisch damit, wenn die Zähne bald durchbrechen wollen. Kurz, die Butter ist wegen ihrer fettichten und ölichten Substanz dienlich, alle Arten der Schärfe zu dämpfen: weswegen diejenigen, welche in Metallen arbeiten, als in Spiesglase, Kupfer, Quecksilber und andern, pflegen des Morgens sehr fettes Butterbrod zu essen, um die corrosivische Säure der metallischen Dämpfe einzuhüllen, und zu verhindern, daß sie die innerlichen Theile nicht anfressen. Ettmüller rühmt folgendes Mittel sehr wider die Lungensucht und alle andre innerliche Geschwüre. Man nimmt frische Butter und Krebse, stößt sie in einem steinernen Mörsel zusammen, und preßt sie alsdann aus; das ausgepreßte läßt man über einem gelinden Feuer sich verdicken: diese Butter giebt man zu zwo Drachmen täglich zweymal.

Der Käse ist der dickste und gröbste Theil der Milch, weswegen er eine sehr dichte Nahrung giebt; aber er ist schwer zu verdauen, wenn man zu viel davon ißt; ob er gleich nichts destoweniger die Verdauung befördern kann, wenn er mäßig genossen wird. Er enthält viel Oel, eine mittelmäßige Menge wesentliches Salz, wenig wäßrichte Feuchtigkeit und Erde. Man kann die Käse entweder aus solcher Milch machen, von welcher der butterhafte Theil schon geschieden worden, oder mit solcher, wo dieser Theil noch dabey ist; in dem letztern Falle wird der Käse viel wohlschmeckender, als in dem erstern, wegen dieses butterhaften Theiles, welcher am meisten von dem ölichten

Prin-

Principio und vom flüchtigen Salze erfüllt ist. Der Käse aus Kuhmilch ist der gemeinste; er hat einen sehr angenehmen Geschmack, nährt sehr, ist aber etwas schwer zu verdauen. Einige behaupten, der Schaafkäse sey ihm vorzuziehen, weil er leichter zu verdauen und von keiner so groben und dichten Substanz ist; jedoch, da er nicht so sehr nährt, wie der Kuhkäse, so ist er nicht so gebräuchlich. Der Käse dienet jungen Leuten, welche viel Leibesübung und einen guten Magen haben: alten Personen aber und denen, die von einer zärtlichen Leibesbeschaffenheit, oder die mit Steinschmerzen behaftet sind, ist er schädlich, und sie müssen ihn nur sehr mäßig genießen. Lotichius hat einen besondern Tractat über die schlimmen Eigenschaften des Käses geschrieben, und darinnen bewiesen, daß man sich durch den Genuß desselben zur Gicht, zur Nierenkolik und zu Verstopfungen der Eingeweide geneigt mache: aber dieses muß man nur von dem unmäßigen Gebrauche des Käses verstehen.

Was die Arzneykräfte betrifft, welche der Käse besitzt, so kann derjenige, welcher neu und ungesalzen ist, als ein Breyumschlag auf entzündete Augen und über die schmerzhafte güldne Ader gelegt werden: derjenige, welcher gemacht worden, nachdem der butterhafte Theil von der Milch weggenommen worden, ist als ein Breyumschlag vortrefflich über entzündete Geschwülsten zu legen; er zertheilt dieselben nach und nach, und man kann ihn an statt eines Breyumschlags aus Brodkrume und Milch gebrauchen. Wir finden in den Ephemerid. Germ. Decur. 2. ann. 6. p. 82. eine

eine Observation vom D. Ledel, welcher erzählt, daß ein Mann im Anfalle der Gicht sich sehr erleichtert befunden, indem er einen frischen Käse auf den schmerzhaften Theil legte. Wir lesen aber auch beym Galen, daß man zu seiner Zeit auch den alten Käse zu eben dem Endzwecke gebraucht habe, welches sich nicht gut vereinigen läßt, wofern man nicht sagt, daß der neue Käse im Anfalle der Gicht und so lange die Schmerzen dauern, dienlich sey, daß man aber hernach den alten brauchen müsse, welcher scharf und verdünnend ist, um die verdickte Materie in den Gelenken zu zertheilen. Wir wollen diesen Artickel mit einer Anmerkung des Boerhaave schliessen, die denen nützlich seyn kann, welche den alten und scharfen Käse lieben. Dieser große Arzt sagt uns, daß Personen, welche alten Käse gegessen, eine Entzündung der Lippen, des Zahnfleisches, der Zunge und des Halses bekommen haben; woraus zu schliessen ist, daß solcher Käse den Magen und die Gedärme nothwendig durch seine Schärfe angreifen muß; und da er einen sehr schlimmen Saft hervorbringt, so kann es nicht fehlen, daß er nicht die schlimmsten Wirkungen, wovon wir oben geredet, verursachen müsse. Man muß sich also davon enthalten, oder sich wenigstens nach dem bekannten Verse richten:

Caseus ille bonus, quem dat avara manus.

D. i.

Derjenige Käse ist gut, welchen eine geizige Hand giebt.

Nimm frische Kuhmilch, ein Nößel: weiße Nesselblüthen, eine Handvoll; gestoßnen Zimmet, einen Scrupel. Laß es kochen, und seig es durch: man trinkt diese Milch acht Tage lang des Morgens wider den weißen Fluß.

Nimm Wermuth, eine Handvoll; koche sie nebst zween Knoblauchsköpfen in Milch bis zur Dicke eines Cataplasma, welches man wider die Würmer auf den Nabel legen kann.

Nimm fette Feigen, koche sie in Milch und Wasser, und gurgle dich damit wider die Schwämme und kleinen Geschwüre des Mundes.

Nimm Blätter von Borretsch, Ochsenzunge, Brunnkresse und wilde Hindläuft, von jedem eine Handvoll; stoße sie und laß sie vier und zwanzig Stunden maceriren; thue sie in einen Kolben und giesse vier Kannen Molken drüber. Destillire es aus dem Wasserbade, bis zwey Drittel von der Feuchtigkeit bleiben. Diese Molken sind lindernd und eröffnend, und dienen wider die Hitze der Eingeweide, in anfangenden Verstopfungen und allen hypochondrischen Zufällen. Die Dosis ist täglich drey große Gläser; man muß sie einen Monat lang brauchen, und in der Mitte, wie auch zu Ende der Cur laxieren.

Nimm ein Nößel Molken, und gieß es über eine halbe Handvoll Erdrauchblätter und eine halbe Drachme eröffnenden Stahlsaffran, welcher in

ein

ein feines leinwandnes Säckchen verschlossen ist; laß es eine Nacht stehen, und seig es durch. Diese Molken sind auf einmal zu nehmen wider die Krätze, Flechten, Schwinden und andre Krankheiten der Haut.

Nimm eine Kanne Milch, laß sie kochen und beym ersten Aufwallen thu drey Löffel frischen Senf hinein. Wenn sie etliche mal aufgewallt hat, seige sie durch eine dichte Leinwand. Man nimmt diese Senfmolken drey oder vier Tage nach einander des Morgens nüchtern und Abends bey Schlafengehen. Sie sind ein vortreffliches Mittel wider den Husten, die Engbrüstigkeit und Verstopfung der Lungen, die von verdickten Säften herrühren.

Nimm von der innern grünen Rinde des Hollunderbaums eine Handvoll; laß sie in einem Nössel Wasser und eben so viel Kuhmilch kochen, daß die Hälfte übrig bleibe. Seige sie hernach mit Auspressen durch eine Leinewand, und gieb sie uns dreymal wider die Bauchwassersucht. Man giebt die zwote Dosis eine Stunde nach der ersten, und wenn solche hinlänglich gewirkt und ausgeleert haben, so läßt man die dritte Dosis weg.

Nimm Thee oder eine Infusion von Ehrenpreis, zwölf Unzen; Milchzucker eine halbe Unze. Vermische es und nimm es auf dreymal warm wider die Gicht, Steinkolik und zu Anfange der Lungensucht.

Nimm Hollunderblumen und Bilsenkraut, von jedem eine Handvoll; koche sie in Milch, und lege sie als ein Cataplasma auf, wider die scorbutische Kolik.

Nimm Malvenblätter, eine Handvoll; koche sie in zwo Pfund gemeinen Wasser, daß die Hälfte einkoche; seig es durch ein Leinwand, und thu eine halbe Unze frische Butter hinein; es ist ein erweichendes Clystier.

Camelus. Kameel.

Das Kameel; Camelus *Offic. Lemer.* 167. *Bosch. Dal, Pharm.* 343. *Aldrou. de Quad. Bisulc.* 880. *Schwenckf. Quad. Siles.* 72. *Ionst. de Quad.* 67. Camelus Dromos, *Gesn. de Quad.* 59. Camelus Caspius, *Charlet. Exerc.* 13. Camelus unico in dorso gibbo, seu Dromedarius, *Raii Synop. Anim. Quad.* 143. Camelus omnium Autorum, *Linn. Mat. Med.* Camelus Bactrianus, *Quorund.* franz. Chameau.

Alle Theile des Kameels enthalten viel flüchtiges Salz und Oel. In Asien und Afrika ißt man das Fleisch desselben, und seine Milch ist auch sehr gut zu genießen. Prosper Alpin versichert in seiner Historia naturali Egypti, daß die Araber sich der Kameelmilch wider unzählige Krankheiten mit großem Nutzen bedienen: sie brauchen dieselbe wider die Gelbsucht, das Asthma und die Verstopfungen des Unterleibes. Man sieht unter ihnen niemals Personen,

die der Krätze, dem Aussatze und den andern Krankheiten der Haut unterworfen wären, welches Prosper Alpinus dem beständigen Gebrauche der Kameelmilch zuschreibt, weil sie eröffnend ist, und die Unreinigkeiten des Geblütes durch den Urin abführet. Er erzählt unter andern, daß er eine Weibsperson gekannt habe, die zu gleicher Zeit das Fieber, die Bauchwassersucht und eingewurzelte Verstopfungen der Leber und der Milz gehabt, und zugleich mit Zurückhaltung des Urins geplagt gewesen, von allen diesen Krankheiten aber ist sie durch die Kameelmilch befreyet geworden, welche sie täglich an statt aller andern Arzneymittel getrunken. Außer der Milch braucht man auch in der Medicin das Fett, das Blut, die Galle, den Urin und den Mist dieses Thieres. Das Fett ist lindernd, erweichend und zertheilend; man bedient sich desselben als einer Salbe wider die güldne Ader, deren Schmerzen dadurch gelindert worden. Das Blut dienet wider die rothe Ruhr, und befördert die Empfängniß der Weiber, wenn man die Gegend der Mutter nach der monatlichen Reinigung damit bähet. Wenn man die Kameelgalle mit Honig zu gleichen Theilen vermischt, und als eine Salbe gebraucht, so ist solche zertheilend, und dienet mit gutem Nutzen wider die Bräune. Der Urin ist zur Reinigung der Zähne dienlich, man machte ehemals den Salmiak daraus. Endlich die Galle wird in Wunden als ein reinigendes und zertheilendes Mittel gebraucht; man trocknet sie und reibt sie zu Pulver, welches man auch mit Honig vermischt als ein zertheilendes Cataplasma auf die Geschwulsten legt.

Canis. Hund.

Der Hund, Canis, *Offic. Schroed.* 274. *Bossch.* 245. *Lemer.* 175. *Ind. Med.* 26. *Dal. Pharm.* 448. *Gesn. de Quad. digit.* 243. *Aldrov. de Quad. digit.* 482. *Schwenckf. Quad. Siles.* 73. *Ionst. de Quad.* 122. *Charlet. Exerc.* 26. *Merr. Pin.* 168. *Raii Synop. Anim. Quad.* 175. Canis cauda recurua, *Linn. Faun. Suec.* 12. Canis socius et fidelis, Canis domesticus, *Quorund.* franz. Chien.

Dieses Thier ist jedermann bekannt, und vielleicht unter allen Thieren dasjenige, welches sich am meisten zu dem Menschen hält, und mit der größten Gelehrigkeit alles das thut, was man von ihm fodert. Sein Naturell treibt ihn an, die wilden Thiere zu jagen, und es ist wahrscheinlich, wenn man ihn in den Wäldern, ohne ihn zahm zu machen, gelassen hätte, so würden seine Sitten von des Wolfes und Fuchses nicht unterschieden gewesen seyn, denen er im äußerlichen sehr ähnlich ist, und noch mehr im innerlichen: aber indem man ihn zu einem Hausthiere gemacht, so ist er geschickt geworden, alle seine guten Eigenschaften zu zeigen.

Der Hund enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Sein Fleisch wird bey keiner europäischen Nation zur Nahrung gebraucht, und niemand würde davon essen, es müßte denn in der äußersten Hungersnoth geschehen. Allein bey vielen asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Völkern ist es anders. Die Chineser mästen die Hunde und führen sie auf den

Markt

Markt zum Verkauf, wie wir die Schaafe. Die Einwohner von Senegal und Guinea halten sie nach dem Berichte der Reisenden für ein herrliches Essen. Wir finden beym Hippokrates, daß er das Hundefleisch in vielen Stellen seiner Werke anpreiset. Er sagt z. E. im zweyten Buche von der Diät, wo er von dem Fleische der Thiere handelt, daß das Hundefleisch erhitzt, trocknet und stärker macht, daß es aber schwer zu verdauen ist, da hingegen das Fleisch von jungen Hunden befeuchtend und leicht verdaulich ist; er sagt ferner in seinem Buche de Malo sacro, daß das Hundefleisch denen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, schädlich sey, weil es Krämpfungen in den Eingeweiden verursachet; in seinem Tractat de internis affectibus, giebt er das Fleisch der Hunde, der Haasen und der Vögel für ein sehr leicht zu verdauendes Fleisch aus: in seinem Buche de Superfoetatione preiset er das junge Hundefleisch den Weibern an, weil es die Empfängniß zu befördern geschickt seyn soll. Wir glauben von dieser Materie genug gesagt zu haben, um zu beweisen, daß das Hundefleisch bey den Griechen im Gebrauch gewesen. Eben dieses muß man auch von den Römern sagen, welche sich, wie Plinius und Galen melden, des Hundefleisches als eines gewöhnlichen Nahrungsmittels bedienten. Uebrigens, wenn man auf die Natur und das hitzige Temperament des Hundes Achtung giebt, und bedenket, daß er sich gemeiniglich bloß vom Fleische nähret, so wird man ohne Mühe begreifen, daß das seinige eine stärkere und mehr alkalinische Nahrung geben müsse, als das von den Vögeln und vierfüßigen Thieren, die man gemei-

 niglich

niglich zur Speise gebraucht, und daß folglich das Hundefleisch ein kaltes und phlegmatisches Temperament zu erhitzen geschickt ist, in welchem die Säure die Oberhand hat.

Man legt zuweilen kleine lebendige Hunde auf den Unterleib, die Kolikschmerzen zu lindern, und zwar in solchen Fällen, wo man die Ursache der Krankheiten vermittelst einer gelinden Wärme aus dem Wege räumen kann. Bartholin lehret uns in seinen Actis Haffnienf. Centur. 6. Hist. 33. daß wenn man einen Hund auf den Unterleib eines Menschen, der Kolikschmerzen leidet, legt, dieses Thier nicht so bald die Wärme des Kranken fühlet, als es schon heftig zu speyen anfängt, und daß die Kolik sogleich weichet. Borelli versichert Centur. 3. Obs. 28. daß nichts wirksamer sey, einem der die Gicht hat, Linderung zu verschaffen, als wenn er junge Hunde bey sich liegen läßt; diese aber bekommen die Gicht, so daß sie kaum mehr gehen können. Wenn das, was dieser Schriftsteller sagt, auf wirkliche Erfahrungen gegründet ist, so kann man sie sich sehr zu Nutze machen. Ob man gleich, sagt er, die Ursache gewisser innerlicher Krankheiten nicht weiß, wie auch den Ort nicht, wo die Krankheit ihren Sitz hat, so kann man sich doch davon bey andern Thieren unterrichten und vornehmlich bey jungen Hunden. So bald als diese einige Zeitlang bey einem Kranken gelegen, den Rest seiner Speisen, wie auch seinen Auswurf geleckt haben, so bekommen sie eben dieselbe Krankheit, und wenn man sie öffnet, so findet man, daß der Theil dieser Thiere, welcher ver-

letzt

letzt ist, denjenigen Theil des Kranken anzeigt, der mit eben dem Zufalle behaftet ist: alsdenn ist es nicht mehr schwer, wenn man einmal die Natur und den Sitz der Krankheit erkannt hat, dienliche Mittel dawider zu gebrauchen. Bartholin erzählt in seiner Historia Anat. Centur. 3. Hist. 66. daß Flud, ein englischer Arzt, das Geheimniß gefunden habe, das Podagra eines Krancken in einen Hund zu verpflanzen, der bey ihm schlief, und daß dieses Thier nachher mit eben der Krankheit behaftet worden, welcher sein Herr zuvor unterworfen gewesen. Der gelehrte Herausgeber des Dictionnaire universel de Medecine, theilt uns eine Wahrnehmung hierüber mit, wovon er selbst ein Zeuge gewesen. Ein Edelmann, welcher vom Podagra heftig geplagt wurde, nahm ein Purgiermittel aus Quecksilber, welches in die Speicheldrüsen wirkte, und den Speichelfluß ein wenig erregte; als ein andrer Edelmann von seinen Freunden ihn besuchte, so ließ der Kranke den Napf, worein er spuckte, wegnehmen, und spie etliche mal auf den Boden aus. Ein kleiner Hund, welcher im Zimmer war, leckte den Auswurf ab, und wurde in weniger als einer halben Stunde mit heftigen Convulsionen befallen, woran er nach zehn Stunden starb: vielleicht waren diese Convulsionen sowohl eine Wirkung der podagrischen Materie, wovon der Speichel des Kranken angesteckt war, als auch des Quecksilbers: dieses kann man nicht so gewiß entscheiden: so viel aber ist gewiß, daß der Tod des jungen Hundes einer bösartigen Materie zugeschrieben werden müsse, womit er durch den Speichel seines Herrn angesteckt geworden. Das Exempel, welches

man in den Ephemerid. Germ. Tom. 2. Obs. 183. von einem Hunde findet, welcher die Pocken bekommen, beweiset, daß dieses Thier die Krankheit desjenigen, bey welchen es liegt, bekommen kann: da aber ein Mensch, welcher die Krankheit eines andern annimmt, jenen nicht erleichtert, so ist es wahrscheinlich, daß ein Kranker keine Erleichterung von einem Hunde bekömmt, außer in dem Falle, wenn die Wärme des Thiers die Schweißlöcher des Kranken öffnet, Transpiration befördert, und also den Auswurf der kranken Materie zuwege bringt. In Fällen von dieser Art ist es sehr möglich, daß ein Hund mit eben der Krankheit befallen wird, von welcher er denjenigen, bey welchem er gelegen, befreyet hat. Da die Hunde durchs Lecken ihre Wunden reinigen und deren Heilung befördern, so kann man sie auch die Wunden bey Menschen mit Nutzen lecken lassen, und es ist möglich, daß das Thier dadurch leidet, wenn die Materie, welche es geleckt hat, in seinem Magen bleibt, in die Gefäße dringt, und sich mit den Säften des Körpers vermischt. Man findet davon ein Exempel in den Ephemerid. Germ. Ann. 1. Obs. 4. daß ein Hund räudicht geworden, weil er einen scharbockischen Menschen geleckt, welcher durch dieses Mittel von seiner Krankheit völlig befreyet wurde. Es ist auch nicht allzulange, daß man zu Paris einen Menschen gesehen hat, welchen man den Arzt von Chaudray, welches der Ort seines Aufenthalts war, nennte, der ohne ein anderes Mittel, als das, wovon wir reden, das Geheimniß gefunden hatte, eine große Menge Wunden und alte Geschwüre zu heilen.

Unter

Unter allen Thieren, die wir kennen, sind die Hunde der Tollheit oder der Wasserscheu am meisten unterworfen. Diese Krankheit in diesen Thieren kann mit Recht für eine Art von hitzigen Fieber gehalten werden, welches durch ein verbranntes und vertrocknetes Blut verursacht worden, und das, was zu diesem Fieber Gelegenheit giebt, ist gemeiniglich ein Mangel an Trank und Speise, welcher einige Tage lang währet: dieses Fieber kann auch zuweilen von einer schlimmen Beschaffenheit der verdorbenen Materien, welche die Hunde oftmals fressen, herrühren. Das Gift eines tollen Hundes pflanzt sich sehr leicht fort, und man sieht viele traurige Wirkungen davon, die sich bisweilen erst nach langer Zeit offenbaren. Diese Wirkungen sind Hitze, Trockenheit, und eine so große Reizung des Mundes, des Halses und Magens, daß der Kranke in eine Verwirrung des Gemüths und in die schlimmsten krampfigten Zuckungen verfällt. Hierzu kömmt noch ein so schrecklicher Abscheu vor allen, was flüßig ist, und eine solche Schwierigkeit, dasselbe hinunter zu schlingen, daß der Kranke sie nicht überwinden kann. Diese Schwierigkeit etwas flüssiges zu trinken, kömmt nicht etwan von einer schmerzhaften Empfindung, sondern von einem bloßen Unvermögen etwas hinunter zu schlingen, welches, wie es dem Kranken scheinet, davon herrühret, als ob etwas im Halse herauf stiege, und das Hinunterschlucken verhinderte. Wenn jemand von einem tollen Hunde an dem Munde oder an der Nase gebissen oder auch nur geleckt worden, so verfällt er eher in die Raserey und Wasserscheu, als wenn er sonst an einem andern

Orte wäre gebissen worden: er nimmt gewisser massen das Naturel des Hundes, der ihn gebissen, an: denn er fängt an zu bellen und zu heulen, er wird rasend, und fällt diejenigen an, welche um ihn sind, ohne seine besten Freunde zu unterscheiden. Auf dieses schreckliche Uebel folgt bald der Tod, wofern man dem Kranken nicht schleunige Hülfe verschafft.

Die alten Aerzte und fast alle neuern haben die Raserey in ihrem Anfange für eine inflammatorische Krankheit gehalten, und die schrecklichen Zufälle der Wasserscheu haben sie dem Gifte zugeschrieben, welches durch den Biß des tollen Thieres in dem Körper gebracht worden: folglich haben einige ihre Indicationen wider die Entzündung gerichtet, und kalte Bäder, das Eintauchen in Meerwasser und andre kühlende Mittel gebraucht, die oftmals aber ohne guten Erfolg gewesen: andre, welche durch die Heftigkeit der Zufälle erschreckt worden, haben empyrische Mittel ohne einige bestimmte Indication ersonnen, und sind oft zufälliger Weise in der Cur glücklich gewesen; da sie aber keiner Methode gefolgt sind, so haben sie die Probe nicht aushalten können, und die Aerzte sind also beständig in der Ungewißheit geblieben. Unter diesen Mitteln, welche noch zweifelhaft sind, zählet man 1) das Puluis Palmerii, dessen Composition man in der Pharmacopee des Lemery findet; 2) ein Mittel, dessen Beschreibung wir in dem Artickel von der wilden Rose oder den Hanebutten gegeben haben; ferner die Meerbäder, die noch den meisten Glauben haben, ob sie gleich

nicht

nicht immer mit dem besten Erfolge begleitet sind. Boerhaave redet von einem Menschen, welcher Schiffbruch litte, nachdem er zuvor von einem tollen Hunde war gebissen worden, und der einige Zeit nachher die Wasserscheu bekommen, ob er gleich vielmals untergetaucht worden. Einige Aerzte preisen auch den Gebrauch des Queckfilbers sehr an, aber dieses Mittel ist durch die Erfahrung nicht genug bestätigt, daß man sich mit Grunde darauf verlassen könnte.

Durch das, was wir bisher gesagt haben, ist leicht zu sehen, daß die Arzneykunst noch nicht genug Mittel wider die Raserey habe, welchen man sicher trauen könnte. Unterdessen muß man einer Abhandlung des Herrn Nugents, eines Arztes zu Bath, über diese Krankheit Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dieser stellet uns die Wasserscheu in einem deutlichen Lichte vor; die Erklärung, welche er davon giebt, ist natürlich; seine Indicationen sind begreiflich, und der Erfolg der Mittel, die er braucht, scheint seine Methode zu bestätigen. Er hält die Entzündung nicht für einen wesentlichen Theil der Wassersucht; er zeugt, daß diese Krankheit in ihrem Anfange, ohngeachtet einiger heftigen Zufälle, von keiner inflammatorischen, sondern bloß von einer krampfigten Natur ist, wie die Vapeurs und die Würmer, deren Wirkungen nach jedermanns Urtheil krämpfigte Zufälle sind, und bisweilen alle mögliche Krankheiten, so gar den höchsten Grad einer Entzündung nachahmen. Er behauptet, daß die Wasserscheu eine Art von

Mani-

Manie sey, die mit einer Verwirrung des Gemüths und mit gewissen besondern Veränderungen des Körpers begleitet ist, welche alle von Krämpfungen und Zuckungen irgend eines Theils des Nervensystems, als von ihrer unmittelbaren Ursache herrühren. Wenn es also wahr ist, was Nugent behauptet, daß die unmittelbare Ursache der Wasserscheu in krämpfigen Zuckungen der nervichten Theile besteht, so ist die erste Indication, dieselben zu lindern, und dieses thut er, indem er die besänftigenden Arzneyen mit gutem Erfolg verordnet, als das Opium, den Bisam, den Zinnober, den stinkenden Aland oder den Teufelsdreck, den Kampfer, das Biebergeil u. s. w. Wir schließen diese Materie, indem wir noch mit dem Herrn Nugent anmerken, daß diese Krankheit so heftig ist und einen so schleunigen Ausgang nimmt, daß man keine Zeit zu verlieren hat. Die Krämpfungen müssen sogleich gelindert werden, sonst verursachen sie eine Entzündung, und wenn diese einmal erfolget, so wird der Zustand des Kranken erbärmlich, denn die ersten Krämpfungen und die darauf erfolgte Entzündung verursachen neue Unordnungen; die Entzündung, ob sie gleich nur eine Wirkung ist, wird alsdenn eine Ursache, die mit der erstern zusammen wirkt und zum öftern alle Hoffnung der Genesung aufhebt.

In der Histoire de l'Acad. Royal. des Sciences Année 1723. p. 29. findet man ein Mittel, zu erfahren, ob der Hund, von welchem man gebissen worden, toll gewesen sey oder nicht. Man kann nicht

zwei-

zweifeln, daß dieses nicht sehr vortheilhaft sey, weil die gebissene Person dadurch von einer tödtlichen Ungewißheit befreyet wird, worinn sie sonst beständig leben würde. Dieses Mittel haben wir dem Herrn Petit zu verdanken. Man muß den Hals, die Zähne und das Zahnfleisch des todten Hundes mit einem Stücke gekochten Fleische reiben, welches man hernach einem lebendigen Hunde zu fressen giebt: wenn er es, indem er schreyet und heult, nicht fressen will, so ist der todte Hund wirklich toll gewesen, wofern er nur kein Blut im Rachen gehabt: frißt aber der Hund das Fleisch, so hat man nichts zu befürchten.

Man kann von dem Hunde nach seinem Tode vielerley nützliche Sachen nehmen; wir wollen aber nur diejenigen berühren, welche am meisten im Gebrauch sind: nämlich der ganze junge Hund, das Fett, den Koth und das Fell.

Man macht in den Apotheken aus ganzen jungen Hunden ein Oel oder einen Balsam, welcher Balsamum catellorum genennt wird, und als eine Salbe wider Quetschungen, Schwachheit der Nerven, Lähmung und Zweywuchs gebraucht wird. Man nimmt junge Hunde, und läßt sie in Baumöl kochen, bis ihre Knochen aus einander gehen; hernach seigt man das Oel ab, und thut Dosten oder Wohlgemuth (Origanum) Poley, Quendel, Johannisblumen, Majoran dazu, und setzt es vierzehn Tage lang an die Sonne. Dieses Mittel, wie wir oben gesagt haben, wird äußerlich gebraucht, und bringt oft sehr gute Wirkungen wider die Lähmung hervor. Ler-

mery verordnet die jungen Hunde nebst Regenwürmern in Oel zu kochen, und zu dem abgeseigten reinen Terpenthin und Weingeist dazu zu thun, um es stärkender und geschickter zu machen, die Geschwulsten, Quetschungen und Flüße zu zertheilen.

Das Hundsfett ist in Wunden dienlich, und befördert ihre Heilung; man bedient sich desselben innerlich und äußerlich. Einige wollen, man sollte es mit Brod oder mit andern Speisen vermischt geben, als ein vortreffliches Mittel wider die Lungensucht und Epilepsie. Man muß aber die Sorgfalt brauchen, daß es nicht allzu alt sey, denn es ist sehr durchdringend, wird leicht ranzigt und bekömmt eine Schärfe, die es schädlich macht: man muß es also nur brauchen, wenn es frisch ist. Die Dosis ist ein Scrupel bis zu einer oder anderthalb Drachmen. Zum äusserlichen Gebrauche kann man junge Hunde mit nervenstärkenden Kräutern kochen und alsdann ist es von dem Balsam, den wir jetzt beschrieben, nicht unterschieden, und hat eben den Nutzen.

Der Hundskoth, welcher auf lateinisch Album Graecum, Album Canis, Cynocoprus genennet wird, ist reinigend, verdünnend und zertheilend. Man braucht ihn innerlich wider die Bräune, das Seitenstechen und die Kolik. Die Dosis ist von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme, entweder allein, oder mit dienlichen Tränkchen vermischt; im Sommer ist er besser, besonders, wenn man dem Hunde einige Tage bloß Knochen zu fressen und wenig zu trinken gegeben, damit mehr flüchtiges Salz

im Kothe enthalten sey. Dieses Mittel wirkt durch Schweiße, und da es zertheilend ist, so dienet es auch wider die Blutflüße der Gebährmutter, die von einer Stockung des Geblütes in diesem Eingeweide herrühren, woraus krampfigte Zusammenziehungen entstehen. Denn indem es eine gleichförmige Circulation in den Gefäßen wieder herstellt, so öffnet es dieselben, und erleichtert die Genesung. Man wird ohne Mühe begreifen, wenn man die hitzige Natur des Hundes kennt, daß sein Koth heißer und trockner seyn müsse, als der meisten andern Hausthiere, daher er vermittelst einer reizenden und zertheilenden Schärfe wirkt, von welcher die Wirkungen, die wir beschrieben haben, herrühren. Ettmüller rühmt den Gebrauch desselben sehr wider die Dysenterie; aber wir glauben schwerlich, daß dieses Mittel so gut sey, als er vorgiebt, weil sich bisher noch niemand unterstanden hat, zu versichern, daß die scharfen Substanzen in dieser Krankheit nützlich wären. Es ist wahr, wenn man den Hundskoth mit Zucker und Milch giebt, so verliert er seine Schärfe; er wird so gar seifenartig und reinigend, und kann folglich den Auswurf der scharfen Materie aus den Gedärmen befördern. Es kann auch geschehen, daß ein ölichtes Mittel mit Hundskoth vermischt, den Blutfluß in der Dysenterie heile; indem es die Verstopfungen hebt und die Circulation des Blutes wieder herstellt: aber wir können nicht zugeben, daß der Hundskoth in allen Arten der Dysenterie dienlich sey, als z. E. wenn das Blut durch Beymischung einer scharfen und faulen Materie allzu sehr verdünnet ist, weil in diesem Falle die geringste

Reizung schädlich ist. Eben so wenig sehen wir den Grund, weswegen man den Hundskoth wider die Bräune anpreiset, wenn man sich nicht nach gewissen Vorurtheilen richtet, deren Lächerlichkeit man in der Medicin schon erkannt hat, weil die Hunde dieser Krankheit sehr unterworfen sind: denn ob wir gleich glauben, daß dieses Mittel wider die ödematöse Bräune ganz dienlich sey, so glauben wir doch nicht, daß es in der inflammatorischen auch zuträglich sey. Was den äußerlichen Gebrauch des Hundskoths betrifft, so vermischt man ihn mit Honig, und bestreicht die geschwollenen Mandeln damit, oder das Geschwür, welches sich in der Bräune formirt hat. Die Tugend dieses Mittels besteht in einem nitrösen ammoniakalischen Salze, welches der Hundskoth enthält, und welches durch seine durchdringende Eigenschaft die Geschwulst und Entzündung zertheilt. Man bedient sich auch des Hundskothpulvers, die Geschwüre zu reinigen, welche durch einen schlimmen Gebrauch fetter Sachen unrein und bösartig geworden. Wir gedenken hier nur kürzlich, daß man das Gehirn des Hundes für ein Specificum wider die Manie, und die Hundsgalle für ein eben solches Mittel wider die Epilepsie hält. Wir glauben aber, daß die guten Wirkungen, die man diesen Mittel zuschreibt, vielmehr von den andern Arzneyen herrühren, die man vorher gebraucht hat. Aus den Hundshäuten werden Strümpfe und Handschuhe gemacht, die ihren Nutzen haben: die erstern hält man für ein wirksames Mittel, die Schmerzen

im Podagra zu lindern, wenn man sie an den beschafteten Fuß zieht.

Das Hundsfett kömmt zum Unguento neruino *Pharmacop. Lemery,* und das Oel von den jungen Hunden zum Emplastro Diabotano *Pharmacop. Paris.*

Nimm vom Hundskothpulver eine Unze; Conserve von rothen Rosen, zwo Unzen; reibe es in einem Mörsel zusammen, und thu eine genugsame Menge Diakodiensyrup dazu, und mache ein Cataplasma daraus, welches wider die Bräune um den Hals gelegt wird.

Nimm Oel von jungen Hunden und Rettigsaft, von jedem drey Unzen; Weingeist, Salmiakgeist und Laudanum liquidum, von jedem zwo Drachmen. Vermische es, und mache eine Salbe wider die Gicht; man muß den kranken Theil zuvor mit trockner Leinwand reiben, die Schweißlöcher der Haut zu öffnen.

Der Wolf, Lupus, *Offic. Schroed.* 301. *Bosch.* 275. *Lemer.* 820. *Schwenckf. Quadr. Siles.* 106. *Dal. Pharm.* 448. *Gesn. de Quad. digit.* 634. *Aldrov. de Quad. digit.* 144. *Ionst. de Quad.* 89. *Charlet. Exerc.* 15. *Raii Synop. Anim. Quad.* 173. Canis cauda incurva, *Linn. Faun. Suec.* 13. Lupus vulgaris, Lupus terrestris communis siue vulgaris; Canis syluestris seu nocturnus, *Quorund.* franz. Loup.

Dieses Thier ist unter den Thieren von seiner Art das grösseste und wildeste, stark, gefräßig und der grausamste Feind der Schaafe. Alle Theile des Wolfes enthalten viel Oel und flüchtiges Salz. Es ist nach seinem Tode fast durchgehends nützlich, und man kann sagen, daß es das Uebel, welches er in seinem Leben verursacht hat, durch das Gute wieder ersetze, welches es in der Medicin bringt. Das Fleisch, das Herz und die Leber des Wolfes, wenn sie zusammen oder einzeln gekocht und mit Butter oder auf andre Art zu einem Ragout gemacht werden, sind dienlich wider die Epilepsie, Wassersucht, Lungensucht und bey schwerer Geburt. Einige trocknen die oberwähnten Theile des Wolfes, und reiben sie zu Pulver, wovon sie einen Scrupel oder eine Drachme nehmen. Man findet in den Ephemerid. Germ. Tom. 1. ann. 1727. p. 91. eine Observation von D. Reusner, welcher sagt, er habe eine Dame von vornehmen Stande gekannt, welche einige unglückliche Geburten nach einander gehabt; dieser habe man gerathen, gegen das Ende ihrer Schwangerschaft Wolfsfleisch auf verschiedene Art zubereitet, zu essen, welches sie auch mit grossem Nutzen gethan, so, daß nicht nur ihre Geburt ohne schlimme Zufälle erfolgten, sondern sie würde auch durch dieses Mittel von einer Epilepsie der Gebährmutter befreyt, welcher sie vorher unterworfen gewesen. Die getrockneten und pulverisirten Gedärme des Wolfes dienen wider die Wind- und Steinkolik; die Dosis ist ein bis zween Scrupel. Das Wolfsfett ist erwärmend, zertheilend und nervenstärkend; man braucht es als eine Salbe wider die Atrophie,

lähmung der Glieder und die Krankheiten der Gelenke. Die Knochen dieses Thieres werden pulverisirt und wider das Seitenstechen, das Hüftweh und innerliche Quetschungen gegeben. Die Dosis ist von einem Scrupel bis zu einer Drachme, entweder allein, oder mit dienlichen Tränkchen vermischt.

Nimm Pulver von einer getrockneten Wolfsleber, eine Drachme, gieß ein Glas weißen Wein drüber, und laß es eine Nacht auf heisser Asche stehen; den folgenden Morgen seig es durch eine Leinewand, und gieb es drey Tage nach einander des Morgens nüchtern wider die Wassersucht zu trinken.

Nimm Pulver von getrockneten Wolfsdärmen, eine Drachme; Chamillenblumen, eine kleine Handvoll. Gieß ein Glas weißen Wein darauf, und laß es eine Nacht über heisser Asche stehen; seige die Feuchtigkeit durch eine Leinwand, und drücke sie gelind aus: dieses Tränkchen dienet wider die Windkolik.

Der Fuchs, Vulpes, *Offic. Schroed.* 312. *Bossch.* 281. *Lemer.* 934. *Dal, Pharm.* 448. *Ind. Med.* 125. *Gesn. de Quad. digit.* 966. *Schwenckf. Quad. Siles.* 133. *Aldrou. de Quad. digit.* 195. *Ionst. de Quad.* 92. *Charlet. Exerc.* 15. *Merr. Pin.* 167. *Raii Synops. Anim. Quad.* 177. Canis cauda recta longitudine corporis *Linn. Syst. Nat.* 36. Canis sylvestris cauda recta, extremitate alba, *Nonnull.* franz. Renard oder Goupil.

Der Fuchs enthält viel flüchtiges Salz; die Theile dieses Thieres, die man in der Medicin gebraucht, sind das Fleisch, das Fett und die Lungen. Das gekochte sowohl als das gebratene Fuchsfleisch wird für die Brust dienlich gehalten, und man preißt es also wider die Lungensucht an; vornehmlich aber dienet dasselbe ein Oel zu bereiten, indem man einen ganzen Fuchs in Baumöl kocht, nachdem zuvor die Eingeweide herausgenommen. Dieses Oel ist lindernd, nervenstärkend und zertheilend; man braucht es mit gutem Erfolg wider die Atrophie, das Reissen in Gliedern und die Härte der Spannadern. Das Fuchsfett hat eben diese Eigenschaften, und wird wider das Zittern der Glieder und andre Nervenzufälle gebraucht. Die Lungen des Fuchses werden für ein wahres Specificum wider Lungenkrankheiten gehalten. Man nimmt die Lungen eines gesunden und kürzlich getödteten Fuchses; man wäscht sie, schneidet sie in Stücke, und läßt sie im Ofen in einer gelinden Wärme trocknen; hernach streut man Isop und Andorn drüber, und hebt sie an einem trocknen Orte auf. Die Dosis ist von einem Scrupel bis zu einer oder zwo Drachmen. Dieses Mittel wurde ehemals sehr gerühmt und gebraucht, heut zu Tage aber wird wenig mehr daraus gemacht: es ist besonders wider das Asthma, den Husten und die Brustgeschwüre zu heilen angepriesen worden.

Nimm präparirte Fuchslungen, Süßholzsaft, Frauenhaarblätter, Fenchel und Anissaamen, von jedem eine Drachme. Mache es zu Pulver,

ver, und vermische es mit zween Theilen Zucker, der mit einem Theil Biebenellwasser geschmolzen worden. Dieses Looch dienet die Geschwüre der Brust zu reinigen, und den Auswurf im feuchten Asthma zu befördern.

Nimm Fuchsöl oder Fuchsfett und Biebergeil, von jedem zwo Drachmen; Lorbeeröl, Rosmarinöl und Agtsteinöl, von jedem eine halbe Drachme. Laß alles zusammen über einem gelinden Feuer schmelzen, und mache eine Salbe, womit man das Rückgrad bestreicht, wider den Zweywuchs, die Atrophie und das Gliederreißen.

Capra. Ziege.

Unter dem Ziegengeschlechte begreifen wir fünf verschiedene Arten dieser Thiere, nämlich: 1) Die gemeine Ziege; 2) die Gemsen; 3) das Biesamthier; 4) das orientalische Bezoarthier; 5) das occidentalische Bezoarthier.

Die gemeine Ziege, Capra, *Offic. Schroed. Lemer.* 424. *Bossch. de Quad.* 203. *Merr. Pin.* 166. *Charl. Exerc.* 9. *Schwenckf. Quad.* 98. *Gesn. de Quad.* 270. Capra et Hircus, *Aldrov. de Quad. bisulc.* 619. Capra et Hircus domestici, *Ionst. de Quad.* 46. Capra domestica, *Raii Synop. Anim. Quad.* 77. *Dal. Pharm.* 438. Capra cornibus carinatis arcuatis, *Linn. Syst. Nat.* 42. Capra vulgaris seu villatica, *Quorund.* franz. Chèvre commune, Bique.

Die Ziege und ihr Mann, der Bock, sind von dem Schaafe darinn unterschieden, daß sie mit Haaren und nicht mit Wolle bedeckt sind, und gemeiniglich lange, knotichte und vorwärts gebogene Hörner haben. Diese beyden Thiere enthalten viel flüchtiges Salz und Oel. Das Bockfleisch pflegt man nicht zu essen, indem es einen schlimmen Geschmack und widrigen Geruch hat. Die Ziegen werden nur, wenn sie jung sind, gegessen, denn sonst sind sie hart und schwer zu verdauen. Vom Bocke braucht man in der Medicin das Blut, das Fett, den Koth und den Urin, von der Ziege aber die Milch. Das Bocksblut ist schweißtreibend und zertheilend; es dienet wider das Seitenstechen, das geronnene Blut zu zertheilen, und den Urin und die Monatzeit zu treiben. Die Dosis ist von einem bis vier Scrupeln, entweder allein oder mit einer dienlichen Feuchtigkeit vermischt. Das Bocksfett ist erweichend und zertheilend; man wähle das derbe, trockne und weiße. Schröder hält es für ein Specificum wider die Strangurie, wenn man es auf den Nabel streicht; er rühmt es auch sehr zu einem Stuhlzäpfchen wider die goldne Ader.

Der Bocks- und Ziegenkoth enthalten viel flüchtiges und scharfes Salz, weswegen er reinigend und zertheilend ist. Man bedient sich desselben äusserlich wider die Krätze, kalte Geschwülste und Verhärtung der Milz und Leber: man calcinirt ihn und reibt ihn zu einem feinen Pulver. Der Bocksharn, so warm wie er von dem Thiere geht, getrunken, wird für ein vortreffliches urintreibendes Mittel gehalten, und wider

die Wassersucht gebraucht. Schröder, Ettmüller und viele andre Ärzte rühmen ihn sehr wider diese Krankheit, wie auch die Urinwege zu reinigen.

Die Ziegenmilch hält das Mittel zwischen der Kuh- und Eselsmilch; sie ist nicht so dick, wie die erstere, und nicht so wäßricht, wie die andre, weswegen sie vorzüglich Personen von einem feuchten Temperament gegeben wird, deren Magen schlapp ist, und denen die Kuhmilch zu schwer, die Eselsmilch aber zu wäßricht seyn würde. Die Ziegenmilch ist ein wenig zusammenziehend, weil diese Thiere gemeiniglich Eichenlaub und andre zusammenziehende Pflanzen fressen, die der Milch eine solche Eigenschaft mittheilen. Deswegen dienet sie nicht nur in den Krankheiten der Brust, jedoch nicht so gut als die Eselsmilch, sondern auch in abzehrenden Krankheiten, die mit wäßrichten Bauchflüßen begleitet sind, wie auch in langwierigen Durchfällen von jeder Art. Man muß nur Achtung geben, daß die Ziegen, deren Milch man den Kranken verordnet, nur solche Kräuter fressen, welche einen guten und gesunden Saft enthalten: denn die Ziegen lieben die Wolfsmilch sehr, deren Saft eine fressende Schärfe hat, wodurch die Ziegenmilch mit scharfen Salzen erfüllt wird, und also dem Kranken ein Fieber verursachen, oder wenn es schon vorhanden ist, dasselbe vermehren kann.

Die Ziegenmolken sind eröffnender und urintreibender als die Kuhmolken, wegen der Salze, welche sie enthalten: daher giebt man ihnen den Vorzug wider die Gicht, den Scharbock und die Verstopfungen des Unterlei-

terleibes; sie laxiren gelind, öffnen, reinigen und kühlen. Die Milch von einer Ziege, welcher man Purgiermittel gegeben hat, laxiret ein säugendes Kind hinlänglich, wenn man diese Milch der Amme zu trinken giebt. Was das Verhalten betrifft, welches man beym Gebrauch dieser Milch zu beobachten hat, so muß es überhaupt eben so eingerichtet werden, wie wir oben bey der Kuhmilch gesagt haben.

Nimm pulverisirtes Bocksblut, eine Drachme, vermische es mit einem Glas lauen rothem Wein und gieb solchen wider das Seitenstechen zu trinken, nachdem der Kranke zuvor Ader gelassen hat.

Nimm präparirtes Bocksblut, eine halbe Drachme; Cardobenedictensalz und vom ölichten flüchtigen Salze des Sylvius, von jedem zehn Gran; vom mineralischen Bezoar, acht Gran. Vermische alles mit einer halben Drachme Confection Alkermes, und mache einen Bissen daraus, welchen man in Oblaten einem, der mit Seitenstechen behaftet ist, giebt, und ein Glas Ptisane aus Scorzonerenwurzel darauf trinken läßt.

Der Gems, Capra Alpina, *Offic. Dal. Pharm.* 438. Capra Alpina siue Rupicapra, *Schroed.* 276. Rupicapra, *Bellon. Obseru. Ed. Clus.* 57. *Gesn. de Quad.* 292. *Charlet. Exerc.* 9. *Ionst. de Quad.* 52. *Raii Synop. Anim. Quad.* 78. Dorcas siue Rupicapra, *Aldrov. de Quad. Bisulc.* 725. Caper montanus

tanus Alberto, Capra cornibus surrectis uncinatis, *Linn. Syst. Nat.* 71. Capra montana, Tragus Dorcas, Caprea Varroni, Plinio, Martiali, Scaligero, Ægagros, Oppiani, Kemas Æliani, Dama Veterum, *Quorund.* franz. Chévre des Alpes, Chamois oder Ysard.

Der Gems ist ein furchtsames Thier; er hält sich auf den rauhesten Felsen auf, und es ist gefährlich ihn zu jagen: denn wenn die Gemsen sich verfolgt sehen, so fliehen sie von einer Höhe auf die andre, bis die Hunde ihnen nicht mehr folgen können. Man findet in dem Magen der Gemsen oft eine Art von Stein in Form einer Kugel, welche von einigen Schriftstellern Bezoar Germanicum genennt wird. Diese Kugeln bestehen aus kleinen Zasern von Pflanzen, die in einander gewunden sind.

Die Gemsen enthalten in allen ihren Theilen viel flüchtiges Salz und Oel. Die Theile, welche von diesem Thiere in der Medicin gebraucht werden, sind das Fett, die Galle und der Stein, welchen man bisweilen in seinem Magen findet, und welcher auf lateinisch Egagropila genennt wird. Das Gemsfett mit Milch vermischt, ist gut wider die Geschwüre der Lungen: man muß aber den Gebrauch desselben eine Zeitlang fortsetzen. Die Galle stärkt das Gesicht, reinigt die Geschwüre der Hornhaut, und vertreibt die Flecken derselben. Der Gemsenstein oder deutsche Bezoar ist von der Größe einer welschen Nuß, schwärzlich, und hat einen angenehmen Geruch, wenn er zerbrochen wird. Ehemals wurde er sehr gesucht; man

brauchte

brauchte ihn an statt des orientalischen Bezoars, wider die bösartigen Fieber, die Pest, den Gift, und in allen Fällen, wo man die Transpiration befördern, das Herz stärken, dem Gifte widerstehen, und die Säfte von einer schädlichen Feuchtigkeit befreyen muß: die Dosis ist von einem halben bis zu einem Scrupel in einem herzstärkenden Wasser, oder von drey bis zu sechs Gran als ein Präservativ. Heut zu Tage aber, da man die Sachen mit mehrerer Sorgfalt, als sonst, untersucht, ist dieser Stein sehr von seinem Ansehen gefallen. Der berühmte Autor, dessen Werk wir fortsetzen, Herr Geoffroy, hat angemerkt, daß der Gemsenstein aus einem Haufen Haaren besteht, welche dieses Thier verschlingt, wenn es sich leckt, und aus Zasern von Pflanzen, die der Magen nicht hat verdauen können. Jetzt schätzt man sie nicht mehr hoch, und man zieht ihnen mit Recht die Zubereitungen aus Hirschhorn vor. Das, was die Alten betrogen, ist, daß sie sich einbildeten, diese Steine würden aus den Säften der Pflanzen formirt, womit diese Thiere sich nähren: aber ihre Structur giebt deutlich zu erkennen, daß man keine große Wirkung davon erwarten kann.

Das Biesamthier, Animal moſchiferum, *Offic. Dal. Pharm.* 441. *Raii Synopſ. Anim. Quad.* 127. Moſchius ſiue Moſchi Capreolus, *Schroed.* 301. *Geſn. de Quad.* 786. Capra Moſchi, *Aldrou. de Quad. biſulc.* 743. *Ionſt. de Quad.* 55. Capra Moſchi, aliis Ceruus odoratus, *Charl. Exerc.* 10. Moſchus, *Lemer.* 581. Capra cornibus teretibus, dimidiato-annulatis, arcuatis, *Linn. Syſt. Nat.*

Nat. 71. Gazella ſeu Caprea Moſchi, Gazella Africana, Tragus Stepſiceros, Oryx Antiquorum, Gazelus, Dorcas peregrina, Libica ſiue Moſchifera, animal Moſchi, Moſchum gignens, ſiue ex quo Moſchus colligitur, *Nonnull.* franz. Chévre d'Afrique, Gazelle, Animal de Muſc.

Der einzige Theil, deſſen man ſich von dieſem Thiere in der Medicin bedienet, iſt der Bieſam. Dieſes iſt eine fettichte Subſtanz, dunkelroth wie geronnen Blut, von Geſchmack ein wenig ſcharf und bitter, von einem angenehmen aromatiſchem Geruche: man findet dieſe Subſtanz in gewiſſen Säckchen, die das Bieſamthier in der Gegend des Nabels hat. Man kauft den Bieſam gemeiniglich in Blaſen: man wähle den trocknen, deſſen Blaſe dünn und wenig haaricht iſt: das Haar muß braun ſeyn, weil dieſes das Merkmaal des Tunquiniſchen Bieſams iſt, der am meiſten geſchäzt wird: der Bieſam von Bengala iſt geringer, und in Blaſen mit weißen Haaren eingehüllt. Es iſt genug, daß der Bieſam eine ſeltne und koſtbare Sache ſey, um ihn zu verfälſchen zu ſuchen. Die Art, wie man ihn verfälſcht, iſt, daß man Blut, Haut und andre Theile des Bieſamthiers dazu thut, und man verkauft alles dieſes zuſammen für wahren Bieſam. Aber der Betrug iſt leicht zu entdecken: denn der wahre Bieſam verraucht gänzlich, wenn er auf glüende Kohlen geworfen wird, anſtatt daß von dem verfälſchten immer etwas auf den Kohlen zurückbleibt.

Der Bieſam beſteht faſt ganz aus Schwefel und flüchtigem Salze, indem er ſehr wenig Erde anhält; folg-

folglich ist er von Natur heiß, trocknend, verdünnend, zertheilend, herzstärkend, gifttreibend und auch hauptstärkend. Man braucht ihn vornehmlich wider das Herzklopfen und in allen andern Krankheiten des Herzens, weil er die Lebensgeister stärkt und belebt. Daher kömmt es auch, daß man sich desselben in den Krankheiten des Hauptes und der Nerven, die von dicken Feuchtigkeiten herrühren, wie auch wider die Kolikschmerzen bedienet. Die Dosis ist von zween bis zu sechs oder acht Gran. Die beste Art den Biesam zu brauchen, ist, wenn man ihn mit zwey oder dreymal so viel weißen Zucker abreibt, woraus eine sehr wohlriechende Vermischung entsteht; oder man löset ihn in Weingeist auf, und zieht eine Tinctur heraus, wodurch seine Wirksamkeit und sein Geruch sehr vermehret worden. Die Dosis von dieser Tinktur ist acht bis funfzehn Tropfen, die man mit haupt- und herzstärkenden Wassern vermischt. Man kann endlich den Biesam mit viermal so viel von einem Elaeo-saccharo verbinden, welches sich mit andern dichten flüchtigen Compositionen vermischen läßt.

Zärtliche Personen, dergleichen gemeiniglich die hysterischen Frauenzimmer und die Gelehrten sind, deren Lebensgeister subtil, und deren Nerven sehr reizbar sind, können den Geruch des Biesams und andrer wohlriechender Sachen nicht gut vertragen; er nimmt ihnen den Kopf ein, und verursacht ihnen Schwindel und eine Art von Trunkenheit. Man muß, wenn man ihnen diese Arten von wohlriechenden Arzneyen geben will, verhindern, daß sie dieselben nicht riechen: daher

daher giebt man sie ihnen in Form der Pillen, welche man geschwind verschlucken kann, ohne daß sie den Geruch reitzen.

Seit einigen Jahren haben die englischen Reisenden erzählt, daß man in China und zu Tunquin den Biesam wider die Epilepsie, Manie, Convulsionen und alle dergleichen Nervenzufälle mit gutem Erfolg gegeben, und man hat eben dieses in England und Frankreich versucht; aber der Erfolg hat nichts gewisses entschieden, und es ist nöthig, daß man neue Versuche mache, um die Tugend dieses Mittels zu bestimmen. Man vermischt den Biesam mit Zinnober, und giebt ihn in einer größern Dosi, als wir oben gesagt haben, nämlich acht bis funfzehn Gran anstatt zween bis acht. Wir haben in einigen Krankheiten den Biesam auf diese Art anwenden gesehen, wo er sehr gute Dienste gethan zu haben scheinet: aber da man zu gleicher Zeit auch andre Arzneymittel gegeben, so können wir nicht entscheiden, ob die Genesung von diesen Krankheiten dem Biesam oder den andern Arzneyen zuzuschreiben sey. Die Zeit und neue Erfahrungen werden das Urtheil, welches man darüber fällen soll, bestimmen.

Man braucht den Biesam auch äusserlich die Flecken der Augen zu vertreiben, und die Feuchtigkeiten zu trocknen, die sich in diese Theile werfen. Man legt auch einige Gran in etwas Baumwolle in die Ohren wider die Taubheit.

Nimm

Nimm gereinigten Saft von Münze, vier Unzen; zusammengesetztes Wermuthwasser und starkes Zimmetwasser, von jedem eine Unze; pulverisirtes Biebergeil, eine Drachme; Biesam, sechs Gran; weißen Zuckerkand, eine halbe Unze. Vermische alles und mache einen Julep, wovon man einen Löffel voll nimmt wider die Cardialgie, das Brechen und den Schlucken.

Nimm schwarz Kirschwasser, zwo und eine halbe Unze; zusammengesetztes Päonienwasser, eine halbe Unze; Lavendelspiritus, zehn Tropfen; präparirte Perlen, einen Scrupel; weißen Zuckerkand, anderthalb Drachmen. Vermische alles, und mache einen Julep, wovon man täglich dreymal zwo bis drey Drachmen auf einmal nimmt, wider den convulsivischen Husten der Kinder.

Nimm Biesam, acht Gran; Drachenblut und weißen Zucker, von jedem einem Scrupel. Vermische es mit Syrup von trocknen Rosen, und theile es in vier Theile, welche man vier Tage nach einander des Morgens nüchtern nimmt, wider das Brechen, den Schlucken und die Ohnmachten.

Nimm von der florentinischen Veilchenwurzel, anderthalb Drachmen; Biesam, drey Gran; weißen Zucker, sechs Unzen. Vermische es und mache ein Pulver, wovon man eine Messerspitze voll

voll täglich dreymal nimmt, wider das Asthma, den Husten, Verstopfung der Lungen und den übeln Athem zu verbessern.

Das orientalische Bezoarthier; Capra siue Gazella Bezoardica Orientalis, *Offic. Dal. Pharm.* 438. Capricerua Orientalis, e qua Lapis Bezoar Orientalis, *Schroeder* 277. Hircus Bezoarticus, *Charl. Exerc.* 11. Capra, siue Harcus Bezoarticus, *Aldrou. de Quad. bisulc.* 455. Capra siue Hircus Bezoarticus, vel potius Pasaharticus, *Ionst. de Quad.* 56. Gazella Indica cornibus rectis longissimis nigris, prope caput tantum annulatis, *Raii Synop. Animal. Quad.* 79. Caper Bezoarticus; Animal Bezoarticum Orientale, *Quorund.* franz. Chévre ou Gazelle du Bezoard Oriental.

Wie Rajus sagt, so kömmt dieses Thier an Größe einem Gemsen nahe, und hat aschfarbige Haare; sein Schwanz ist ohngefähr einen Fuß lang und mit langen Haaren versehen; die Hörner sind fast drey Fuß lang, gerad, schwärzlich, unten gewunden, übrigens aber glatt. Was die so berühmten Bezoarsteine betrifft, so habe ich aus hundert Erfahrungen gesehen, daß ihre Tugenden nicht so groß sind, als man sonst geglaubt hat. Uebrigens sind diese Arten von Steinen diesen Thieren, welche sie haben, eben so beschwerlich, als die Nieren- und Blasensteine den Menschen. Daher können diese Thiere mehr oder weniger geschwind laufen, nachdem die Steine in ihrem Leibe größer oder kleiner sind. Kämpfer sagt in seinen Amonit. exot. daß das Land des wahren ori-

entalischen Bezoarthiers die Provinz Laar und einige andre Provinzen Persiens sind. In den männlichen Thieren dieser Art findet man größere und häufigere Steine, als in den weiblichen. Man vermuthet, daß sie Steine im Leibe haben, wenn sie alt und sehr mager sind, wenn sie einen längern Hals haben, und gern vor der Heerde hergehen, und die Fallen, welche ihnen gestellt werden, mit mehrerer Vorsichtigkeit, als die andern, vermeiden. Man vermuthet, daß dieser Stein sich aus der harzigen und schleimigten Substanz der Kräuter formiret, welche das Thier gefressen und verdaut hat, und welche anfangs die Seiten des Magens einnimmt, und hernach in Form eines Steines verdickt. Die grünlichen oder bläulichen Steine schätzt man am meisten, wie auch die runden, alsdenn die eyförmigen, und hernach die cylindrischen: von den Persianern werden sie mehr gesucht, als von den Europäern, und Kämpfer sagt, er habe kaum einen Menschen von einigen Ansehen gefunden, welcher nicht einen solchen Stein unter seinen Seltenheiten verwahret hätte. Die Größe und das Gewicht vermehren nach Proportion den Werth und den Preiß, welcher bisweilen übermäßig ist: daher ist es auch sehr selten, daß man bey den europäischen Apothekern wahre orientalische Bezoarsteine findet: denn man findet dergleichen Steine, die aber in Vergleichung mit den vorhergehenden unächt sind, in verschiedenen andern wilden Thieren des orientalischen Indiens, als bey denen Rehen, welche Ahu genennt werden, und die von den Hirschen nur durch ihren Bart und ihre Hörner, welche nicht ästigt sind,

sich

sich unterscheiden, vornehmlich bey den Affen: die Steine dieser leztern werden von gewissen Leuten vorgezogen und in kleinen Büchsgen verwahret. Wir merken noch an, daß die Bezoarthiere, welche Bontius in der Citadelle zu Batavia gesehen zu haben sagt, Ahu gewesen sind.

Das Occidentalische Bezoarthier; Capricerua Occidentalis, *Offic. Schroed.* 278. Ceruis minor Americanus Bezoarticus, *Dal Pharm.* 439. Mazama seu Ceruus, *Henr.* 324. Cuguacu Eté et Cuguaçu-Aparà Brasilienſicus, *Piſon. Hiſt. Nat.* 97. Capreolus marinus Ionſtono, *Raii Synop. Animad. Quad.* 90. Caprea Braſiliana, Capricer-uus Americanus ſiue Occidentalis, *Nonnull.* franz. Chévre de Bézoard Occidental.

Die Occidentalischen Bezoarthiere sind nicht so wild, daß sie sich nicht leicht sollten zähmen lassen; sie nähren sich von Kräutern, Blättern und Früchten, und käuen wieder; daher sind ihre Eingeweide auch so, wie der andern wiederkäuenden Thiere, beschaffen, wie man an den Hornthieren sehen kann, welche nur an einer Kinnlade Zähne haben. Ob man gleich behauptet, daß es nicht nur gewisse Vögel, sondern auch einige unter den vierfüßigen Thieren giebt, als die Hirsche und Rehe, welche keine Galle haben, so scheinet mir doch die Galle in einem thierischen Körper so nothwendig zu seyn, daß, wenn sich dieselbe auch nicht an dem gewöhnlichen Orte befindet, die Natur sie dennoch lieber an einen andern Ort gesetzt hat, als sie derselben gänzlich zu berauben. Noch mehr, obgleich nach dem Zeugniß des Aristoteles die Vögel

keine Urinblase haben, so versichert derselbe nichts destoweniger, daß die Natur ihnen die Galle nicht versagt hat. Das Fleisch dieser Thiere ist von sehr gutem Geschmacke, und giebt eine vortreffliche Nahrung. Der Stein aber, welcher in ihrem Magen enthalten ist, wird von den Brasilianern für eine herrliche Arzney und ein Gegengift gehalten. Die Jäger bekommen zuweilen diesen Stein mit größrer Mühe als das Thier selbst, denn wenn sich dasselbe verwundet fühlt; so speyt es denselben aus dem Magen hervor, so, daß der Jäger den Stein nicht findet, wenn er nicht wohl Achtung giebt.

Es scheinet uns, daß weder die Griechen noch die Lateiner einige Meldung vom Bezoarsteine gethan haben, eben so wenig als von dem Thiere, in welchem er hervorgebracht wird, und wir sind die Känntniß desselben bloß den Arabern und den Neuern schuldig. Nach Caspar Bauhins Meynung, welcher einen Tractat voller Gelehrsamkeit über diese Materie geschrieben hat, nennen die Araber und unter andern Serapion den Bezoar Hager Alzbesahar, welches so viel heißt als gifttreibender Stein, oder auch Baldzahar, oder Bedezahar, im Persischen Pazar, woraus man Bazar, Bezar, Bezoar gemacht hat: alle diese Wörter aber bedeuten ein Antidotum, oder ein Gegengift.

Die beyden Arten von wilden Rehen geben der Medicin nichts weiter als den Bezoarstein, welcher in ihrem Magen erzeugt wird, oder auch bisweilen in der Gallenblase verschiedener Arten von Thieren, die man

sowohl

sowohl in Ost- als Westindien findet: diese Thiere sind der Bock und die Ziege, das wilde Schwein, der Affe und andere. Die Tugenden dieses Steins kommen von einem flüchtigen schweflichten, oder ölichten Alkali, welches die Säure zerstört; und vermittelst dieses Alkali sind die Bozoarsteine schweißtreibend, herzstärkend; sie widerstehen der Bösartigkeit der Säfte, hemmen die Bauchflüße, dämpfen den Schwindel, das Herzklopfen, und tödten die Würmer. Die Dosis ist von vier bis zu sechzehn Gran, entweder allein, oder mit einer dienlichen Feuchtigkeit vermischt: wenn es westindischer Bezoar ist, so kann man die Dosis um ein Drittheil vermehren, weil seine Tugend schwächer ist. Die einzige Präparation, welche dieser Stein erfordert, ist, daß man ihn zu einem feinen Pulver reibt, nur muß man Achtung geben, daß man nur das wahre Bezoardische pulverisire und es von aller fremden Materie absondere, vornehmlich, wenn sich Spreu, Holz, Steine und andre Substanzen, welche gar keine Kraft haben, darunter befinden. Es kommen vielerley Umstände zusammen, welche verursachen, daß die Eigenschaften des Bezoars zweifelhaft und schwer zu bestimmen sind. Erstlich die Ungewißheit, worinn man fast immer ist, ob man einen wahren Bezoarstein habe, indem derselbe selbst von den Indianern verfälscht wird, und die Europäer eine große Menge solcher Steine nachmachen, daß es sehr leicht ist, sie für wahr zu halten. Zweytens ist dieser Stein in so hohem Preise, daß es selten möglich ist, den Gebrauch desselben zu verordnen, besonders in gnugsamer Menge, um zu bestimmen, ob seine Eigenschaf-

ten wahr oder eingebildet sind. Unterdessen kann man ohne diese Proben von der Wirksamkeit eben so wenig, als von der Tugend einer andern Ingredienz sagen: die Gestalt und Zergliederung sind nicht hinlänglich, und die Vermuthungen, welche man aus dem Geschmacke ziehen könnte, würden keine mehrere Gewißheit haben, was auch Quinci davon sagen mag. Was uns betrifft, so halten wir den Bezoarstein nicht für so wichtig in der Medicin: denn was für Vertrauen kann man auf ein Arzneymittel setzen, von welchem man muthmaßen muß, daß es verfälscht sey, und weil man selten Gelegenheit hat, dasselbe zu verordnen, so sind seine Wirkungen auch nicht so genau bekannt. Wir können so gar hinzusetzen, daß einige Aerzte, welche die Eigenschaften desselben mit Sorgfalt untersucht haben, fast gar keine Arzneykraft darinn entdecken können. Hildanus Cent. 6. Obs. 89. geht noch weiter und sagt, daß der Bezoarstein oftmals schädlich sey; er führt ein Exempel von einem Quartanfieber an, welches durch den Gebrauch des Bezoarsteins verursacht worden; woraus wir mit Grunde behaupten, daß man wohlfeilern und sicherern Mitteln den Vorzug geben müsse, dergleichen die Zubereitungen des Hirschhorns, die Confection von Hyacinth, das schweißtreibende Spießglas und andre gifttreibende Mittel sind, die man leicht bey der Hand hat. Vielleicht würden die Sachen anders seyn, wenn wir wahre Bezoarsteine hätten.

Nimm Orientalischen Bezoarstein, präparirte Perlen, Krebssteine, rothe Corallen, weißen Amber,

Amber, und calcinirtes Hirschhorn, von jedem eine Drachme; Pulver von Krebsschalen, sechs Drachmen. Mache alles zu einem feinen Pulver, wovon die Dosis sechs Gran bis zu einer halben Drachme ist, wider Unverdaulichkeiten, die durch eine Säure im Magen verursacht worden.

Castor.

Der Bieber, Castor, *Offic. Schroed.* 279. *Lem.* 201. *Bossch.* 376. *Rondelet de Aquat.* 236. *Gesn. de Quad. digit.* 309. *Aldrou. de Quad. digit.* 276 *Ionst. de Quad.* 102. *Charl. Exerc.* 18. *Dal. Pharm.* 445. Fiber, *Bellon. de Aquat.* 30. *Schwenckf. Quad. Siles.* 94. Fiber siue Castor, *Schonew. Ichth.* 34. Castor siue Fiber, *Raii Synops. Anim. Quad.* 209. Castor cauda ouata plana, *Linn. Syst. Nat.* 39. Castor Canadensis, *Ind. Med.* 30. Canis Ponticus seu fluuiatilis, *Quorund.* franz. Castor oder Bièvre.

Man findet in den Ephemerid. Germ. eine sehr weitläuftige anatomische Beschreibung des Biebers, welche Johann Jacob Wepfer gemacht hat, und eine andre, die nicht weniger weitläuftig ist, in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, woraus wir das vornehmste hier anführen wollen.

Die Alten haben fast nichts von diesem Thiere gemeldet, und die Neuern haben vielmehr sein Naturell beschrieben, als den Bau seines Körpers untersucht. Aus der Zergliederung eines solchen Thieres führen

wir hier nur dasjenige an was zur Känntniß des Biebergeils gehöret. Die Oeffnung, durch welche der Bieber seinen Unflath weggiebt, ist zwischen dem Schwanze und dem Schaambeine, ohngefähr zween Zoll höher, als der Anfang des Schwanzes, und viertehalb Zoll tiefer als das Schaambein. Aus dieser Oeffnung geht sowohl der Harn als die Excremente. An den innern Seiten dieser gemeinschaftlichen Oeffnung fanden wir, sagen die Zergliederer dieses Thieres, zwo kleine Höhlen, und der äußern Haut gegen über fühlten wir zwo Erhebungen, die wir hernach für die Säckchen oder Bläschen erkannten, welche das Biebergeil enthalten; und da dieses das merkwürdigste an diesem Thiere ist, so untersuchten wir es mit einer besondern Sorgfalt. Die Naturforscher haben verschiedentlich davon geredet. Einige versichern, daß das Biebergeil in den Hoden des Biebergeils enthalten sey, und Aelianus sagt, daß dieses Thier, wenn es verfolgt wird, sich selbst die Hoden abbeisse, und solche den Jägern gleichsam zur Ranzion überlasse. Andre halten dafür, daß das Biebergeil sich nicht in den Hoden befinde, sondern in den Säckchen, welche besonders bestimmt sind, diese Feuchtigkeit anzunehmen. Um uns von der Wahrheit zu überzeugen, so nahmen wir die Haut weg, und entdeckten an dem Orte, wo wir die Erhebungen bemerkt hatten, vier Säckchen unten am Schienbeine. Die zwey erstern waren in der Mitte, und höher als die beyden andern. Sie stellten beyde zusammen ein Herz vor, dessen oberer Theil ohngefähr einen Zoll tief unter dem Schaambeine war. Die größte Breite dieser beyden Säckchen,

chen, zusammen genommen, betrug ein wenig mehr, als zween Zoll, und die Länge von oben bis zur gemeinschaftlichen Oeffnung, auch ohngefähr zween Zoll. Sie waren äusserlich aschfarbig mit vielen weißlichten Streifen. Ihre äußerliche Haut war ohne Runzeln, und schien hell und durchsichtig, so daß ihre Farbe von der darunter liegenden Haut entlehnt zu seyn schien, und wir fanden in der That, als wir eines von diesen Säckchen geöffnet hatten, daß die innere Haut aschfarbig und fleischicht war, und viele Runzeln oder Falten hatte, zwischen welchen wir die Ueberbleibsel einer grauen Materie von stinkendem Geruche fanden, welche fest daran hieng. Diese Falten erstrecken sich durch beyde Säckchen, die vermittelst einer Oeffnung von mehr als einem Zoll mit einander vereinigt und nur unten getrennt waren. Unter diesen erstern Säckchen waren zwey andre, eines zur Rechten, und das andre zur Linken, von der Figur einer etwas platten Birne; sie waren jedes drittehalben Zoll lang, und zehn Linien breit. Diese beyden untern Säckchen waren mit den obern in der Gegend der gemeinschaftlichen Oeffnung genau vereinigt, und es ist wahrscheinlich, daß die Materie des Biebergeils, wenn sie angefangen hat, sich in den beyden obern Säckchen zu präpariren, in die untern geht, um mehr Consistenz, mehr Geruch und eine gelbere Farbe zu bekommen. Daher war die Structur dieser Säckchen sehr verschieden, indem die untern aus Drüsen zusammengesetzt schienen, so wie die Nieren bey jungen Thieren; denn an ihrer äußern Oberfläche befanden sich eine große Menge kleiner runder Körper, von verschiedener Größe, die

größten übertrafen nicht eine mittelmäßige Linse. Sie waren alle mit derselben Haut bedeckt, welche die grossen Säckchen äußerlich umgab, und welche nichts anders als eine Fortsetzung der gemeinschaftlichen Haut der Muskeln ist. Nachdem wir viele von diesen kleinen drüsichten Körperchen geöffnet hatten, fanden wir, daß sie aus einem schwammichten Fleische von einer wesentlichen und ins röthliche fallende Farbe zusammen gesetzt waren, und eine beträchtliche Höhlung hatten: es war aber keine Feuchtigkeit noch einige andre merkwürdige Materie darinn. Da wir urtheilten, daß in den Säckchen einige Feuchtigkeit enthalten wäre, so öffneten wir unten eines, und es floß eine Feuchtigkeit heraus, von einem widrigen Geruche, honiggelb, schmierig, wie geschmolzenes Fett und verbrennlich wie der Terpenthin; denn sie entzündete sich, wenn sie der Flamme einer Lampe ausgesetzt war. Wir wollten sehen, ob diese Feuchtigkeit in die obern Säckchen, oder in die gemeinschaftliche Oeffnung der Excremente zurück treten würde, aber es geschah weder das eine, noch das andere. Nachdem die Feuchtigkeit aus diesem zweyten Säckchen heraus war, so entdeckten wir, daß an dem untern Theile ein drittes Säckchen war, ohngefähr vier Linien lang, und sechse breit, welches noch voller Feuchtigkeit war, und an der Haut des zweyten Säckchens so fest hieng, daß man es nicht davon trennen konnte. Es endigte sich in eine Spitze an der Seite der gemeinschaftlichen Oeffnung: wir fanden aber nicht, daß ein Ausgang in die Höhlen, welche wir oben beschrieben, gewesen wäre. An der äußern Oberfläche des dritten Säckchens fanden sich

kleine

kleine drüsichte Körper, wie wir im zweyten gefunden hatten. Die Feuchtigkeit darinn war gelber, flüssiger und besser ausgearbeitet, als in den andern, sie hatte auch einen verschiedenen Geruch, und sah einem Eydotter sehr ähnlich.

Wir wollen hier noch dasjenige anführen, was man aus Canada von dem Biebergeil geschrieben hat. Man meldet, daß die Bieber sich dieser Feuchtigkeit bedienen, sich den Appetit zu erwecken, wenn sie ihn verlohren haben; sie drücken mit den Pfoten die Bläschen, worinnen die Feuchtigkeit enthalten ist. Rondelet hatte wohl bemerket, daß die Bieber diese Feuchtigkeit oft lecken; er sagt aber nichts von dem besondern Gebrauch, welchen, wie man uns erzählt, das Thier und die Wilden davon machen.

Um wieder auf die Säckchen zu kommen, in welchen das Biebergeil enthalten ist, so siehet man wohl aus der genauen Beschreibung, welche wir davon gegeben, daß es nicht die Hoden des Biebers sind, wie sich viele Naturforscher eingebildet haben, deren Irrthum noch deutlicher in die Augen fallen wird, wenn wir die Hoden des Biebers werden beschrieben haben.

Sextius hält sich, nach dem Bericht des Plinius, über diejenigen auf, welche glaubten, daß der Bieber sich die Hoden abreisse, wenn er von den Jägern verfolgt wird, und sagt, daß dieses unmöglich sey, weil dieses Thier die Hoden auf dem Rückgrade habe. Aber er widerlegte einen Irrthum durch einen andern: denn die Hoden des Biebers, wie Dioscorides sehr wohl bemerkt hat, sind in dem Hintern verborgen,

borgen, und liegen nicht auf dem Rückgrade. Jedoch sagen Amatus Lusitanus und Matthiolus, welche alle beyde den Dioscorides erklärt haben, sie hätten in Gegenwart vieler Aerzte Bieber zergliedert, und sie versichern, daß sie die Hoden so fest auf dem Rückgrade gefunden, daß sie Mühe gehabt, sie mit dem Messer loszumachen. Rondelet ist in eben dem Irrthum, ob er gleich die Säckchen, woraus das Biebergeil genommen wird, ein wenig besser, als die andern Schriftsteller untersucht hat, aber dennoch nicht genau genug, denn er hat nicht wahrgenommen, daß ihrer vier sind, sondern er zählt ihrer nur zwey. Es giebt noch neuere Schriftsteller, welche nicht weiter gekommen sind, als die andern, indem sie sich begnügen zu wissen, daß die Hoden und Säckchen des Biebers verschiedene Theile sind, und sie haben den Dioscorides übel verstanden, wenn sie glauben, daß er die Biebergeilsäckchen für die Hoden genommen, weil er sagt, daß die Hoden des Biebers in dem Hintern verborgen wären. Aber die Erfahrung hat uns gezeigt, daß alle diese Schriftsteller sich betrogen haben, wofern alle Bieber demjenigen ähnlich sind, welcher von uns zergliedert worden; denn die Hoden waren eben so wenig inwendig, als die Säckchen; sie lagen nur ein wenig höher, an den äußerlichen Seitentheilen des Schaambeins, in der Gegend des Steisses, wo wir sie gänzlich verborgen gefunden haben, so, daß sie von außen nicht in die Augen fallen, eben so wenig als die Ruthe, bevor die Haut nicht weggenommen worden. Ihre Figur war den Hoden der Hunde sehr ähnlich, ausgenommen, daß sie länger und nach Proportion ihrer Länge

weni-

weniger dick waren, sie waren etwas über einen Zoll lang, einen halben Zoll breit und ohngefähr auch so dick. Was die Epididymis und alle zur Zeugung nöthigen Gefäße betrifft, so waren sie von den Hunden nicht unterschieden.

Dieser anatomischen Beschreibung der Biebergeilsäckchen fügen wir noch dasjenige bey, was Herr Sarrazin in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences von dem Bieber geschrieben hat. Die größten Bieber sind drey bis vier Fuß lang, über zwölf bis funfzehn Zoll breit in der Mitte der Brust; sie wiegen gemeiniglich von vierzig bis zu sechzig Pfund. Ihre Lebenszeit währt nicht über funfzehn bis zwanzig Jahre. Diese Thiere sind gemeiniglich in den entferntesten nordischen Ländern sehr schwarz; man findet aber auch weiße daselbst. In Canada sind die meisten braun, aber diese Farbe wird heller, je gemäßigter die Länder sind. Die weiblichen Bieber haben vier Brüste: man versichert, daß sie vier Monate tragen, und sechs bis acht junge werfen; unterdessen findet man ihrer niemals mehr als vier. Wenn die großen Ueberschwemmungen vorbey sind, so kehren die Weiber in ihre Wohnungen zurück. Die Männer bleiben im Felde bis zum Monat Junius und Julius, und kehren nicht wieder in ihre Wohnungen zurück, als bis das Wasser gänzlich gefallen ist. Alsdann verbessern sie die Unordnungen, welche die Ueberschwemmungen in ihren Wohnungen verursacht haben. Sie verändern den Ort ihres Aufenthalts aus dreyerley Ursachen; erstlich, wenn sie die Nahrungs-

mittel aufgezehrt haben; zweytens, wenn ihre Anzahl zu groß ist; und drittens, wenn die Jäger sie allzusehr beunruhigen.

Diese Thiere sind gut zu essen; man hält sie halb für Fleisch, und halb für Fisch. Man findet sie häufig in Deutschland, in Pohlen, an der Elbe und andern Flüßen; die meisten aber findet man in Canada, woselbst sie eine Art von Republik ausmachen, welche bewundernswerth ist. Der Schwanz des Biebers wird für ein delicates Essen gehalten, und die Köche richten ihn auf verschiedne Art zu, um seinen Geruch zu verbessern, und ihn von Geschmack angenehmer zu machen: aber man mag ihn auch zurichten, wie man will, so giebt er einen dicken und phlegmatischen Nahrungssaft, und ist schwer zu verdauen, und da er ausnehmend fett ist, so macht diese Speise den Magen schlapp uud verursacht Ekel, wenn man zu viel davon ißt.

Die Theile, welche der Bieber in der Medicin giebt, sind das Biebergeil und das Fett. Das Biebergeil ist eine Substanz, von Farbe braun, und einer Vermischung von Wachs und Honig gleich, von einem starken und stinkenden Geruche, von Geschmack bitter und widerlich: man findet dasselbe, wie wir schon gesagt haben, in den beyden Säckchen welche zwischen dem Steisse des Biebers liegen. Diese Substanz läßt sich in spirituösen Feuchtigkeiten auflösen, desgleichen auch in ölichten und wäßrichten; sie scheinet aus schleimichten und salzichten Theilen, die mit Erde vermischt sind, zu bestehen; ja es scheinet so gar, daß es eine

eine ölichtflüchtige Substanz sey, die mit vielen erdichten Theilen verbunden ist.

Man bringt das Biebergeil aus verschiedenen Ländern, vornehmlich aus Pohlen, Rußland, und aus den beyden Indien. Das pohlnische, rußische und preußische, welches über Danzig gebracht wird, wird für das beste gehalten: dasjenige, welches aus Canada kömmt, hält man für das schlechteste, weil es beynahe keinen Geruch hat, wodurch einige sind bewogen worden zu glauben, daß es verfälscht sey; daher gebraucht man es wenig in der Medicin. Uebrigens mag das Biebergeil aus einem Lande kommen, aus welchem es wolle, so ist es beständig gut, wenn es einen stinkenden und widrigen Geruch, einen scharfen und durchdringenden Geschmack, eine braune Farbe hat, und sich zerreiben läßt. Dasjenige, welches fett und ölicht ist, wird für das schlechteste gehalten. Man pflegt das Biebergeil auf verschiedne Art zu verfälschen, welches sehr schwer zu unterscheiden ist, weil der Unterschied der Farbe und der Consistenz, woraus man einen Betrug vermuthen könnte, bisweilen nur von dem Clima herrührt, in welchem der Bieber lebt, auch von den Nahrungsmitteln, welche er gebraucht, und von seinem Alter: übrigens, wie Rondelet anmerkt, so ist das Biebergeil, wenn es frisch ist, dem Oele ähnlich, und es wird nur, wenn es alt ist, braun, und bekömmt eine Honigconsistenz. Es ist ein gewisses Merkmaal, daß es nicht verfälscht ist, wenn man Häute und Zasern darinn findet. Man läßt das Biebergeil in den Säckchen, worinn es verschlossen ist, trocknen, damit die wäßrichten Theile sich zerstreuen, daß es einen stärkern

kern Geruch bekomme und sich länger halte, ohne zu verderben; es läßt sich besser verwahren, wenn es ganz, als wenn es zu Pulver gemacht ist. Man kann es auf zweyerley Art trocknen, im Schatten, oder im Rauche, indem man die Biebergeilsäckchen in den Rauchfang hängt: diese leztere Methode ist in den Apotheken am gebräuchlichsten.

Das Biebergeil ist in der alten sowohl als in der neuern Arzneykunst sehr berühmt. Da es aus einem häufigen flüchtigen Salze, welches mit einem stinkenden Schwefel verbunden ist, besteht; und eine alkalische Natur besitzt: so ist es erhitzend und trocknend, und dienet ausnehmend in allen kalten Krankheiten, die von der Säure entstehen, in allzugroser Erschlappung der festen Theile, und wider die schleimichten Säfte. Es thut hauptsächlich vortrefliche Dienste in den Fällen, wo die Gefäße einen Reiz nöthig haben, und wenn die Verstopfungen, so von langsamen und zähen Säften entstehen, einschneidende und zertheilende Mittel erfodern. Das Biebergeil ist dahero sehr heilsam wider die Cacochymie, und in hypochondrischen und hysterischen Krankheiten, die von einem trägen Zustande der Gefäße und der Säfte, welche sich darinn bewegen, herrühren: schädlich aber ist es denen Kranken, welche keine hitzige Mittel brauchen dürfen, wodurch die Bewegung der Säfte vermehret wird. Deswegen ist es weit gefehlt, daß es ohne Unterschied allen zuträglich seyn sollte, die mit einerley Krankheit behaftet sind. Man siehet, in was für einem Verstande man dasselbe als hauptstärkend,

wider

wider den Schlagfluß, die Epilepsie, die Lähmung, die Mutterbeschwerung und Krämpfungen dienlich nennen kann. Das Biebergeil ist an und vor sich weder ein Specificum wider die Mutterbeschwerung, noch die Krämpfungen; aber es ist eine zertheilende Säure dämpfende Arzney, die sowohl Manns- als Weibspersonen heilsam ist, deren festen Theile allzusehr erschlappt sind, oder die mit einer sauern Cacochymie beladen sind. Diese Betrachtungen können dazu dienen, daß es nicht gleich viel sey, dasselbe allen Temperamenten zu geben, als ein specifikes Mittel wider die krampfigten Zufälle der Mutter: man hat es, z. E. in hysterischen Krankheiten gebraucht, und ob es schon durch seinen stinkenden Schwefel anfangs die Cardialgie und die Krämpfungen der Eingeweide gedämpft hat, so hat es dennoch die Krankheit langwieriger und hartnäckiger gemacht: man hat aber die ersten Wege durch ein gelindes Purgiermittel kaum von den schädlichen Feuchtigkeiten befreyt, als die Schmerzen schon nachgelassen haben. Man weiß auch aus der Erfahrung, daß der öftere und häufige Gebrauch des Biebergeils den Gebährenden das Haupt beschweret, und ihnen einen unruhigen Schlaf verursacht hat. Da nun durch das, was wir jetzt gesagt haben, deutlich erhellet, daß es falsch sey, in dem Biebergeil eine specifike Tugend nicht nur in den Krankheiten der Weiber, sondern auch in andern Fällen zu suchen; und daß es gewiß ist, daß dieses Mittel sehr schlimme Wirkungen in gewissen Temperamenten hervorgebracht: so ist es klar, daß man das Temperament des Kranken sorgfältig untersuchen müsse, bevor man es verordnet;

 und

und wenn dieses Mittel in Krankheiten, die von einer kalten Ursache entstehen, wegen seiner hitzigen und zertheilenden Eigenschaft vortrefliche Dienste thut, so ist es hingegen denen sehr schädlich, deren Eingeweide erhitzt und sehr reizbar sind, in welchen die Säfte verdünnt und leicht in Bewegung zu setzen sind.

Man braucht das Biebergeil innerlich und äußerlich. Die Dosis davon im Pulver ist von einem halben Scrupel bis zu einer halben Drachme: man vermischt es mit einem Syrup, und macht einen Bolus daraus, auch mit Opiaten und mit Potionen, die wider die Krankheit dienlich sind. Man zieht aus dem Biebergeil einen Extract, eine Tinctur, ein destillirtes Oel, mit oder ohne Zuthat, und ein Oel durch die Infusion und durchs Kochen. Das Extract wird mit rectificirten Weingeiste bereitet. Einige bedienen sich des destillirten Weineßigs, und wenn sie das Extract gemacht haben, wiederholen sie es mit Weingeiste. Quercetan braucht ein gutes destillirtes Wasser, als das Melissen oder Päonienwasser, in welchem er das Biebergeil vier oder fünf Tage vorher macerirt, ehe er das Extract bereitet. Die Dosis davon ist von sechs bis zu zwölf Gran, es wird aber wenig gebraucht, weil durch diese Zubereitung der flüchtigste und wesentlichste Theil des Biebergeils verfliegt: daher man das Biebergeil in Substanz mit Recht vorzuziehen pflegt. Die Tinctur oder Essenz wird bereitet, wenn man vom Biebergeil so viel man will in ein gläsern Gefäß thut, und hernach so viel rectificirten Weingeist drauf gießt; daß er ein paar Finger hoch drüber steht; man läßt

es alsdann etliche Tage im Sandbade digeriren, und hebt die Tinctur, ohne sie zu filtriren, auf. Das destillirte Biebergeilöl zu machen, thut man das Biebergeil in eine Retorte, und setzt sie in einen Ofen; man legt einen großen Recipienten daran, und verkleistert die Oeffnung genau; hernach giebt man anfangs ein gelindes und gegen das Ende ein starkes Feuer, worauf das stinkende Oel herüber geht, welches man zum Gebrauch aufhebt. Das destillirte Oel mit Zuthat wird gemacht, wenn man das Biebergeil in Weineßig auflöst, worauf es bey gelindem Feuer aus einer gläsernen Retorte destillirt. Diese Oele sind von herrlichem Nutzen in der Lähmung, Schlafsucht, wider Zittern der Glieder und Convulsionen. Man reibt die Schultern, das Rückgrad und den Unterleib damit in hysterischen Krankheiten. Das durch die Infusion und durchs Kochen bereitete Biebergeilöl wird in eben den Krankheiten, aber nur äußerlich gebraucht, worinn es sehr gute Wirkungen thut. Ettmüller versichert, daß ein Schwamm, welchen man in Weineßig taucht, worinn Biebergeil aufgelöset worden, wenn man ihn an die Nase hält, die Schlafsucht vertreibe, welche von den narkotischen Kohlendämpfen verursacht worden. Man nimmt das Biebergeil auch zu Klystieren wider apoplektische und epileptische Krankheiten. Nichts ist besser wider das Sausen und Brausen der Ohren, als wenn man ein wenig Baumwolle mit Biebergeil in die Ohren legt. Ausser allen den Eigenschaften, welche wir jetzt angeführt haben, wird das Biebergeil auch für ein Verbesserungsmittel des Opiums gehalten, weil es dessen

Kräfte dämpft und den Schlaf verhindert. Man vermischt es auch mit Purgiermitteln, um deren Wirkung zu befördern, und den Schleim in den ersten Wegen zu zertheilen und auszuführen: denn wenn man es in Substanz in einer starken Dosi giebt, so wirkt es wie ein Purgiermittel: sein vornehmster Nutzen aber, wenn es mit dergleichen Arzneyen verbunden wird, ist, daß es ihre Heftigkeit dämpfe. Wenn man z. E. das Biebergiel mit der weißen Niesewurzel verbindet, so wirkt diese als ein Brech- und Purgiermittel, jedoch mit minderer Heftigkeit, als ohne dasselbe.

Avicenna und Matthiolus, denen viele Schriftsteller gefolgt sind, stimmen überein, daß das Biebergeil ein Gift sey, wenn es alt, schwarz und verdorben ist; daß es den Verstand verwirre, eine Geschwulst der Zunge verursache, und ein Fieber errege, welches oft binnen einem Tage den Tod bringt. Die Mittel wider diesen Zufall sind, daß man den Kranken ein Brechmittel nehmen und ihn große Gläser Honigwasser mit Butter vermischt, darauf trinken läßt, und ihm alsdann Limonien oder Citronsaft mit Zucker giebt. Der trockne Coriandersaame, wenn man zwo Drachmen davon einnimmt, ist auch ein Gegenmittel wider dieses Gift. Wenn man in Erwägung zieht, daß das Biebergeil als eine schleimichte thierische Substanz, wenn es verdirbt, nothwendig alkalinisch, ranzig und ausnehmend scharf werden muß, so wird man ohne Mühe begreifen, daß es als ein Gift wirken müsse; und in diesem Falle sind

die

die sauern Sachen mit solchen Substanzen vermischt, dergleichen die Butter und das Honigwasser sind, ein sehr dienliches Gegenmittel.

Das Bieberfett ist eine weiche und ölichte Substanz, welche in zwey Säckchen enthalten ist, die unter denen liegen, worinn sich das Biebergeil befindet; es ist erweichend und durchdringend, und folglich dienet es in denen Fällen, wo man erweichen und Verstopfungen heben muß. Man bedient sich desselben in Krankheiten des Gehirns, in der Lähmung und der Abzehrung, die eine Folge davon ist wider das Zittern der Glieder und die schmerzhaften Nervenzufälle: man salbet die lebhaften Theile, und reibt den Unterleib damit, in convulsivischen Krankheiten, in der Kolik, in hysterischen Anfällen und in den Nachwehen. Wir lesen in den Memoires de l'Academie des Sciences, Année 1704. daß die Weiber der Wilden in Canada sich die Haare mit dem Biebergeilfette salben.

Das Bieberfell ist wegen seiner Dicke ein vortreffliches Präservatif wider die Kälte, aber es ist so schwer, daß es nur zu Strümpfen, Handschuhen und Hüten gebraucht wird. Rondelet versichert, daß nichts besser sey wider das Podagra, als wenn man bieberhärene Strümpfe trägt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein so gelehrter Schriftsteller diesen Fellen andre Tugenden wider die Gicht zugeschrieben habe, als daß sie die Theile vor der Kälte verwahren, und ihre natürliche Wärme unterhalten, welches denen, die mit der Gicht behaftet sind, sehr heilsam ist. Man müßte aber sehr leichtgläubig seyn, wenn man dem

Marius in seiner Castorologie glauben wollte, daß eine bieberhärne Mütze das Gedächtniß ausnehmend stärke. Diejenigen, welche die Bieberhaare rühmen, das Nasenbluten und das Bluten bey Wunden zu hemmen, setzen ohne Zweifel voraus, daß sie nicht sehr beträchtlich sind, und in diesem Falle kann man sie mit Wolle oder einigen andern Haaren hemmen. Das Biebergeil kömmt zur Aqua generalis, Aqua epileptica, Aqua hysterica *Pharmacop. Paris.* zum Philonio Romano, Theriaca, Mithridatio, zu den Pilulis de Cynoglossa, Pilulis foetidis *eiusd. Pharmacop.*

Nimm eröffnenden Stahlsaffran, sechs Gran; Biebergeil und Vipernpulver, von jedem zwölf Gran; von den Trochiscis Alhandal, zween Gran. Vermische alles mit genugsamer Menge Päoniensyrup, und mache einen Bissen, welchen man eine Zeitlang wöchentlich zweymal wider die Bleichsucht nehmen läßt.

Nimm Biebergeil, einen Scrupel; Salmiakgeist, zwölf Tropfen; festes Laudanum, einen Gran. Vermische alles mit gnugsamer Menge Conserve von Pomeranzenblumen, und mache einen Bissen, welcher dienlich ist, den Schweiß zu befördern, und die hysterischen Anfälle zu besänftigen.

Nimm Beyfußwasser und einfaches Melissenwasser, von jedem zwo Unzen; Biebergeilpulver, zwölf Gran; von Sydenhams flüßigem Laudano, zwanzig Tropfen, Beyfußsyrup, eine halbe Unze.

Vermische alles und mache ein Tränkchen wider hysterische Zufälle Löffelweise zu nehmen.

Nimm Gallbanum und Teufelsdreck, von jedem eine Unze; Biebergeilpulver, zwo Drachmen. Thue eine gnugsame Menge Biebergeiltinctur dazu, und mache eine Pillenmasse, so, daß von einer Unze hundert Pillen werden, wovon man einen Scrupel bis zu einer halben Drachme wider die Mutterbeschwerungen täglich zweymal giebt.

Nimm Extract vom Opium, Biebergeil und Saffran, von jedem eine Drachme. Vermische es in einem Mörsel über heissen Kohlen, und thue eine gnugsame Menge Wachholderbeeren-Extract hinzu; mache eine Pillenmasse, wovon die Dosis von einem bis zu vier Gran Abends bey Schlafengehen zu nehmen.

Diese Pillen dienen in hysterischen Zufällen, die mit Kolik und Blähungen begleitet sind.

Nimm stinkenden Asand, eine halbe Drachme; Biebergeil und Kampfer, von jedem einen Scrupel; Agtsteinöl, zwölf Tropfen. Vermische alles, und verschließe es in ein leinen Säckchen, welches man in hysterischen Anfällen zum Riechen gebraucht.

Ceruus.

Unter den Thieren, welche den Namen oder die Eigenschaft des Hirsches haben, wollen wir drey Arten beschreiben, die in der Medicin von besonderm

Nutzen sind; nämlich den gemeinen Hirsch, das Rennthier und das Elendthier.

Der gemeine Hirsch; Ceruus, *Schroed.* 281. *Lemer.* 223. *Boſſch.* 221. *Seuer. Zoot.* 387. *Dal. Pharm.* 439. *Gesn. de Quad.* 326. *Schwenckf. Quad.* 81. *Charl. Exerc.* 11. *Aldrou. de Quad. Biſulc.* 769. *Ionſt. de Quad.* 68. Ceruus et Cerua, *Blaſ.* 51. *Valent. Amphith.* 74. *Grab. Elaph.* 22. *Hermann. Cynoſ.* 2. Ceruus cornibus ramoſis teretibus incuruatis, *Linn. Faun. Suec.* 38. Ceruus ociis nobilis; Ceruus, Cerua, Hinnulus, *Quorund.* franz. Cerf.

Es hat uns sehr gewundert, daß Grabe in seiner Elaphographia nicht ein Wort von der Anatomie des Hirsches geschrieben hat. Hingegen finden wir in den Ephemerid. Germ. sowohl als beym Blasius, Severin und Valentini viele anatomische Beschreibungen dieses Thieres. Da einige davon sehr weitläuftig sind, wie die von Johann Jacob Wepfer, so wollen wir hier nur das vornehmste aus der Zergliederung eines Hirsches anführen, deren Beschreibung man in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences pour ſeruir à l'Hiſtoire Naturelle des Animaux findet. Dieser Hirsch war aus Canada und sehr groß, indem er vom Rücken bis auf die Erde vier Fuß hatte. Sein Geweih war ganz mit Furchen durchstreift, um den Gefäßen Platz zu machen; so wie die innere Fläche der Hirnschale Furchen hat, die von den Gefäßen der harten Hirnhaut eingedrückt werden. Gesner hat geglaubt, daß die Furchen, welche

man

man auf der Oberfläche der Hirschhörner siehet, von Würmern herrühren, die sich im Sommer darauf erzeugen; es hat aber keine Wahrscheinlichkeit. Plinius hatte auch die Natur der Hirschhörner nicht gut untersucht, wenn er gesagt hat, daß sie der Ferula oder dem Rohre gleich wären. Denn die Stängel dieser Pflanzen, welche entweder hohl oder mit Mark erfüllt sind, drücken die dichte Festigkeit, die den Hirschhörnern eigen ist, schlecht aus. Democritus philosophirt besser über die Erzeugung der Hirschgeweihe; denn er sagt, weil der Hirsch viel Blut hat, und er deswegen im Sommer sehr fett wird, so verzehre die Natur einen Theil der Nahrung, womit er überhäuft ist, indem sie dieselbe durch eine große Menge von Gefässen von einer beträchtlichen Größe an den Ort, wo die Hörner wachsen, führet: und in der That, es ist zum Erstaunen, was für eine Menge Blut wir darinnen gefunden haben. Diese Observation führet uns zur Betrachtung über die verschiedene Erzeugung der Hörner der Thiere, welche, da sie von zweyerley Natur sind, nämlich einige hohl und andere dicht, auch zwo Entstehungs- und Wachsthumsarten haben. Denn die dichten, welche nicht hohl sind, wie die Hirschgeweihe, stehen unmittelbar auf dem Stirnbeine, aus welchem sie zu entspringen scheinen, indem dieser Knochen viel schwammichter ist, als bey andern Thieren, wie dieses schon Democritus bemerkt hat. Wenn aber der erste Ursprung der Hirschgeweihe von einer Substanz, die aus dem Knochen kömmt, herrühret, so hängt ihr Wachsthum hauptsächlich von der Haut, welche sie bedeckt, ab, und die ihnen eine große Menge

Nahrung verschaft, vermittelst der vielen Gefäße, welche sie enthält. Die hohlen Hörner, wie der Ochsen ihre, entstehen und wachsen auf eine ganz entgegengesetzte Weise, denn sie stehen nicht unmittelbar auf der Hirnschale, sondern ihre Höhlen sind mit einem Knochen erfüllt, welcher ein Anhang vom Stirnbeine ist, so die übrige Hirnschale mit dem Pericranio bedeckt; denn sie entstehen und wachsen daher, daß sie die Gefäße der Hirnschalenhaut annehmen. Die Entstehung der hohlen Hörner ist auch von der dichten ihrer in Ansehung der verschiedenen Eigenschaft der Materie unterschieden, welche in den hohlen mehr wäßricht, und in den dichten mehr erdicht ist. Die hohlen Hörner werden leicht weich, wenn sie zum Feuer kommen, indem sie nicht vermittelst der Austrocknung und Verzehrung der wäßrichten Theile, sondern durch die Verdickung einer Materie zusammenwachsen, welche ohne die Kälte keine so dichte Festigkeit haben würde; und die dichten Hörner sind von der Natur des Knochens, woraus sie entspringen, indem sie von einer erdichten Materie sind, die, wie Aristoteles und Plinius sagen, auf den Köpfen der Hirsche durch die Sonnenhitze hart wird. Aristoteles macht auch noch eine Anmerkung, woraus man sieht, daß die Materie des Hirschhorns erdicht, trocken und steinartig ist; denn er sagt, daß man bisweilen Hirsche gefangen hat, auf deren Geweihe man Epheu gefunden, welches darauf wie auf den Steinen Wurzel geschlagen; und die Naturforscher haben bemerkt, daß der Epheu oft an Oertern wachse, wo man Hirschhörner verscharrt hat. Dieser Gedanke wird auch durch die Be-

trach-

trachtung des Auswuchses bestätiget, welcher den Hirschen eigen ist, und Lacryma Cerui genennt wird; er kömmt, wie man sagt, aus dem großen Augenwinkel, indem er fest auf dem Knochen stehet, woraus er nach Scaligers Meynung, entspringet. Denn dieser Auswuchs ist einem Steine so ähnlich, daß einige glauben, es sey in der That einer, und daß er nicht vom Hirsche komme, weit gefehlt, daß sie den Schriftstellern glauben sollten, welche sagen, daß er aus den Augenwinkeln des Hirsches komme, damit sich dieser von den Würmern in den Gedärmen befreye, wenn er Schlangen gefressen, und sich bis an die Augen ins Wasser gestürzt hat. Der Knochen, welchen man in dem Herzen der Hirsche findet, ist auch ein Merkmaal, daß dieses Thier einen überflüßigen Saft habe, welcher sich leicht in eine knochigte und gleichsam steinigte Natur verwandelt.

Der Hirsch enthält in allen seinen Theilen viel Oel, flüchtiges Salz und Erde; sein Fleisch giebt eine dichte und dauerhafte Nahrung, wenn nämlich der Hirsch jung, fett und wohl genährt ist: denn wenn er drey Jahr alt geworden, so fängt sein Fleisch an hart und dicht zu werden, es ist schwer zu verdauen, beschwert den Magen, und bringt dicke melancholische Säfte hervor. Man kann das Hirschfleisch zu jeder Zeit essen, ausgenommen, wenn er in der Brunst ist, weil es alsdann einen starken und widrigen Geruch hat, wie das Bocksfleisch.

Alle Theile des Hirsches werden mit Recht für gift- und schweißtreibend gehalten, und alle Zubereitungen,

gen, die daraus gemacht werden, haben eben diese Eigenschaften. Es giebt ihrer eine große Menge; unter die vornehmsten gehören das rohe und präparirte Hirschhorn, die Hirschhorngallerte, das Wasser, das Salz, der Spiritus und das Oel, welche man durch die Destillation erhält, der Knochen aus dem Herzen dieses Thiers, die männliche Ruthe, das Blut, das Mark, das Fett und die Haut.

Wenn das Hirschhorn gut seyn soll, so muß es reif seyn, das ist, der Hirsch muß es selbst abgeworfen haben, welches man leicht erkennen kann: denn die Geweihe, welche die Hirsche vom funfzehnten April an bis zum achtzehnten September von sich geworfen haben, sind schwer, dichter, härter und weißer, als diejenigen, welche man ihnen abgehauen, wenn man sie zu einer andern Zeit getödtet hat. Die erstern geben nicht nur mehr Spiritus und flüchtiges Salz, sondern die Arzneyen sind auch wirksamer. Man raspelt die großen Hirschhörner, und bedient sich des geraspelten zu Ptisanen, Decocten und Gallerten: sie dienen, die Bauchflüße, Dysenterien und Blutflüße zu hemmen, wie auch dem Gifte und den Würmern zu widerstehen. Die Dosis in Decocten ist von einer halben Unze bis zu einer ganzen, und in Pulvern und Opiaten von einem Scrupel bis zu anderthalben Drachmen. Diese Art, sich des Hirschhorns zu bedienen, ist die einfachste und nicht die geringste: denn es ist ein Arzneymittel, welches bloß von der Natur präpariret worden, und welchem die Kunst nichts von seinem flüchtigen Salze und Oele benommen, worinn seine vornehmste Tugend besteht.

steht. Man bereitet das Hirschhorn ohne oder mit Feuer: die erstere Präparation besteht darinn, daß man Stückchen Hirschhorn in den Helm eines Kolbens hängt, aus welchem man aromatische und herzstärkende Pflanzen destillirt, damit sie mit den Tugenden dieser Kräuter gesättigt werden; man nennt dieses auf solche Art bereitete Hirschhorn philosophisch präparirtes Hirschhorn. Diese Methode, ob sie gleich gut ist, verdienet gleichwohl nicht so vielen Vorzug, als man ihr zu geben pflegt, und da man nicht immer dergleichen Destillationen haben kann, so ist es genug, wenn man das Hirschhorn raspelt und pulverisirt. Das mit Feuer präparirte Hirschhorn wird bereitet, wenn man es verbrennt, bis es zu einer Art weißen Kalks geworden; dieses verbrannte Hirschhorn aber ist von aller wirksamen Kraft beraubt, und hat weiter keinen Nutzen, als daß es die sauren Feuchtigkeiten in den ersten Wegen verschluckt. Daher darf man es nicht brauchen, als die Bauchflüße, Blutflüße und Gonorrhee zu hemmen, und die Säure im Magen zu dämpfen. Man siehet leicht, daß, wenn man auf der einen Seite das Hirschhorn durch diese Präparation alkalischer und zusammenziehender macht, so zerstört man auf der andern das beste, was es hat, indem man vermittelst des Feuers das flüchtige Salz und Oel zerstreut, worinnen seine vornehmste Tugend besteht. Deswegen zieht man heut zu Tage das bloß geraspelte oder auch das über aromatischen Pflanzen destillirte Hirschhorn vor, die ihm, ohne daß es etwas verliert, einige Kraft mittheilen. Die Hirschhorngallerte zu machen, bedient man sich des geraspelten Hirschhorns,

welches

welches man bey gelindem Feuer in einer gewissen Menge Wasser kochen läßt, bis es eine Gallertconsistenz erhalten; hernach seigt man es durch, und preßt es stark aus. Man schlägt alsdenn das Weiße von einem Ey mit dem Weißen von einem Ey und Citronsafte, und vermischt die Gallerte mit so viel Zucker als nöthig ist, und mit ein wenig Zimmet; man läßt alles gelind kochen, um es abzuklären, und seigt es von neuem durch. Diese Gallerte ist sehr nährend und die Kräfte wieder herzustellen dienlich; sie stärkt den Magen, und hemmt den Durchfall, das Brechen, das Blutspeyen, und ist in bösartigen Fiebern vortreflich, der Bösartigkeit der Säfte zu widerstehen, und sie durch eine gelinde Transpiration auszutreiben. Die Dosis ist von einer halben Unze bis zu sechs Drachmen, täglich zwey oder dreymal, entweder allein, oder in einem Glase Ptisane oder Julep, die wider die Krankheit zuträglich sind. Man kann diese Gallerte auch ohne Citronsaft machen, aber außer, daß sie durch die Citronsäure angenehmer gemacht wird, so dient sie auch auf diese Weise besser wider die übermäßige Hitze und Wallung des Blutes und der Säfte.

Um das Wasser, den Spiritus, das Salz und das Oel des Hirschhorns zu erhalten, muß man die jungen Hörner nehmen, welche im Frühling auf den Hirschköpfen wachsen; man schneidet sie in dünne Stückchen, und thut sie in einen gläsernen Kolben mit einem Helm und Recipienten; man verküttet die Oeffnungen wohl, und destilliret alle wäßrichte Feuchtigkeit aus dem Dampf- oder dem Wasserbade. Dieses destillirte

lirte Wasser wird sehr gerühmt, die Geburt zu erleichtern, wider das Herzklopfen und den Ausbruch der Pocken und Masern, sowohl bey Kindern als bey Erwachsenen, zu befördern; die Dosis davon ist von einer bis zu vier Unzen. Dieses Wasser kann man an statt des Vehiculums zu allen gift- und schweißtreibenden Mitteln, die in bösartigen Fiebern verordnet werden, gebrauchen. Das, was auf dem Boden des Kolbens, nachdem das Wasser abgezogen worden, zurückbleibt, kann zu dem flüchtigen Salze, zum Spiritus und zum Oel des Hirschhorns gebraucht werden. Das flüchtige Salz giebt man von sechs bis zu funfzehn Gran in einer dienlichen Feuchtigkeit, und der Spiritus von zehn bis zu dreyßig Tropfen. Diese beyden Mittel haben einerley Tugenden, und sind von großem Nutzen in bösartigen und Wechselfiebern, in den Pocken, im Schlagfluß, in der Lähmung, Epilepsie, in hysterischen Krankheiten und wider den Biß giftiger Thiere. Was das Hirschhornöl betrift, so giebt man es hysterischen Weibern zu riechen, und macht Salben für gelähmte Glieder daraus.

Der Hirschherzknochen ist nichts anders, nach dem Vesalius, als die Spannadern der Herzmuskeln, die im Anfange der großen Pulsader und der Lungenblutader liegen, und die in den alten Hirschen eine knorplichte und in der Folge eine knochigte Härte bekommen. Einige versichern, daß in den frisch getödteten Hirschen diese Substanz weich und biegsam sey, wie ein Knorpel; wenn sie aber eine Zeitlang der Luft ausgesetzt gewesen, so nähme sie die Härte und das Ge-

webe eines Knochens an. Man wähle diesen Knochen, wenn er schön weiß und von einer mittelmäßigen Größe ist, weil man an statt desselben den Ochsen-Herzknochen verkauft, welcher sich von jenem nur dadurch unterscheidet, daß er größer ist. Man hält den Hirschherzknochen für herzstärkend; er soll dem Gifte widerstehen und die Blutflüße hemmen. Ettmüller rühmt ihn als ein Specificum wider die unzeitige Geburt, wenn man ihn mit etlichen Gran Kermes in einer zusammenziehenden Feuchtigkeit verordnet; andre verschreiben ihn wider das Seitenstechen, wegen des flüchtigen Salzes, welches er enthält, und welches sehr geschickt ist, nach ihrer Meynung, die Verstopfung der Rippenhaut zu heben. Gemeiniglich hält man diesen Knochen für ein ausnehmendes Hülfsmittel in den Krankheiten des Herzens: die gewöhnliche Dosis ist im Pulver eine halbe Drachme. Man bedient sich desselben auch äußerlich als eines Amulets wider heftige Blutflüße: man legt ihn in das Getränke des Kranken, und wenn es Nasenbluten ist, so reibt man ihn zu Pulver, und bläst ihm dieses in die Nase. Uebrigens aber sind die Tugenden dieses Knochens vielleicht nicht so groß, als man gemeiniglich glaubet. Da man dergleichen Herzknochen auch in den Ochsen und andern Thieren findet, so kann man muthmaßen, daß ihre Arzneykräfte eben dieselben sind, und da sie bloß vermöge ihrer verschluckenden Eigenschaft wirken, und die Säure in den ersten Wegen dämpfen, so hat man Grund genug zu glauben, daß der Hirschherzknochen keinen Vorzug vor den andern habe. Wenn man ihn dahero als ein herzstärkendes

und

und gifttreibendes Mittel verordnet, so sind wir geneigt zu glauben, daß die andern Arzneyen, mit welchen man ihn verbindet, ihm eine Eigenschaft mitzutheilen, die er vor sich selbst nicht besitzet. Diejenigen, welche Gallerte aus diesen Knochen machen, bekommen eine Substanz, die keine andern Tugenden hat, als die gewöhnliche Hirschhorngallerte; wenn man aber andre Ingredienzien dazu thut, so muß man von den Wirkungen der Gallerte nach der Natur dieser Ingredienzien urtheilen, und nicht dem Hirschhornknochen dasjenige zuschreiben, was er nur durch seine Vermischung mit andern Dingen zuwege bringt.

Die männliche Ruthe des Hirsches ist ein vortreffliches Mittel wider die rothe Ruhr und das Seitenstechen. Die Dosis ist von einer halben Drachme bis zu einer ganzen, im Pulver: man kann auch ein wenig Opium dazu thun, wenn die Schmerzen in der rothen Ruhr heftig sind. Einige lassen das geraspelte davon kochen, und geben das Decoct dem Kranken, oder man bereitet eine Gallerte daraus, welche ebendieselben Eigenschaften hat. Bartholin rühmt den Gebrauch des Pulvers von dieser männlichen Ruthe in der Kolik und in hysterischen Zufällen: aber die vornehmste Eigenschaft, welche die Schriftsteller ihr zuschreiben, ist, daß sie die Absonderung des Saamens befördern, und zur Zeugung geschickt machen soll, wofern sie nur, sagen sie, zur Zeit der Brunst getödtet worden. Wenn man alsdann eine Drachme von diesem Pulver in einem Glase gutem Wein giebt, so wird man wunderbare Wirkungen davon sehen. Es

scheinet uns aber vernünftiger zu seyn, wenn man keine andre Tugenden von der Hirschruthe erwartet, als diejenigen, welche von ihrer trocknenden und verschluckenden Eigenschaft herrühren, oder von der schleimichten und gallerichten Natur des Decocts davon; so, daß man Ursache hat zu glauben, daß, wenn diese Arzney einige gute Wirkungen in dem Unvermögen hervorbringt, solches denen Substanzen, die man damit zu vermischen pflegt, als Wein, Eyer und Gewürze, aller Wahrscheinlichkeit nach zugeschrieben werden müsse. Die Kraft aber, welche man ihm zueignet, die Zeugung zu befördern, hat keinen andern Grund, als das hitzige und geile Naturell des Hirsches.

Das Hirschblut ist schweißtreibend und zertheilend: man trocknet es an der Sonne, und giebt es im Pulver wider das Seitensteichen und Podagra. Die Dosis ist von einem halben Scrupel bis zu einer Drache in einem Glase Wein; man pflegt es auch mit Clystieren zu vermischen, die Geschwüre der Gedärme zu heilen, und langwierige Bauchflüße zu hemmen. Ohngeachtet aber aller Lobsprüche, welche einige Aerzte dem Hirschblute ertheilen, so scheinet es nicht, daß es andre Kräfte als das Blut von andern Thieren besitze.

Das Hirschmark wird dem von andern Thieren vorgezogen, die Schmerzen zu stillen und bösartige Geschwüre zu heilen. Man muß es brauchen, wenn es frisch ist; und alsdenn ist es von einer erweichenden Natur, und die Trockenheit der Theile zu befeuchten

geschickt;

geschickt; wenn aber dieses Mark alt worden, verliert es diese guten Eigenschaften, und wird ranzigt, scharf und corrosivisch. Man braucht es innerlich in Tränkchen und Clystieren wider das Bauchgrimmen, und äußerlich als eine Salbe wider das Gliederreißen, Podagra, Hüftweh, Beinbrüche, und zu Stärkung der Nerven und Gelenke. Das Hirschfett ist erweichend, zertheilend und den Nerven dienlich; es erweichet die harten Geschwulsten, heilet die aufgerissene Haut, lindert die Schmerzen, die podagrischen nicht ausgenommen. Man braucht es mit Nutzen in Clystieren wider die Bauchflüße und die rothe Ruhr. Das destillirte Oel dieses Fettes hält man für dienlich, die Schmerzen des Podagra zu lindern, wenn man die behafteten Theile täglich damit reibt. Hoffmann versichert, wenn man es auf Leinwand streichet, und auf das Zahnfleisch legt, so lindre es die Zahnschmerzen auf eine erstaunende Weise, und treibe die Würmer heraus, welche bisweilen die Schmerzen verursachen. Nach Ettmüllers Meynung ist dieses Fett ein vortreffliches Mittel die Geschwüre der Haut zu heilen, wie die von der Kälte aufgesprungenen Füße und Hände: denn es ist kein Fett, welches eine so durchdringende und zertheilende Eigenschaft besitzet, als dieses. D. Nester pflegte einen Tropfen Hirschfett in den Urin derer Kranken fallen zu lassen, die er in Gefahr zu seyn glaubte; wenn dieser Tropfen auf den Boden fiel, so hielt er den Zustand des Kranken für verzweifelt, wenn er aber oben blieb, so zog er eine gute Vorbedeutung zur Genesung des Kranken daraus. Hippocrates im Buche de Morbis mulierum, verordnete

ein wenig Wolle in geschmolzenes Hirschfett zu tauchen, und es den Gebährenden in die Mutterscheide zu legen, wenn die Reinigung nach der Geburt nicht fliessen wollte; er rühmt dieses Fett auch wider die Geschwüre der Mutter.

Die Hirschhaut dienet, nach dem Schröder, Gürtel daraus zu machen, deren die Weiber sich wider die Mutterkrämpfungen bedienen. Joel giebt vor, wenn man dieselbe auf die Gegend der Nieren lege, so sey es ein unfehlbares Mittel, die Geburt zu befördern. Burrhus rühmt, nach dem Ettmüller, die hirschhäutenen Strümpfe wider das Podagra. Wenn man die Hirschhaut mit Bimstein abreibt, und mit Eßig vermischt, so soll es ein vortreffliches Mittel wider die Rose seyn. Wir können nicht versichern, daß alle diese Eigenschaften der Hirschhaut durch die Erfahrung bestätigt sind: es sind aber doch angesehene Schriftsteller, welche die erwähnten Eigenschaften behaupten.

Das rohe Hirschhorn kömmt zum Pulu. antispasmodico und Margarito frigido. Das geraspelte wird in Decocten und zum Opiato *Salomonis* gebraucht. Das philosophisch präparirte Hirschhorn kömmt zur Confectioni de Hyacinth. zum Pulu. de chelis cancrorum, Pulu. pectoral. und Decocto albo. Der Spiritus und das flüchtige Salz sind Theile des Liquoris cornu cerui succinati *Pharmacop. Paris.*

Nimm geraspelt Hirschhorn, eine Unze; Semmelkrumen, zwo Unzen; Wallwurzel, eine halbe Unze.

Unze. Laß alles in drey Nößel Wasser kochen, bis zur Verminderung der Hälfte. Seige die Feuchtigkeit, ohne sie auszudrücken, durch, und thu anderthalb Unzen Quittensyrup hinein. Dieses Decoct dienet zum gewöhnlichen Getränke in Durchfällen, Bauchgrimmen und in der rothen Ruhr.

Nimm geraspelt Hirschhorn, eine halbe Unze; koche es in einer Kanne Wasser bis zur Verminderung der Hälfte; seig es hernach durch eine Leinwand, und gieb davon alle drey Stunden ein Glas, in bösartigen Fiebern, den Schweiß gelind zu treiben.

Nimm vom philosophisch präparirten Hirschhorn einen Scrupel; flüchtiges Hirschhornsalz, funfzehn Gran. Vermische es mit einer Drachme Wachholderextract, und gieb es in Oblaten, den Schweiß zu treiben.

Nimm präparirte rothe Corallen, eine halbe Drachme; flüchtigen Hirschhornspiritus, zwölf Tropfen. Vermische es mit Wachholderextract, und gieb es in bösartigen Fiebern, die mit einem Durchfalle begleitet sind.

Nimm Hollunderblüthwasser, zwo Unzen; ohne Feuer präparirtes Hirschhorn, einen Scrupel; flüchtiges Hirschhornsalz, drey Gran; Gartennelkensyrup, eine halbe Unze. Vermische alles, und mache ein schweißtreibendes Tränkchen.

Nimm calcinirtes Hirschhorn, eine halbe Drachme; festes Laudanum, einen Gran; Wegebreitwasser,

zwo Unzen. Vermische alles, es ist eine zusammenziehende und schmerzstillende Potion wider die Dysenterie.

Nimm ohne Feuer präparirtes Hirschhorn, zwölf Gran; Siegelerde, einen Scrupel; theriakalisch Extract, drey Gran; Hollunderblüthwasser, zwo Unzen. Vermische es, und mache ein Tränkchen wider einen bösartigen Durchfall.

Das Rennthier; Rangifer, *Offic. Barthol. Act Haffnienſ.* 274. *Dal. Pharm.* 440. *Charl. Exerc.* 12. *Geſn. de Quad.* 950. *Aldrou. de Quad. biſulc.* 859. *Ionſt. de Quad.* 64. Rhangifer, *Olear. Muſ.* 16. Ceruus Rangifer *Raii Synopſ. Anim. Quad.* 88. Ceruus cornibus ramoſis teretibus, ſummitatibus palmatis, *Linn. Syſt. Nat.* 42. Tarandus Agricolae, Eliotae, et Georgio Fabricio. Machlis Plinio; Rangifer, Raingus ſeu Rheno Latinis recentioribus; Ceruus palmatus regionum ſeptentrionalium; Ceruus mirabilis ſiue Hippelaphus, *Nonnull.* franz. Réenne, Reène, Renne ou Rhéne, Rangier, Ranglier ou Ramſier.

Die Rennthiere sind nach des Maupertuis Meynung Arten von Hirschen, deren sehr ästige Geweihe über der Stirne stehen. Diese Thiere scheinen von der Natur bestimmt zu seyn, alle Bedürfnisse der Lappländer zu erfüllen; sie dienen ihnen statt der Pferde, Kühe und Schaafe. Ihr Fleisch ist vortreflich zu essen, es mag frisch oder getrocknet seyn. Ihre Milch ist ein wenig scharf, aber so fett als die Sahne

von

von der Kuhmilch, und die Lappländer machen Käse daraus, welche besser seyn würden, wenn sie mit etwas mehrerer Kunst und Reinlichkeit gemacht wären. Die Eigenschaften des Rennthiers und die Zubereitungen, welche man aus seinen Theilen macht, kommen, nach dem Linnäus, mit dem Hirsche überein, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Kräfte geringer sind, als die von den Theilen des Hirsches. Uebrigens hat man in unsern Apotheken keine Zubereitungen von dem Rennthiere.

Das Elendthier, Alce, *Offic. Schroed.* 267. *Lem.* 23. *Dal. Pharm.* 440. *Gesn. de Quad.* 1. *Aldrou. de Quad. bisulc.* 866. *Schwenckf. de Quad. Siles.* 53. *Ionst. de Quad.* 65. *Charl. Exerc.* 12. *Raii Synop. Animal. Quad.* 86. *Herman. Cynos.* 12. Alcis Cornu, *Olear. Mus.* 12. Ceruus cornibus acaulibus palmatis, *Linn. Faun. Suec.* 37. Alce vel Alces, perperam Onager siue Asinus syluestris; Equiceruus, Bison, Magnum Animal seu Magna Bestia, *Quorund.* franz. Elan, Elant.

Die Schriftsteller sind wegen dieses Thieres verschiedener Meynung, und viele verwechseln es mit dem Rennthier. Einige behaupten, es sey der Tarandus oder Hippolaphus, oder Ceruus palmatus der nordischen Länder. Aldrovandus bemerket, daß Olaus Magnus Unrecht habe, wenn er das Elendthier mit dem wilden Esel verwechselt, weil sich dieser letztere nur in Asien und Africa findet, da hingegen das Elendthier in den nordischen Gegenden wohnet. Das männliche Elendthier hat Hörner, die, wenn sie noch

jung und knorplicht sind, mit einer weichen und wollichten Haut bedeckt werden, die sie vor der Kälte bewahret, bis sie eine gehörige Härte erlangt haben. Das Elendthier wirft seine Hörner alle Jahre im Februar und März ab; es empfindet alsdenn ein großes Jucken unter denselben, weswegen es sich oft an den Bäumen reibt, um sich davon zu befreyen. Aber die Natur, welche niemals müßig ist, ersetzt diesen Verlust bald: denn gegen das Ende des Augusts hat das Elendthier ein neues Geweihe. Die weiblichen Thiere haben gemeiniglich keine Hörner.

Man bedient sich in der Medicin der Hörner und der Klauen des Elendthiers, welche letztern auf lateinisch Ungula Alcis genennet werden; sie enthalten viel Oel und flüchtiges Salz. Man hält sie für dienlich wider die Epilepsie, Krämpfungen, Zuckungen und Zittern der Glieder; man bereitet das Elendshorn so wie das Hirschhorn, nämlich, man calcinirt es bis zur Weiße, oder welches die beste Art ist, man schabt es, und giebt das Pulver von einem Scrupel bis zu einer Drachme in Tränkchen und Opiaten wider die Epilepsie und Krämpfungen. Man könnte auch Gallerte davon machen, Spiritus, flüchtiges Salz und Oel daraus ziehen, wie man aus dem Hirschhorn zu bereiten pflegt: aber diese Präparationen sind in unsern Ländern nicht gebräuchlich. Man hält die Elensdklauen für ein Specificum wider die Epilepsie: man wähle dieselben, wenn sie schwer, dicht, glatt, glänzend und schwarz sind: man zieht die Klauen des linken Fußes den andern

vor,

vor, wiewohl wir glauben, daß sie alle gleich gut sind; denn ihre Wirkung rührt von dem flüchtigen Salze, welches sie enthalten, her. Daß man aber die linken Klauen vorzieht, hat folgenden Grund; weil nämlich das Elendthier der Epilepsie unterworfen ist, und sich von dem Anfall derselben befreyet, indem es die Klaue seines linken Fußes in das Ohr legt. Man giebt die geraspelten Elendsklauen innerlich von einem Scrupel bis zu einer Drachme, entweder allein, oder mit Mayblümchenwasser, oder einem andern hauptstärkenden Wasser vermischt. Dieses Mittel ist sehr berühmt wider die fallende Sucht, den Schwindel, das Herzklopfen und die Krämpfungen der Mutter. Man macht auch ein Magisterium von Elendsklauen mit destillirtem Eßig, welches man von einem bis zu zween Scrupeln in oben erwähnten Krankheiten giebt. Wir bemerken hier aber, daß diese Magisteria von Hörnern, Knochen, und andern harten Theilen der Thiere schwer zu bereiten sind, wegen des zähen Schleims oder der Gallerte, welche sie enthalten, und welche verhindert, daß sie nicht so leicht aufgelöset werden können. Wenn man sie also bereiten will, so muß man sie zuerst in Wasser kochen, den Schleim herauszuziehen; worauf sie sich leicht in destillirtem Eßig auflösen lassen. Wenn die Auflösung geschehen ist, so präcipitirt man das Magisterium mit Weinsteinöl oder einer andern ähnlichen Feuchtigkeit. Was den äußerlichen Gebrauch der Elendsklauen betrifft, so läßt man ein Stückchen davon in einen Ring fassen, welchen man an den Finger steckt, oder man hängt ein Stückchen Elendsklaue an den Hals

auf die bloße Haut, alles dieses in der Absicht, die Epilepsie zu heilen oder ihr vorzubeugen. Wir glauben aber nicht, daß diese Amuleta von großer Kraft sind, eben so wenig, als wenn man sich den Schenkel mit einem Nerven vom Elendsthiere bindet, wie einige rathen, den Krampf zu verhindern. Es giebt Leute, welche das Fleisch dieses Thieres essen; aber es ist eine ungesunde Speise, indem dieses Fleisch hart und schwer zu verdauen ist.

Nimm präparirte Austerschalen, und männliche Päonienwurzel, von jedem anderthalb Drachmen, Elendsklaue und gereinigten Salpeter, von jedem eine Drachme. Mache alles zu Pulver und vermische es genau. Es dienet wider die Epilepsie; man giebt täglich dreymal einen Scrupel davon, und läßt ein Glas Infusion von Lindenblüthen drauf trinken.

Nimm vier getrocknete Talpenherzen; Menschenhirnschale, getrocknete Hasenfüße und Regenwürmer, von jedem eine Drachme; Elendsklauen und Eichenmistel, von jedem eine halbe Drachme. Mache alles zu Pulver, und vermische es genau: die Dosis ist funfzehn Gran für einen Erwachsenen, vor dem Anfall der Epilepsie zu geben. Man muß dabey den Kranken verhindern zu schlafen, wenn er zum Schlaf geneigt ist.

Echinus.

Der Igel; Erinaceus, *Offic. Schroeder.* 286. *Dal. Pharm.* 450. *Hermann. Cynoſ.* 793. *Charl. Exerc.* 19. Herinaceus, *Schwenckf. Quad. Sileſ.* 96. Herinaceus et Erinaceus, *Merr. Pin.* 167. Erinaceus paruus noſtras, *Seb. Theſ.* 78. Echinus ſiue Erinaceus terreſtris, *Raii Synop. Animal. Quad.* 231. Echinus, *Blaſ.* 63. Echinus terreſtris, *Boſſch.* 313. *Lem.* 330. *Geſn. de Quad. digit.* 368. *Aldrou. de Quad. digit.* 459. *Ionſt. de Quad.* 119. Erinaceus ſpinoſus auriculatus, *Linn. Faun. Suec.* 16. Ericius ſiue Echinus minor terriſtris, Acanthochoeros ſeu Porcus vel Porcellus ſpinoſus; Acanthio terreſtris; Echinus ſiue Erinaceus vulgaris; Herix, Hericius terrenus, Eres ſiue Heres, *Nonnull.* franz. Heriſſon terreſtre ou commun.

Es fehlet an anatomiſchen Beſchreibungen dieſes Thiers nicht: denn man ihrer ſechs verſchiedne beym Blaſius, ohne diejenige zu rechnen, welche Valentini nach denen Herren der königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Paris gegeben, wohin wir unſre Leſer verweiſen.

Nach der alten Meynung ſind das Stachelſchwein und der Igel von einerley Geſchlechte, wegen der Stacheln, womit beyde bedeckt ſind: der Geſchlechtsname iſt Echinus. Das Stachelſchwein heißt bey den Griechen und Lateinern Hyſtrix. Der Igel wird auf griechiſch Bajos Echinos, und auf lateiniſch Echi-

Echinus minor, als ob der ganze Unterschied dieser beyden Arten nur in ihrer verschiedenen Größe bestünde. Wir haben aber dennoch bemerkt, daß die Thiere dieser beyden Arten noch in wesentlichern Dingen unterschieden sind; nämlich in Ansehung des Landes, wo sie gezeugt werden, wie auch durch ihre Stacheln und übrige Gestalt ihres Körpers. Denn das Stachelschwein wird in Africa hervorgebracht, der Igel aber ist in Europa gemein.

Nimm vom Pulver eines calcinirten Igels, drey Darchmen, und Pulver von der getrockneten Gurgel eines Hahns, eine Drachme. Vermische es; die Dosis ist eine Drachme, wenn man den Urin nicht halten kann, besonders nach einer schweren Geburt.

Elephas.

Der Elephant; Elephas, *Offic. Schroed.* 285. *Bossch.* 150. *Dal. Pharm.* 442. *Lem.* 332. *Charl. Exerc.* 4. *Herman. Cynos.* 9. *Schwenckf. de Quad. Siles.* 87. *Raii Synops. Anim. Quad.* 131. Elephantus, *Hartens.* Elephantogri, *Gesn. de Quad.* 409. *Aldrov. de Quad.* 418. *Ionst. de Quad.* 17. Elephas naso cylindraceo elongato, *Linn. Syst. Nat.* 69. Barrus Indorum; Bellum inda; Animalium seu Bestiarum Heros; Brutum non Brutum; Luca vel Luci Bos; Bos Anguimanus Veterum, *Nonnull.* franz. Elefant.

Blasius hat eine sehr kurze anatomische Beschreibung des Elephanten nach dem Aristoteles gegeben.

geben. Valentini hat sich begnügt aus der Elephantographia des Hartenfels einen Auszug zu machen. Die weitläuftigste und unstreitig die richtigste anatomische Beschreibung des Elephanten findet man in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux.

Die beyden großen Zähne, welche der Elephant an den obern Kinnbacken hat, sind die Theile dieses Thiers, deren man sich in der Medicin bedienet, und sind dasjenige, was man Elfenbein oder Helfenbein nennt. Das beste bringt man aus Ceylan und aus vielen ostindischen Ländern: man wähle das weiße und glatte. Es enthält viel Oel, flüchtiges Salz und Erde, und wenig Phlegma. Das Helfenbein ist kühlend, trocknend und gelind zusammenziehend; es stärkt das Eingeweide, stillt die Blutflüße, hilft wider die Gelbsucht, und treibt die Würmer aus; es lindert die Schmerzen, heilt die Schwäche des Magens und die Epilepsie, welche von der Sympathie mit diesem Eingeweide herrühret. Man braucht es in diesen Krankheiten von einer halben bis ganzen Unze in Infusionen, und in Substanz fein pulverisirt von einem bis zu zween Scrupeln. Man schreibt dem Helfenbeine beynahe einerley Eigenschaften mit dem Hirschhorne zu, und die Zubereitungen sind auch eben dieselben, nämlich, man präparirt es philosophisch, oder ohne Feuer, oder mit Feuer. Das philosophisch präparirte Helfenbein dienet die Säure in den ersten Wegen zu verbessern, und die Wallung

des

des Blutes zu mäßigen: man giebt es in bösartigen Fiebern, wenn man den Schweiß treiben will, und man vermischt es mit dem schweißtreibenden Spießglase, um seine Wirkung zu befördern; es dienet wider den weißen Fluß, der von einer Säure des Magens verursacht wird, und man bedient sich desselben mit Nutzen, die unzeitige Geburt zu verhindern, indem man es mit präparirten rothen Corallen vermischt: endlich braucht man es auch mit gutem Erfolg wider die Würmer, die Dosis ist ein bis zween Scrupel. Wenn man das Helfenbein mit Feuer präparirt, so schneidet man es in Stücken, und calcinirt solche bey offenem Feuer, bis sie nicht mehr rauchen, und bis sie in eine weiße, leichte, alcalinische und leicht zu zerreibende Materie verwandelt werden: es ist eigentlich der Todtenkopf des Helfenbeins; denn alles flüchtige Salz, welches darinn enthalten war, wird nebst dem Oel und Phlegma durch die Calcination zerstreut, so, daß weder Salz noch ein anderes wirksames Principium darinn bleibt. Wenn man aber diese wirksamen Principia haben will, so muß man das Helfenbein aus der Retorte destilliren, und so erhält man das flüchtige Salz, den Spiritus und das Oel: die schwarze Materie, welche auf dem Boden der Retorte zurückbleibt, ist auch gut zu calciniren. Obgleich das mit Feuer präparirte Helfenbein bloß ein von allen wirksamen Principiis entblößter Kalch ist, so hat es dennoch seinen Nutzen; es ist zusammenziehend, hemmt die Blut- und Bauchflüße, die Gonorrhee und dämpft die Säure in den ersten Wegen: man bedient

dient sich desselben auch, zu verhindern, daß sich die Milch im Magen coagulire.

Die Dosis, innerlich genommen, ist von einem halben bis zu zween Scrupeln. Man nimmt es auch zu Augenwassern, und zu Mitteln, welche die Wunden zu trocknen dienen. Wir haben gesagt, daß man aus dem Helfenbein vermittelst der Destillation ein flüchtiges Salz, einen Spiritus und ein Oel bekömmt. Diese drey Principia haben einerley Nutzen, und werden in eben der Dosi, wie die Hirschhorn-Präparata gegeben.

Das geraspelte Helfenbein kömmt zum Decocto adstringent. zur Confection de Hyacinth. zum Diamargarito frigido, und zu den Trochiscis Gordon. *Pharmacop. Paris.* Das mit Feuer präparirte Helfenbein kömmt zum Pulu. Diarrhodon, Pulu. de trib. Santalis, zu den Trochiscis de Camphora, und zum Electuario Psyllii.

Nimm gewaschenen Reiß, eine Unze; geraspelt Helfenbein und Hirschhorn, in ein Säckchen verschlossen, von jedem eine halbe Unze. Laß es eine Viertelstunde in etlichen Nößeln Wasser kochen, und seig es hernach durch: es ist eine zusammenziehende Ptisane, die in Durchfällen und Blutflüßen dienet.

Nimm Rheinfarrn- und Burzelkrautwasser, von jedem zwo Unzen; präparirtes Helfenbein; Corallenmooß, von jedem einen Scrupel; Zittwersaamen, einen Scrupel; Theriak, eine Drachme;

Salmi-

Salmiak, einen Scrupel; Limoniensyrup, eine Unze. Vermische alles; es ist eine Potion wider die Würmer, auf ein- oder zweymal zu nehmen.

Nimm gereinigte Gerste, eine Unze; gereinigte Rosinen, zwo Unzen; geraspelt Helfenbein, eine halbe Unze; Süßholzsaft, sechs Drachmen; Anissaamen, eine halbe Drachme. Laß alles in drey Pfund Wasser kochen, daß zwey Pfund übrig bleiben; seig es durch, und thu zwo Unzen Saft von Pferdemist dazu. Dieses Decoct dienet wider das Seitenstechen.

Nimm präparirte rothe Corallen und Perlen, von jedem eine Drachme; gelbes Sandelholz und präparirtes Helfenbein, von jedem drey Drachmen; Scharlachkörner, zwo Drachmen; weißen Zucker, eine halbe Unze. Mache alles zu einem feinen Pulver, die unzeitige Geburt zu verhüten. Man theilt das Pulver in vierzig Doses, wovon man alle Morgen eine in einem weichgesottenen Eydotter giebt.

Nimm orientalischen Saffran, vier Scrupel; präparirtes Helfenbein, eine halbe Unze; weißen Zuckerkand, eine Unze. Mache alles zu einem feinen Pulver, und theile es in acht Doses, des Morgens nüchtern wider die Gelbsucht eine zu nehmen.

Equus.

Equus.

Wir beschreiben unter diesem Titel drey Thiere von einerley Geschlecht, die jedermann bekannt sind; nämlich das Pferd, den Esel und den Maulesel.

Das Pferd; Equus, *Offic. Schroed.* 285. *Bosſch.* 162. *Dal. Pharm.* 435. *Blaſ.* 67. *Lemer.* 341. *Merr. Pin.* 166. *Charl. Onom.* 2. *Geſn. de Quad.* 62. Equus cauda undique ſetoſa, *Linn. Faun. Suec.* 34. Equus et Equa; Caballus ſiue Sonipes, *Quorund.* franz. Cheval.

Wir haben viele gute Beschreibungen des Pferdes, des edelsten, gelehrigsten und nützlichsten unter allen vierfüßigen Thieren. Valentini hat nach dem Blasius eine anatomische Beschreibung vom Pferde gegeben; sie ist aber mit derjenigen, welche Daubenton davon gemacht, nicht in Vergleichung zu setzen. Die Theile des Pferdes, welche in der Medicin gebrauchet werden, sind die Hoden, die Klauen und der Mist: man kann die Milch der Stuten hinzufügen, ob sie gleich in unsern Ländern selten gebraucht wird. Die Hoden des Pferdes sind ein wirksames Mittel, die Nachgeburt zu treiben und die Kolik zu heilen: man schneidet sie in Stücken, und läßt sie im Ofen trocken werden, worauf man sie zu Pulver macht. Die Dosis davon ist zween Scrupel bis zu einer Drachme, entweder allein, oder mit Saffran und Borax vermischt. Dieses Mittel ist bewährt, die todte Frucht und die Nachgeburt zu treiben. Man bedient sich desselben auch wider die

Kolik, indem man gleiche Theile Anissaamen hinzuthut. Auf diese Art verordnete es Fonseca, ein geschickter Practicus; und Zwölfer, welcher ein Geheimniß daraus machte, gab es wider diese Krankheit mit Lilienwasser. Die Warzen oder harten Schwielen, welche die Pferde an den Füßen und Schenkeln haben, enthalten viel Oel und flüchtiges Salz; sie werden wider die Epilepsie angepriesen, die hysterischen Vapeurs zu besänftigen, die Monatzeit zu befördern, die Verhärtungen der Mutter zu zertheilen, den Stein, Nieren- und Blasensand zu treiben. Man giebt sie innerlich im Pulver von einem Scrupel bis zu einer Drachme, und im hysterischen Anfalle räuchert man damit die natürlichen Theile vermittelst eines umgekehrten Trichters, wodurch der Anfall bald gedämpft wird. Die Pferdeklauen haben eben die Kräfte, wie die Warzen. Einige Aerzte verordnen ein Extract daraus zu bereiten, welches sie innerlich wider die erwähnte Krankheit geben; es wird aber bey uns nicht gebraucht, und man zieht diesem Mittel das Biebergeil vor. Man bedient sich auch der Pferdeklauen zum räuchern, wider den übermäßigen Fluß der güldnen Ader. In den Ephemeridibus germanicis, Dec. 2. ann. 5. p. 259. findet man eine Observation vom D. Hannemann, welcher erzählt, daß ein Mensch mit einem heftigen Fluß der güldnen Ader befallen worden, und viele Mittel vergeblich gebraucht habe; ein alter Bauer rieth ihm, auf einem Nachtstuhl sich über den Rauch von geschabten Pferdeklauen zu setzen; welches er mit besserm Erfolg gethan, als ihm alle vorhergebrauch-

gebrauchte äußerliche Mittel geleistet hatten. Die neuern Aerzte scheinen den Pferdemist zuerst in der Medicin gebraucht zu haben: man hält denselben für schweißtreibend und zertheilend, und braucht ihn innerlich und äußerlich, wider das Seitenstechen, die Lungenentzündung, das Asthma, die Kolik und vornehmlich wider die, welche von der Galle herrühret. Man gießt gemeiniglich weißen Wein darüber, weil ihm dadurch der widrige Geschmack benommen wird. Man nimmt frischen Pferdemist, und läßt ihn mit weißen Wein über heißer Asche stehen, und deckt das Gefäß vorher zu; worauf man den Wein durch eine Leinwand seigt, und den Mist stark ausdrückt. Man giebt dieses dem Kranken warm zu trinken, und läßt ihn im Bette bleiben zu schwitzen; bisweilen wirkt dieses Mittel auch durch Stühle. Einige thun diesen Mist in Säckchen, und hängen solches in das Getränke der Kinder, wenn sie die Pocken haben, um deren Ausbruch zu befördern. Was den äußerlichen Gebrauch des Pferdemists betrifft, so ist er wider die Bräune des Halses wegen seiner zertheilenden Kraft dienlich, und giebt dem Schwalben- und Hundskothe nichts nach. Man legt ihn als ein Cataplasma um den ganzen Hals, die Entzündung desselben zu zertheilen; und wenn man ihn wider das Seitenstechen braucht, so vermischt man ihn mit Honigwasser, und legt es auf die schmerzhafte Seite. Schröder lobt ihn wider die Strangurie und die Mutterkrämpfungen, wenn man ihn auf die Gegend der Blase applicirt.

Die Milch der Stuten dienet wider den Husten, die Engbrüstigkeit, die Lungensucht und Abzehrung. Sie enthält viel wäßrichte Feuchtigkeit, und wenig käsichte und butterhafte Theile, weswegen sie der Eselsmilch sehr ähnlich ist: aber weil sie nicht so gemein ist, so wird sie auch selten gebraucht.

Wir wollen hier nicht von den Hippolithen oder den Steinen reden, die man bisweilen in den Gedärmen und der Harnblase der Pferde findet: Einige Aerzte rühmen sie als schweiß- und gifttreibend, und behaupten, daß man sie an statt des occidentalischen Bezoars brauchen könne. Die Dosis ist ein halber Scrupel, bis zu zween, in bösartigen Fiebern, besonders die von Würmern herrühren, und in bösartigen Bauchflüßen. Diese Tugenden aber sind nicht so bewährt, daß man diese Steine in die Klasse derer Arzneyen, auf die man sich verlassen kann, setzen könnte. Eben so verhält sichs auch mit der Kraft wider das Zahnweh, welche D. Valentin dem Pferdehorn zueignet, in den *Ephemerid. Germ.* Ann. 1752. p. 32. Dieser Arzt sagt daselbst, daß ein Frauenzimmer heftige Zahnschmerzen bekommen, und alle Mittel darwider vergeblich gebraucht habe; endlich habe ihr ein Stallknecht vorgeschlagen, sie sollte frischen und noch heißen Pferdeharn in den Mund nehmen, und ihn so lange sie könnte darinn behalten, und solches verschiedene mal wiederholen; auf diese Art würde sie von den Zahnschmerzen unfehlbar befreyet werden. Dieses Frauenzimmer, welche, um Linderung zu bekommen, noch weit mehr gethan hätte,

gebrauch-

gebrauchte das vorgeschlagene Mittel zu jedermanns Erstaunen, und der Schmerz ließ nicht nur in weniger als einer Viertelstunde nach, sondern sie ward auch so vollkommen davon befreyt, daß sie zwanzig Jahre darauf keine Zahnschmerzen wieder bekam. Wenn diese Observation wahr ist, so kann sie von großem Nutzen seyn, denn die Zahnschmerzen sind sehr gewöhnlich. Wir kennen aber Personen, die bey heftigen Zahnschmerzen ihren eigenen Urin in den Mund genommen haben, allein ohne einige Linderung; es könnte mit dem Pferdeharn wohl eben so gehen. Uebrigens haben wir geglaubt, diese Operation hier anführen zu können; wenn das Mittel ohne Nutzen ist, so ist es doch auch nicht schädlich, und man kömmt mit einigem ekelhaften Geschmacke davon.

Nimm von Pferdehoden, eine Drachme; gereinigten Borax, eine halbe Drachme; Saffran einen Scrupel. Mache alles zu Pulver, und vermische es mit sechs Unzen Lilienwasser. Dieses Tränkchen theilet man auf zweymal binnen acht Stunden zu nehmen; wenn die Reinigung nach der Geburt nicht fließen will, wie auch die Nachgeburt und die todte Frucht abzutreiben.

Nimm ausgedrückten Saft vom frischen Pferdemist, eine Unze; weißen Wein, drey Unzen; Klapperrosen-Syrup, eine Unze. Vermische alles, und mache ein Tränkchen, welches man wider das Seitenstechen giebt, nachdem man zuvor zur Ader gelassen.

Nimm von den Warzen der Pferdefüße, zwo Unzen; wasche sie mit Wasser ab, und gieße weißen Wein drüber. Laß es eine Nacht stehen, und alsdenn nimm die Warzen heraus, und laß sie trocken werden. Nach diesem mache sie zu Pulver, und gieb dieses wider den Krebs. Die Dosis ist eine halbe Drachme, täglich zweymal in einer dienlichen Feuchtigkeit zu nehmen.

Der Esel; Asinus, *Offic. Schroed.* 269. *Lemer.* 86. *Bossch. de Quad.* 173. *Dal. Pharm.* 435. *Hermann. Cynos.* 864. *Paullin. Onogr.* 1. *Blas.* 1. *Charl. Exerc.* 4. *Merr. Pin.* 166. *Schwenckf. de Quad.* 61. *Gesn. de Quad.* 1. *Aldrou. de Quad.* 295. *Ionst. de Quad.* 12. *Raii Synops. Anim. Quad.* 63. Equus cauda extremo setosa, *Linn. Faun. Suec.* 35. Asinus nostras, domesticus, seu vulgaris, *Nonnull.* franz. Asne.

Obgleich Franz Paullini in seiner Onographia curiosa seu Descriptione Asini viel Gelehrsamkeit angebracht hat, so hat er dennoch beynah nichts von der Anatomie der innern Theile dieses Thieres gesagt. Blasius ist auch sehr kurz bey diesem Artickel. Man findet aber eine ausführliche anatomische Beschreibung des Esels vom Daubenton in der Histoire naturelle generale et particuliere, avec la Description du cabinet du Roi.

Das Eselsfleisch ist zu keiner Nahrung zu gebrauchen; es hat einen schlechten Geschmack und ist schwer zu verdauen; das Fleisch von den jungen Eseln aber

ist

ist zart, und nicht unangenehm zu essen. Die Theile des Esels, welche in der Medicin gebraucht werden, sind die Klauen, der Harn, der Mist, das Blut der jungen Esel, und die Milch der Eselinnen. Die Eselsklauen enthalten viel flüchtiges Salz, welches macht, daß sie wider die Krankheiten des Gehirns dienlich sind, als wider die Krämpfungen, Convulsionen und Epilepsie. Man braucht sie statt der Elendsklauen, und präparirt sie auf eben die Art, nämlich, man macht sie zu Pulver, oder calcinirt sie bis zur Weiße, und giebt sie von einem Scrupel bis zu einer Drachme, täglich einen Monat lang in einem hauptstärkenden Wasser: sie werden auch wider die aufgesprungene Haut gebraucht, und der Dampf davon besänftigt die hysterischen Anfälle. Der Eselsharn ist ein wirksames Mittel, wie Dale sagt, in den Nierenkrankheiten, er heilt, wenn er äußerlich appliciret wird, die Krätze; er vertreibt die Warzen und schwieligten Auswüchse, und dienet wider die Lähmung und Gichtschmerzen. Der Eselsmist ist zusammenziehend und die Blutflüße zu hemmen geschickt. Man sammlet ihn im May, und trocknet ihn, alsdenn reibt man ihn zu Pulver. Die Dosis ist eine Drachme in Substanz, oder zwo Drachmen in einer Infusion mit einem zusammenziehenden Wasser, welches man vorher durchseigt, ehe man es dem Kranken giebt. Einige machen einen Syrup davon, den widrigen Geschmack zu vermindern. Ettmüller schlägt folgende Composition als ein wirksames Mittel wider das Nasenbluten vor: Nimm sechs Unzen Eselsmist und drey Unzen Eichenmooß; laß beydes an der Sonne oder an

einem andern warmen Orte trocken werden, und mache es alsdann zu Pulver; wenn man dieses in die Nase zieht, so hemmt es sogleich das Bluten. Der Rauch eben dieses Mistes thut auch diese Wirkung. Das Blut der jungen Esel enthält viel flüchtiges Salz, und wird für ein Specificum wider den Wahnsinn, die Melancholie und Raserey gehalten. Man öffnet im Frühlinge den jungen Eseln eine Ader hinter den Ohren, und fängt das Blut auf Stücken weißer Leinwand auf, welche man alsdann an der Sonne oder im Ofen trocknen läßt, und zum Gebrauch aufhebt. Wenn man sich ihrer bedienen will, so thut man ein Stück von dieser Leinwand, eines Fingers lang, und drey queer Finger breit, in sechs Unzen warmes Decoct von Johannisblumen, und wenn es eine Zeitlang gestanden, nimmt man die Leinwand heraus, und theilet das Decoct in drey Doses, wovon man alle sechs Stunden dem Kranken eine giebt; man läßt ihn im Bette bleiben, den Schweiß abzuwarten. Diese Potion kann auf eben die Weise zwey oder drey Tage nach einander gebraucht werden: vorher aber muß man andre zuträgliche Mittel wider die Krankheit überhaupt gebraucht haben. Michaelis Hartmann und andre Aerzte in den französischen Journalen und in den Ephemerid. Germ. preisen den Gebrauch dieses Mittels sehr an.

Die Milch der Eselinnen ist bey uns ein sehr gebräuchliches Mittel: da sie weniger käsichte und butterhafte Theile enthält, als die Milch von andern Thieren, so ist sie auch klärer, leichter und besser zu verdau-

en;

en; sie ist der Brust zuträglich, kühlend, befeuchtend stellet die Kräfte wieder her; deswegen wird sie wider die meisten Lungenkrankheiten gebraucht, als wider den Husten, die Beklemmung der Brust, das trockne Asthma, das Blutspeyen und die Geschwüre der Lungen; sie lindert die scharfen und salzigten Säfte, welche sich in diesem Eingeweide und in andern Theilen des Körpers anhäufen; sie dienet die innerlichen Geschwüre zu heilen, welche bisweilen auf das Seitenstechen folgen; die Brustflüße, die rothe Ruhr, die Geschwüre der Nieren und der Harnblase, wie auch die Schärfe des Urins werden durch den Gebrauch der Eselsmilch erleichtert und gänzlich geheilet. Alle diese Eigenschaften machen, daß sie für eines der vornehmsten Arzneymittel gehalten wird, und mit Rechte, denn man kann ihre Wirkungen alle Tage bestätiget sehen. Wenn man aber die Eselsmilch mit Nutzen gebrauchen will, so muß man einige Behutsamkeit anwenden, nämlich, man muß etliche Tage zuvor, ehe man sie anfängt, eine genaue Lebensordnung führen, indem man nur leichte und verdauliche Speisen zu sich nimmt, den Magen zu präpariren, die Milch wohl zu verdauen, und ihre Coagulation zu verhindern. Alsdann lasse man am Arme zur Ader, wofern man vollblütig ist; das Purgieren aber muß nicht unterbleiben, welches jedoch gelind seyn muß, wenn man sich auf der Brust nicht wohl befindet. Den folgenden Tag fängt man den Gebrauch der Milch an, welche man alle Morgen trinkt. Obgleich die Milch allezeit gute Dienste thut, wenn sie nöthig zu gebrauchen ist, so sind doch die besten Jahreszeiten

dazu der Frühling und der Herbst. Man fängt ohngefähr mit acht Unzen an, und vermehret die Dosis nach und nach bis zu sechzehn Unzen. Man kann, wenn man will, zwo Drachmen oder eine halbe Unze Gerstenzucker, oder braunen Zuckerkand hinzuthun, und die Milch, so bald als möglich, dem Kranken bringen, welcher darauf in Schlaf zu kommen suchen muß. Wenn die Milch nicht gut durchschlägt, so gebe man dem Kranken eine halbe Viertelstunde zuvor, ehe er sie trinkt, eine halbe Drachme präparirte Krebssteine mit etwas Gerstenwasser. Uebrigens muß man bey der Mahlzeit keinen oder nur sehr wenig Wein, und zwar mit Wasser vermischt, trinken; in den Zwischenzeiten kann das ordentliche Getränke ein dünnes Reiß- oder Gerstenwasser mit Süßholz gekocht seyn. Man findet oft Kranke, die, nachdem sie des Morgens einmal aufgewacht sind, nicht wieder einschlafen können; in diesem Falle muß man die Zeit, die Milch zu gebrauchen, nothwendig verändern, und sie des Abends spät, vier bis fünf Stunden nach dem Abendessen trinken lassen. Während der Milchcur, deren man sich einen Monat oder sechs Wochen lang bedienet, muß man sich durch kühlende Clystiere den Leib offen zu erhalten suchen, und zu Ende der Cur, oder wenn es nöthig ist, in der Mitte derselben, ein Purgiermittel nehmen. Wofern sich Zufälle ereignen sollten, welche besondere Mittel erfodern, oder den Gebrauch der Milch fortzusetzen verhindern, als das Fieber und heftiges Blutspeyen, so muß man sich bey einem Arzte Raths erholen. Im Fall, daß die Milch den Magen beschweren und aufblähen

blähen sollte, so muß der Kranke unmittelbar vor dem Mittagsessen eine halbe Drachme Hyacinthen-Confection zu sich nehmen. Es geschieht bisweilen, daß, ohngeachtet aller dieser Sorgfalt, die Milch nicht durchschlägt; in diesem Fall wird man wohl thun, sie mit gleichen Theilen Fleischbrühe oder einem dünnen Gerstenwasser zu vermischen. Wofern ein Lungengeschwür vorhanden ist, so muß man die Milch mit dem vierten Theile Kalchwasser ersetzen; auf diese Art ist sie sehr wirksam, nicht nur die Säure zu verbessern, sondern auch die Lungengeschwüre zu trocknen. Wenn bey den Weibspersonen die monatliche Reinigung ordentlich fließt, so können sie die Milchcur fortsetzen; wenn aber Koliken, Vapeurs oder andre Zufälle dazu kommen, so müssen sie etliche Tage aussetzen und vorher purgieren, bevor sie die Milch wieder anfangen. An Oertern, oder in Jahrszeiten, wo man keine Eselsmilch haben kann, muß man Kuhmilch mit Gerstenwasser vermischt nehmen, oder ein andres dem Kranken dienliches Getränk hinzusetzen.

Nimm Wegebreitwasser, zwo Unzen; Myrtensyrup und ausgedrückten Saft von Eselsmiste, von jedem eine halbe Unze. Vermische es, und mache ein Tränkchen, drey Tage nach einander des Morgens nüchtern zu nehmen, wider den weißen Fluß und die Blutflüße der Mutter.

Nimm Johannisblumenwasser, vier Unzen; lege ein drey queer Finger breites, und einen Finger langes Stück Leinewand, welche in Eselsblut getaucht worden, hinein, und laß es einige Stunden drinnen liegen. Alsdann nimm die Leinwand heraus,

und gieb diese Potion dem Kranken wider den Wahnsinn und die Raserey, welche mit keinem Fieber begleitet sind.

Nimm Gerstenmehl, so viel du willst; vermische es mit Eselsmilch, und mache einen Umschlag, welcher wider Kopfschmerzen dienlich ist.

Nimm Sauerteig, drey Unzen; getrockneten und pulverisirten Eselsmist, eine Unze; Meersalz, anderthalb Unzen. Vermische alles mit einer genugsamen Menge Eßig, und mache ein Cataplasma wider das Phantasiren auf den Kopf zu legen.

Der Maulesel; Mulus, *Offic. Schroed.* 302. *Lem.* 584. *Bossch. de Quad.* 182. *Herman. Cynos.* 668. *Dal. Pharm.* 436. *Charl. Exerc.* 4. *Merr. Pin.* 166. *Schwenckf. de Quad.* 62. *Gesn. de Quad.* 702. *Aldrou. de Quad.* 358. *Ionst. de Quad.* 15. *Raii Synops. Anim. Quad.* 64. Equus cauda extremo setosa (siue Mulus) *Linn. Faun. Suec.* 35. Mulus et Mula, Semi-Asinus, *Quorund.* franz. Mulet.

Wir finden bey den Schriftstellern keine anatomische Beschreibung des Maulesels. Blasius in seiner Anatomia Animalium hat sich begnügt, einige Observationes davon anzuführen. Der Maulesel und die Mauleselinn, sagt Lemery, werden durch die Vermischung des Pferdes mit der Eselinn, oder des Esels mit der Stute erzeugt. Die Theile des Maulesels, welche man in der Medicin gebraucht, sind die Klauen, der Harn und der Mist; sie enthalten alle

viel

viel Oel und flüchtiges Salz. Die Klauen dienen den übermäßigen Fluß der Monatzeit, der güldnen Ader und andrer Blutflüße zu hemmen: man giebt sie innerlich von zwölf Gran bis zu zween Scrupeln; man räuchert sich auch damit, nämlich, man läßt über einem Nachtstuhle den Dampf davon an sich gehen. Der Harn heilet die Warzen und Hüneraugen an den Füßen, und schafft im Podagra große Linderung, wenn man sich desselben als eine Bähung bedienet. Der Mauleselmist hilft wider die rothe Ruhr und das Milzweh; er hemmt auch die monatliche Reinigung, wenn sie zu häufig erfolgt: endlich wirkt er als ein schweißtreibendes Mittel, indem er die Unreinigkeiten des Blutes nach der Haut treibt. Man trocknet ihn und reibt ihn zu Pulver. Die Dosis davon ist ein Scrupel bis zu einer Drachme.

Felis.

Die zahme Katze; Felis seu Catus, *Offic.* Felis seu Catus domesticus, *Hermann. Cynos.* 781. Felis, *Bossch. de Animal. Quad.* 258. *Lem.* 356. *Blas.* 70. Catus seu Felis, *Dal. Pharm.* 447. Catus domesticus et sylvestris, *Schroeder.* 280. *Schwenckf. de Quad. Siles.* 79. Felis, Catus, *Merr. Pin.* 169. Catus seu Felis, *Gesn. de Quad.* 344. Felis domestica, *Aldrov. de Quad. digit.* 564. *Ionst. de Quad.* 126. *Charl. Exerc.* 20. Felis domestica seu Catus, *Raii Synop Animal. Quad.* 170. Felis cauda elongata, auribus aequalibus, *Linn. Faun. Suec.* 3. Æluros, Graecis; Musio, Isidoro

et

et Alberto; Catus seu Cattus muarilegus; Bellua torquicauda et trahicauda, *Nonnull.* franz. Chat privé ou domestique.

Die zahmen Katzen sind in Ansehung ihrer Farbe und Größe von einander sehr unterschieden. Das, was man am meisten von den Katzen zu befürchten hat, wenn man sich allzu gemein mit ihnen macht, ist ihr Athem, wofern es wahr ist, was Matthiolus sagt, daß der Athem der Katzen, wenn man denselben in sich zieht, eine Entzündung der Lungen verursachen kann. Dieser Schriftsteller erzählt viele Exempel davon. Es mag nun seyn, wie es wolle, so ist es doch gut, diejenigen zu warnen, welche die Katzen außerordentlich lieben, und sich von ihnen lecken lassen. So viel aber ist gewiß, daß es Personen beyderley Geschlechts giebt, die eine so große Antipathie gegen die Katzen haben, daß sie sich bey Erblickung eines von diesen Thieren, oder auch bloß durch ihre Gegenwart, ohne sie gesehen oder gehört zu haben, mit einem kalten Schweiß und Beklemmung des Herzens befallen werden. Richelet meldet uns, nach dem Prade, daß Heinrich der Dritte, König von Frankreich, so viel Abneigung vor den Katzen gehabt habe, daß er die Farbe veränderte, und in Ohnmacht fiel, wenn er eine zu Gesichte bekam.

Bisweilen werden die Katzen toll, und ihr Biß ist eben so gefährlich, als von andern tollen Thieren; sie werden aber nicht von selbst rasend, wie die Hunde, ob man gleich behauptet hat, daß der Geruch von Räuchwerken fähig wäre, sie rasend zu machen. Sie

haben

haben einen sehr subtilen Geruch, und fangen eine Maus, ohne sie gesehn zu haben. Sie lieben den Geruch der Baldrianwurzel, und besonders der Katzenmünze, und des Marums; sie reiben sich mit Lust daran, hernach lecken und küssen sie die Pflanzen, und beissen von Zeit zu Zeit darein, wälzen sich drüber, springen um sie herum, und bezeigen dabey eine unglaubliche Freude.

Granger, Correspondent der königl. Akademie der Wissenschaften, hat an den Reaumür folgendes geschrieben, welches kurze Zeit, nachdem er nach Caire gekommen, daselbst geschehen ist. Einige junge Leute, die bisweilen mit einander tranken, wollten die Eitelkeit eines Gesellschafters beschämen, und löseten ohne sein Wissen eine Drachme Opium in einem Glase Wein auf, welches er austrank. Ihre Absicht war, ihn desto eher in den Schlaf zu bringen, damit er sich in kurzer Zeit überwunden geben müßte. Einige Stunden darauf, als er es getrunken, fieng er an zu phantasiren, und fiel alsdenn in einen tiefen Schlaf. Den folgenden Tag giengen seine Cameraden zu ihm, um ihres falschen Sieges zu genießen; allein sie waren sehr erstaunt, daß sie ihn blaß, ohne Puls, mit verschlossenem Munde, mit einem Worte, sterbend fanden. Man ließ einen Priester holen, welcher zugleich ein Arzt war, und dieser marterte den Kranken mit den heftigsten Mitteln, ohne allen Nutzen: er ließ den Herrn Granger holen, welcher aber erst hinkam, nachdem der Kranke schon gestorben war. Die Krankheit hatte nicht länger als vierzehn Stunden gewährt.

Das

Das Cadaver war an den Händen und Schenkeln voll blauer Geschwülste von der Größe eines viermonatlichen Kinderkopfs, und es gieng ein unerträglicher Geruch heraus. Das sonderbarste dabey war dieses, daß sich über zweyhundert Katzen aus den nahgelegenen Häusern daselbst versammleten. Man hielt sie für metamorphosirte Zauberer, die den Todten holen wollten, aber weder Gebeter, noch Zeichen des Kreutzes, noch Weihwasser thaten keine Wirkung auf sie. Herr Granger und der Priester mochten sagen, was sie wollten, daß es wirklich Katzen wären, die durch den Geruch des Körpers herbey gelockt worden; die Umstehenden ließen es sich nicht überreden, als bis man die Thüre des Gemaches, wo der Körper lag, geöffnet hatte; worauf die Katzen alsbald hinein sprungen, und den Leichnam mit solcher Begierde leckten, daß sie ihn bald gefressen hätten.

Gesner sagt, daß es in der Schweiz Leute gäbe, welche wilde Katzen essen, wenn sie ihnen zuvor den Kopf und Schwanz abgehauen. Wir haben auch einige gesehen, welche die fetten zahmen Katzen so gern gegessen haben, als das Hasenfleisch. Die Katzen wurden bey den Aegyptern als Götter verehret: man betete sie unter ihrer natürlichen Gestalt an, oder auch unter der Figur eines Menschen mit einem Katzenkopfe. Derjenige, so aus Unvorsichtigkeit oder mit Vorsatze eine Katze tödtete, wurde auf das härteste gestraft. Die Katze enthält viel Oel und flüchtiges Salz: man braucht in der Medicin die ganze Katze und ihr Fett. Es ist unter dem gemeinen Volke sehr

gewöhn-

gewöhnlich, eine Katze durch den Rücken zu hauen, und sie wider das Seitenstechen ganz heiß auf die schmerzhafte Seite zu legen, und sie vierzehn bis achtzehn Stunden liegen zu lassen, bis der Geruch davon dem Kranken unerträglich ist; alsdann nimmt man sie weg. Dieses Mittel hat oft einen guten Erfolg; es ist wegen seines flüchtigen Salzes, welches in dem Blute dieses Thieres enthalten ist, zertheilend und eines der besten äußerlichen Mittel, die man wider das Seitenstechen brauchen kann. Ettmüller versichert, daß das Decoct von einer lebendigen Katze mit Wasser, bis das Fleisch von dem Knochen losgehet, die kranken Thiere heilet, wenn man ihnen dieses Decoct zu saufen giebt. Man findet in den Ephemerid. Germ. Decur. 3. Ann. 1. p. 91. eine Observation vom D. Ledel, welcher erzählt, daß ein junges Mädchen von einem hartnäckigen Tertianfieber genesen sey, indem sie Milch getrunken, worinn man eine Katze gewaschen hatte; dieses Mittel machte, daß sie sehr schwitzte, und hierauf blieb das Fieber weg. Das Fett der Katzen, und vornehmlich der wilden, ist in der Medicin sehr im Gebrauch; es ist erwärmend, erweichend, durchdringend und zertheilend. Man streicht es als eine Salbe auf den Nabel derer, welche mit der Epilepsie behaftet sind, und man reibt die schwindenden Glieder damit, nicht nur, damit sie nicht mehr abnehmen sollen, sondern auch, um sie zu nähren. Lemery versichert in seinem Dictionnaire de Drogues simples, daß das Ohr von einer lebendigen Katze den Fingerwurm zertheile, und ihn weiter zu gehen verhindere, wenn man den Finger täglich zu öftern

malen in das Katzenohr steckt, und jedesmal eine Viertelstunde darinnen läßt.

Das Katzenfett kömmt zum Unguento nervino *Pharmacop. Lemer.*

Hippopotamus.

Das Seepferd; Hippopotamus, *Offic. Lemer.* 423. *Herman. Cynos.* 710. *Dal. Pharm.* 441. *Bellon. de Aquat.* 25. *Gesn. de Quad. digit.* 494. *Aldrou. de Quad. digit.* 181. *Ionst. de Quad.* 76. *Charl. Exerc.* 14. *Mont. Exot.* 5. *Prosp. Alp. Ægypt.* 245. *Raii Synop. Animal. Quad.* 123. *Linn. Syst. Nat.* 69. Hippopotamus Antiquorum, *Columm. aquat.* 28. Caballus marinus. *Flor. Sin.* 1. Equus siue Bos marinus; Equus Nili, Nilosicus seu Niliacus, Equus fluviatilis siue aquaticus, Elephas marinus, Elephantus Ægypti, Fluuiaticus vel Niliacus, *Quorund.* franz. Hippopotames, Cheval de Rivière, Cheval marin, Boeuf du Nil, Boeuf marin.

Einige Schriftsteller, wie Rajus angemerkt hat, und unter andern Hermann in seiner Cynosura Materiae medicae, haben dieses Thier mit der Seekuh verwechselt, welche von den Franzosen an den amerikanischen Küsten Bête à la grande dent, vor andern Rohart, von den Dänen und Ißländern Rosmarus, von den Holländern und Flamländern Walrus genennt wird. Die Alten, als Aristoteles, Plinius, Aelianus, sowohl als die neuern Aerzte geben verschiedene Beschreibungen von unserm Seepferde

pferde: keiner aber hat dasselbe mit solcher Richtigkeit beschrieben, als der Wahrheit liebende Fabius Columna in seinen Obseruat. anim. terrestr. et aquat. bey Gelegenheit eines Seepferdes, welches Nikol Zerenphi, ein Wundarzt zu Nermi aus Aegypten todt, aber ganz eingesalzen mitbrachte.

Dieses Thier war keinesweges einem Pferde, sondern vielmehr einem Ochsen ähnlich, und in Ansehung der Füße einem Bären. Es war vom Kopfe bis an den Schwanz dreyzehn Fuß lang, vier und einen halben Fuß breit, und drey und einen halben Fuß hoch, so, daß sein Bauch mehr platt als rund war; der Umfang des Körpers war der Länge gemäß; die Füße waren von der Erde bis an den Bauch drey und einen halben Fuß hoch; der Kopf, welcher nach Proportion des Körpers, der Augen und Ohren groß war, hatte zwey und einen halben Fuß in der Breite, und drey Fuß in der Länge, und überhaupt sieben und einen halben Fuß im Umfange; die Oeffnung des Rachens war einen Fuß weit, die Schnauße groß, fleischigt; weil sie aber ausgetrocknet war, schien sie nicht so zurückgebogen; die Augen waren klein, einen Zoll breit und zween lang; die Ohren waren klein, kurz und nicht über drey Zoll lang; an der untern Kinnlade befanden sich sechs Zähne, wovon zwey mehr nach außen und einander entgegen standen, und einen halben Fuß lang, zween und einen halben Zoll breit, dreyeckicht, und im Umfange einen halben Fuß betrugen; sie waren ein wenig vorwärts gebogen, wie die Hauer des wilden Schweins; die Zwischenzähne ragten wenig

über das Zahnfleisch vor, und hatten eine dreyeckichte Spitze; sie waren sehr hart, und es giengen Funken heraus, wenn man mit einem Stahl daran schlug, zum großen Erstaunen der Zuschauer. Dieses macht die Meynung der Alten wahrscheinlich, welche geglaubt haben, daß das Seepferd in der Nacht Feuer spene, wenn es seine Zähne aneinander riebe. Das Thier war sehr fett, der Kopf groß und einem Ochsenkopfe sehr ähnlich, die Schenkel waren kurz, der Fuß breit, in vier Klauen gespalten, und nicht in zwo, wie Plinius sagt; die Klauen waren schwarz, und so wie die von den Thieren mit gespaltenen Klauen. Der Schwanz glich einem Bärenschwanze.

Das Seepferd, welches wir jezt beschrieben haben, war noch nicht eins der größten: denn einige Monate nachher ließ eben derselbe Wundarzt zu Rom ein viel größeres sehen, dessen Hauerzähne des wilden Schweins seinen ähnlich, und einen Fuß lang waren. Dieser Beschreibung wollen wir noch diejenige beyfügen, welche Prosper Alpinus in seiner Historia naturali Ægypti gegeben. Ehe ich die Rückreise aus Cairo in mein Vaterland antrat, sagt dieser so richtige als scharfsinnige Schriftsteller, sah ich eines Tages, als ich mich am Hofe des Vicekönigs von Aegypten befand, auf dem Platze des Pallastes zwey todte Thiere von einerley Figur, aber von verschiedener Größe; denn das eine war so groß als ein Elephant, und sah auch einem solchen ähnlich; das andre war klein und glich einem großen Schweine. Die Einwohner sagten, daß dieses leztere aus dem Bauche des größern,

welches

welches seine Mutter war, genommen worden. Der Kopf war einem Pferdekopf etwas ähnlich, wiewohl viel größer; die Schnauze war fast so wie bey den Schweinen zurückgebogen, in Ansehung des Rachens und der Augen glich es auch einem Schweine, die Ohren einem Pferde, sie waren aber kürzer und breiter; der Hals war kurz, dick; der ganze Körper schwarz. Man erzählte, daß dieses große Thier an den Ufern des Nils bey Damieta gefangen worden, und einige Tage nachher gestorben sey, und daß der Vicekönig von Aegypten die Häute dieser Thiere dem Großherrn schicken sollte. Ich würde gern glauben, daß es nicht das Seepferd sey, welches die Griechen Hippopotamos genennet haben, sondern vielmehr das Seeschwein, welches auf griechisch Cheropotamos heißt. Ein Beweis, daß es nicht das Seepferd gewesen ist, daß es keine vorwärtsragende Zähne hatte, welches die Alten alle von dem Seepferde oder Hippopotamus versichert haben. Die Figur des Seepferdes, welche Andreas Matthiolus in seinen gelehrten Commentariis über die Materiam medicam des Dioscorides gegeben, scheinet der Abbildung des Thieres, von welchem wir jetzt geredet, sehr nahe zu kommen; aber ebenderselbe Matthiolus hat behauptet, daß Belon dasselbe falsch für das wahre Seepferd ausgegeben: und in der That, man sah daran weder Zähne nach auswärts stehen, wie bey dem wilden Schweine, noch andre Merkmaale, die dem Seepferde einiger maßen ähnlich gewesen wären, sondern vielmehr dem Seeschweine, indem dieses Thier die meisten Zeichen an sich hatte, welche ein Schwein

charakterisiren. Also scheinet Matthiolus ein andermal von den sieben Seepferden richtig geurtheilt zu haben, die man zu Rom auf der Colossussäule siehet, wenn er geglaubt hat, daß dieses nicht wahre Seepferde sind. Wir muthmaßen auch mit Grunde, daß die Alten sich durch die Nachrichten der Reisenden in Ansehung der Kenntniß des Seepferdes betrogen haben, so wie die Neuern, welche durch ihre Entdeckungen in allen Ländern Indiens, Arabiens, Aethiopiens und Aegyptens viele Irrthümer der Alten in Ansehung andrer Thiere und einer großen Menge von Pflanzen, die daselbst wachsen, erkannt haben. Denn Aristoteles und andre alte Schriftsteller scheinen dem Seepferde unter andern Besonderheiten eine Pferdemähne und gespaltene Füße zugeschrieben zu haben; unterdessen hat niemand, wie wir von vielen Aegyptern, vornehmlich von den Einwohnern der Stadt Damieta, bey welcher sich beynahe alle Seepferde im Nil befinden, niemand hat, sagen wir, ein Seepferd gesehen, welches eine Pferdemähne oder gespaltene Füße gehabt hätte. Wir sind dahero berechtigt zu muthmaßen, daß Aristoteles und andre Alten durch andre Nachrichten sind betrogen worden, wenn sie gesagt haben, daß das Seepferd eine Pferdemähne und gespaltene Füße habe. Nach dem Berichte des Peter Gillius, bezeugt Cosmus Indopleustes, welcher zur Zeit des Kaisers Justini über Indien und Aethiopien geschrieben, daß er einen Zahn von einem Seepferde oder Hippopotamo gesehen, welcher dreyzehn Pfund gewogen. Pausanias in seinen Besonderheiten von Arkadien sagt, das Seepferd habe wie das wilde

Schwein

Schwein solche große Hauerzähne, daß es bey den Proconnesiern eine goldne Bildsäule der Cybele gäbe, deren Angesicht anstatt des Helfenbeins aus Seepferdzähnen gemacht sey. Viele unter den Arabern nennen deswegen das Seepferd den Elephanten, weil dieses Thier einem Elephanten sehr ähnlich ist, ausgenommen der Kopf. Das Leder des Rückens ist so stark und hart, daß die Landleute und die Bauern auf dem Berge Sinai Schuhsohlen daraus machen, die, wenn man sie auf einem trocknen Boden trägt, sehr lange Zeit dauern. Was ist es aber nöthig, noch mehr davon zu sagen? Haben nicht die Einwohner des Landes durch eine lange Erfahrung auch erkannt, daß eben dasselbe Thier, wenn es der Vollblütigkeit unterworfen ist, sich vermittelst eines spitzigen Stachels eine Ader an dem Schenkel öffnet? Denn oftmals sehen sie an den Ufern des Nils eine Menge frisch vergoßnes Blut, wie solches von den Alten, wenn sie vom Seepferde reden, angemerket worden. Folglich ist das Seepferd ein Thier des Nils, ob es gleich gewiß ist, daß man es auch anderwärts findet, und zwar nicht von der Größe eines Esels, wie Aristoteles geglaubt hat, sondern vielmehr eines mittelmäßigen Elephanten, von schwarzer Haut, welche auf dem Rücken sehr stark und hart ist. Sein Kopf gleicht einigermaßen einem Pferdekopfe; die Augen sind rund, die Ohren klein; der Rachen groß, mit vielen und großen Zähnen bewaffnet, davon zwey viel größer als die andern, aus der untern Kinnlade nach außen hervorstehen, wie beym wilden Schweine, welches auch Pausanias vom Seepferde angemerkt hat: der Hals ist kurz und

dick, ohne Mähne; die Füße sind nicht gespalten, aber groß; der Schwanz ist kurz, und der Bauch dick. Es wiehert wie ein Pferd, wie die Einwohner des Landes berichten; es nährt sich von allen Kräutern, welche von den Ochsen gefressen werden. Die Einwohner von Damieta aber versichern, daß es auch Fleisch frißt, wie solches seine vielen und großen Zähne beweisen, welche die Härte des Helfenbeins haben; denn es ist gewiß, daß sie dem Seepferde von der Natur gegeben worden, die Thiere zu zerreissen, und die Knochen zu zerbrechen. Uebrigens stimmen alle überein, daß das Seepferd nicht lange Zeit ausser dem Wasser leben könne. Nichtsdestoweniger aber schreibt Peter Gillius in einem Briefe an den Cardinal d'Armagnac, daß er ein Seepferd gesehen habe, welches aus Aegypten lebendig nach Constantinopel gebracht worden war. Um die anatomische Beschreibung der äußerlichen Theile des Seepferdes zu endigen, denn was die innerlichen betrifft, so haben Severini, Blasius und Valentini nichts davon gesagt, als was die Alten davon gemeldet, daß nehmlich das Innere dieses Thieres fast eben so beschaffen sey, wie bey dem Pferde oder Esel; so wollen wir noch einen kurzen Auszug aus einer Abhandlung des Herrn de Jussieu geben, welche in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, Année 1724 p. 209. unter dem Titel: Observations sur quelques ossemens d'une tête d'Hippopotame zu finden ist.

Man hat dem Seepferde das Verdienst der Erfindung der Aderlasse zugeschrieben, und geglaubt, daß

dasselbe

daſſelbe Feuer ſpye. Dieſes hat die Neugier der Alten in Anſehung dieſes Thieres ſo gereizt, daß einige Aediles oder Baumeiſter zur Zeit der römiſchen Republik, die Gunſt des Volckes zu verdienen, dieſe Thiere zum Schauſpiel dargeſtellt haben. Scaurus war der erſte, nach des Plinius Bericht, welcher ſie in öffentlichen Schauſpielen erſcheinen ließ, und lange Zeit nach ihm haben die Schriftſteller angemerkt, als eine prächtige Sache, daß der Kaiſer Philippus viele ſolche Thiere in den öffentlichen Spielen, die er bey ſeiner Regierung feyern ließ, ſehen laſſen. Die Jahrhunderte, welche nachher bis auf uns verfloſſen ſind, haben uns wegen des wunderbaren, ſo man von dieſem Thiere erzählt hat, weder eines beſſern berichtet, noch uns von ſeiner Geſtalt und ſeinen Eigenſchaften beſſer unterrichtet, ſo, daß wir demjenigen, was Plinius davon geſagt hat, nichts hinzufügen können, und unſre Entdeckungen betreffen nur die Anatomie deſſelben und einige von den feſten Theilen ſeines Körpers, die zu einigem Nutzen angewendet werden. Obgleich Belon uns die Abbildung davon nach einem lebendigen Seepferde, welches er in Conſtantinopel geſehen hat, und Fabius Columna nach einem andern, das er in Italien geſehen hatte, und welches aus Aegypten todt dahin gebracht worden war. Jedoch ſo genau und richtig auch dieſe Schriftſteller ſeyn mögen, ſo ſtimmen ſie nicht genug über die Bildung aller Theile des Seepferdes überein, und wenn wir in unſern Zeiten keine richtige Abbildungen dieſes Thieres nach der Natur haben, ſo haben wir doch die vornehmſten Stücke in dem Skelet des Kopfes und der Füße eines von dieſen

Thieren, welche uns aus Senegal auf Befehl der Indianischen Compagnie gesendet worden.

Die Schwere von fünf und vierzig Pfund, welche die beyden Kinnladen dieses Kopfs haben, dessen Länge von zween Fuß, seine Höhe von einem Fuß, und vier Zoll an der Seite des Hinterkopfs, und seine Breite von anderthalb Fuß an eben derselben Seite, zeigen an, daß dieses Thier erstaunlich groß gewesen. Die untere Kinnlade dieses Kopfes ist viel fester und stärker, als die obere, weil die sechs größesten und stärksten Zähne in sehr tiefen Höhlen darinnen stehen. Von diesen sechs Zähnen sind die beyden mittelsten an statt der Einschneidezähne horizontell gestellt, cylindrisch, fest, anderthalb Zoll im Durchschnitt und vier Zoll lang. Nach dieser Beschreibung wollen wir auch noch zum Unterricht unsern Lesern den besten Theil von demjenigen hierhersetzen, was wir von der Naturgeschichte des Seepferdes in den Reisebeschreibungen, und besonders im dritten Bande der allgemeinen Reisen gefunden haben.

Außer dem Crocodill bringt Africa noch ein anderes auf der Erde und im Wasser lebendes Thier hervor, welches die Griechen Hippopotamus nannten, und welches heut zu Tage bey uns unter dem Namen des Seepferdes bekannt ist. Man findet deren viele in den Flüßen von Gambra und St. Domingo. Der Nil und alle Küsten von Capo-Blanc bis an das rothe Meer sind nicht weniger damit angefüllt. In seiner völligen Größe übertrifft es noch um ein Drittheil den Ochsen, welchem es sonst an einigen Theilen ähnlich ist, wie

wie an andern einem Pferde. Es giebt Seepferde, welche zwölf bis funfzehn hundert Pfund wiegen: ihr Körper ist fleischigt, stark, mit dicken Haaren bedeckt, welche glatt und glänzend scheinen, wenn das Thier sich im Wasser aufhält. Es spitzt die Ohren wie das Pferd, wenn es ein Geräusch höret; es wiehert auch wie ein Pferd, aber so stark und hell, daß man es sehr weit hören kann. Es hat ein sehr durchdringendes Gesicht, große und wohlgebaute Augen, welche roth und entzündet aussehen, wenn das Thier zornig ist; alsdann sind seine Blicke schrecklich, und ob es schon von Natur nicht geneigt ist Schaden zu thun, so kehrt es sich doch grimmig gegen diejenigen, welche es verfolgen und verwunden, wofern es sich nicht ins Wasser retten kann. Da es aber keine Hörner noch andre Waffen hat, als seine Füße und Zähne, so ist sein Grimm nicht sehr gefährlich, oder wenigstens ist es nicht schwer, ihm zu entfliehen. Sein Hals, welcher sehr kurz ist, verliert, wenn das Thier alt wird, die Haare: es hat in diesem Theile und in den Nieren viel Stärke. Es läuft sehr geschwind, vornehmlich auf einem ebenen Boden; jedoch kömmt es lange nicht so weit, als ein Neger, der nur einen etwas geschwinden Lauf hat, wie beynah alle Negern haben. Daher fehlt es ihnen auch selten an Muth, dasselbe anzufallen, besonders wenn sie es in einiger Entfernung vom Fluße überraschen, und ihm den Weg abschneiden können: denn es sucht sich allezeit eher durch die Flucht zu retten; als sich zu vertheidigen. Wenn es das Ufer des Flußes gewinnen kann; stürzt es sich sogleich bis auf den Grund hinein: hernach erscheint es wieder über dem

Was-

Wasser, bewegt die Ohren, und richtet die Augen auf die, von welchen es verfolgt worden, es wiehert und stürzt sich wieder hinunter. Auf dem Lande ist es stärker und mehr zu befürchten, als im Wasser; aber es schwimmt mit mehrerer Leichtigkeit, als es gehet. Die Gegenden, welche es fleißig besucht, sind die Küsten und Flüße, weil es das frische Wasser sehr liebt, und gern an das Ufer steigt, um auf den Wiesen und bebauten Feldern zu ruhen, selten aber siehet man es auf der hohen See. Die Haut des Seepferdes ist so hart, nämlich auf dem Rücken und am Halse, daß die Pfeile und selbst die Kugeln keinen Eindruck darein machen. Die Negern und Portugiesen bedienen sich dieser Haut, Schilde daraus zu machen; aber zwischen den Schenkeln und unter dem Bauche ist sie viel weicher, und an diesen Theilchen suchen die Jäger das Seepferd zu verwunden. Es ist nichts leichtes, daßelbe zu tödten. Obgleich aber die Negern den Muth haben, das Crocodill mit Säbeln anzufallen, so haben sie doch weniger Herzhaftigkeit gegen das Seepferd, wofern sie nicht Gelegenheit finden, es mit vielem Vortheil anzugreifen. Wenn man es im Wasser angreift, es mag auf dem Grunde des Flußes schlafen, oder sich heraufbegeben zu wiehern, oder oben schwimmen, so fällt es seine Feinde grimmig an, und kehrt bisweilen die beste Barke um, daß sie versinken muß. Wir merken noch an, daß dieses Thier eine große Furcht vor dem Feuer hat, und durch dieses Mittel kann ein Kind daßelbe in die Flucht bringen. Das Pferd verträgt sich gut mit dem Crocodille, und man sieht sie oft friedlich neben einander schwimmen:

es

es hält sich aber öfter auf dem Lande auf als im Wasser. Man behauptet, daß es nicht über drey Viertelstunden im Wasser bleiben könne; es begiebt sich herauf, um Luft zu schöpfen. Es geschieht oft, daß es zwischen dem Rohre in den nahgelegenen Sümpfen des Flußes schläft, und durch sein Schnarchen verrathen wird: denn die Jäger überraschen es und tödten es in diesem Zustande ohne große Mühe; sie können sich ihm aber nicht sachte genug nähern, denn es hat ein so zartes Gehör, daß es bey dem geringsten Geräusch erwacht; und alsdann ist seine erste Bewegung, daß es nach dem Fluße zu flieht. Es würde vergeblich seyn, es mit Netzen fangen zu wollen, weil es mit einem einzigen Bisse alle Stricke zerreissen würde. Wenn die Fischer gewahr werden, daß es sich ihren Netzen nähert, so werfen sie ihm einige Fische vor, deren er sich bemächtigt, und die Zufriedenheit, die es über dieser kleinen Beute hat, macht, daß es sich nach einer andern Seite wendet. Außer den Fischen, welche seine vornehmste Nahrung sind, frißt es auch Gras; den Reiß, die Mays, oder den türkischen, und die Hülsenfrüchte liebt es außerordentlich. Da es einen starken Magen hat, und viel frißt, so kann es in den Plantationen der Negern in kurzer Zeit vielen Schaden thun. Daher sind die Negern oft genöthigt, während der Nacht auf ihren Feldern Feuer anzuzünden, die Elephanten und Seepferde davon abzuhalten. Das Fleisch der Thiere dienet dem Seepferde auch zur Speise, weil dieses Thier aber langsam und schwerfällig ist, so hat man nicht zu befürchten, daß es viele Thiere im Laufen fangen wird. Die Negern glauben, daß das Seepferd

die Weiber und Kinder fresse, wenn es dieselben an den Ufern der Flüße schlafend findet; sie behaupten auch, daß es mehrere Abneigung für die Weißen habe, als für die Schwarzen. Das weibliche Seepferd entledigt sich seiner jungen auf dem Lande, es nährt dieselben mit seiner Milch, und geht hinter ihnen her, sie zu beschützen; es trägt ihrer vier auf einmal, so, daß diese Thiere sich sehr häufig vermehren. Daher sieht man auch in einigen Flüßen Heerden von zwey bis drey hunderten: in dem Fluße von Senegal sind ihrer nicht eine so große Menge. Die Einwohner von Angola, Congo und der orientalischen Küste von Afrika betrachten das Seepferd als eine Art von Gottheit; sie machen sich aber kein Bedenken es zu essen. Die Portugiesen, welche an den Ufern der Küste wohnen, lieben das Fleisch dieses Thieres nicht weniger, als die Negern: es ist fett und von guten Eigenschaften; aber die Europäer finden seinen Geschmack ranzigt, und den Geruch widrig. Obgleich das Seepferd mehr dem Lande als der See gehört, so betrachten es die Portugiesen doch als einen Fisch. Ein protestantischer Schriftsteller beschuldigt sie daher, daß sie sich mit Fleiß irren, um das Recht zu haben, an den Festtagen davon zu essen.

Das Seepferd heißt auf Hebräisch und Schwedisch Behemoth; auf griechisch Hippopotamos, woher auch der lateinische Name Hippopotamus, und der französische Hippopotame kömmt; auf Italiänisch Ippopotamo; auf Chinesisch Hayma; auf Aethiopisch Bihat, und auf Englisch See-Horse.

Was

Was die Theile dieses Thieres betrifft, deren man sich in der Medicin bedient, so sind es die beyden großen Zähne, wovon auf jeder Seite einer aus der untern Kinnlade kömmt. Diese Zähne enthalten viel Oel, flüchtiges Salz und Erde; man macht sie zu Pulver, und giebt solches von einem bis zu zween Scrupeln wider alle innerliche und äußerliche Blutflüße. D. **Michaelis** sagt, er habe mit einem einzigen solchen Pulver eine Frau von einem starken Fluß der güldnen Ader befreyt. Man macht Ringe aus diesen Zähnen, die man wider die Epilepsie und Krämpfungen trägt. Wir glauben aber nicht, daß diese Amuleta so viel Kraft besitzen, als man ihnen zueignet. Uebrigens kann von den Seepferdzähnen eben das gelten, was wir oben von den Elephantenzähnen gesagt haben; sie bestehen aus einerley Materie, und haben einerley Bestandtheile, und folglich auch einerley Nutzen. Die Zahnärzte bedienen sich der Seepferdzähne, künstliche Zähne daraus zu machen, mit welchen sie die Stellen ersetzen, wenn andre Zähne im Munde fehlen; sie sind auch wegen ihrer Härte und Weiße sehr geschickt dazu.

Leo.

Der Löwe; Leo, *Offic. Lem.* 491. *Bossch. de Quad.* 141. *Blas.* 79. *Valent.* 52. *Schwenckf. de Quad.* 101. *Ges. de Quad. digit.* 572. *Aldrou. de Quad. digit.* 2. *Ionst. de Quad.* 78. *Charl. Exerc.* 14. *Raii Synops. Anim. Quad.* 162. Felis cauda elongata, floccosa, thorace jubato, *Linn. Syst.*

Syst. Nat. 5. Felis cauda in floccum desinente *Briss. Quad.* 267. Leo omnium Autorum; Brutum Animalium terrestrium imperator, seu Quadrupedum Rex, *Nonnull.* franz. Lion.

Es fehlt uns nicht an anatomischen Beschreibungen des Löwen, weil man drey verschiedne in den Ephemerid. Germ. findet, und viere beym Blasius. Wir finden aber nichts vollständiger und genauer, als die zwo anatomischen Beschreibungen des Löwen und der Löwinn, welche in den Memoires de l'Academie des Sciences pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux stehen.

Der große Theil des festen Landes von Africa, von Cap. Blanc bis nach Sierra Leona, enthält Thiere von allerley Art, besonders eine Menge Raubthiere, die daselbst in Sicherheit leben. Wir geben dem Löwen den ersten Rang, weil man ihn jederzeit den König der Thiere genennet hat. Es scheinet, daß Africa das Vaterland dieser edlen Creatur sey, nicht nur, weil es in keinem andern Lande so viele Löwen giebt, sondern auch, weil sie daselbst von einer größern Gestalt und stärkerem Muthe sind. Unterdessen bemerkt man, daß die vom Berg Atlas denen in Senegal und Gambra an Herzhaftigkeit und Größe nicht gleich kommen. Einige Naturforscher haben sich eingebildet, daß das Angesicht des Löwens einige Aehnlichkeit mit dem Menschengesichte habe. Sein Kopf ist groß und fleischicht, mit langen Locken von starken und rauhen Haaren bedeckt; die Stirne ist viereckicht und mit tiefen Runzeln durchstreift, vornehmlich wenn er grimmig

mig ist. Seine Augen sind feurig und durchdringend, mit dicken Augenbraunen besetzt, die er auf eine schreckliche Weise bewegt. Die Nase ist lang, breit und offen; die Kinnlade breit, deren Muskeln, Sehnen und Nerven von besondrer Stärke sind. Die Zunge ist sehr groß, rauh und mit vielen spitzigen Erhöhungen bedeckt, die so hart wie Horn, drey bis vier Linien lang, und gegen die Kehle zu gekehret sind. Diese sonderbare Oberfläche seiner Zunge macht sein lecken so gefährlich, daß es die Haut so gleich abreisset; und wofern der Löwe nur Blut spüret, so denkt er an nichts mehr, als es zu verschlingen. Ein Bedienter eines Franzosen hatte sich mit einem zahmen Löwen sehr gemein gemacht, welcher in der Kammer seines Herrn schlief und gewohnt war, den Diener zu liebkosen und zu lecken. Man warnete ihn oftmals vor den traurigen Folgen, denen er sich aussetzte: aber er verließ sich auf die Sanftmuth und Gemeinschaft dieses Thieres, und verachtete die Warnungen. In einer Nacht wurde sein Herr durch ein Geräusch aufgeweckt, und sah sich in der Kammer um; er erschrack aber nicht wenig, als er den Kopf seines Dieners zwischen den Klauen des Löwen sah, welcher den Körper schon gefressen hatte. Er sprang sogleich aus dem Bette, und eilte in sein Cabinet, rufte einige andre zu Hülfe, die den Löwen darnieder schossen. Obgleich der Hals des Löwen eine ziemliche Länge hat, so ist er doch von einer erstaunlichen Stärke und Steifigkeit, und mit einer langen Mähne bedeckt, welche er sträubt, wenn er ergrimmet ist. Die Löwinn hat keine Mähne, aber man hält sie für noch wilder und grausa-

K mer

mer als den Löwen. Sein Gang ist langsam und majestätisch, ausgenommen, wenn er seinen Raub verfolgt, denn alsdenn läuft er außerordentlich geschwind. Seine Unerschrockenheit ist so groß, daß er sich nie vor der Menge seiner Feinde fürchtet, es mögen Menschen oder Thiere seyn. Wenn ihn der Hunger treibt, so fällt er alles an, was ihm in den Weg kömmt, und der Widerstand vermehret seine Wuth: daher ist es sehr gefährlich, ihn zu verletzen, ohne ihn völlig niederzumachen. So ungleich auch der Streit seyn mag, kehrt er doch niemals den Rücken: wenn er aber gezwungen ist, sich zurück zu ziehen, so geht er ganz langsam rückwärts. Nach der Meynung einiger Naturforscher hat der Löwe beständig das Fieber, wenigstens eine heftige Entzündung im Geblüte. Der berühmte Dü Verney hat angemerkt, daß die Gallenblase dieses Thieres verschiedene Falten hat, woraus er schließt, daß dasselbe einen Ueberfluß an Galle besitze. Sein gewöhnlicher Raub ist eine Menge kleiner Thiere, ausgenommen, wenn er vom Hunger gedrückt wird, alsdann verschont er nichts. Unterdessen versichert man, daß er die Weibspersonen respectiret, und bey ihrem Anblicke so gar die Flucht nimmt. Dieses aber gründet sich bloß auf das Zeugniß des Labat, welcher es dem Paul Lucas nachsagt. Dieser berühmte Reisende, sagt er, habe ihm erzählt, daß er zu Momesta, nahe bey Tunis, gesehen habe, daß die Weibspersonen daselbst ohne andre Waffen, als Prügel und Steine, die Löwen verfolgt haben, um ihnen den Raub abzunehmen, und daß diese Thiere ihn eher fahren gelassen, als sich gewehrt haben. Der

Löwe kann sehr lange Durst leiden; man giebt vor daß er in drey oder vier Tagen nur einmal trinkt. Es ist falsch, was man sagt, daß er das Hahnengeschrey fürchte; man hat im Gegentheil bewiesen, daß er das Geflügel wenig achtet; aber es ist nicht weniger wahr, daß er die Schlangen fürchtet. Wenn die Mohren von einem Löwen verfolgt werden, so helfen sie sich damit, daß sie ihren Turban nehmen, und denselben vor ihnen in Form einer Schlange bewegen, dieses Mittel ist vermögend, ihren Feind in die Flucht zu jagen. Es geschieht auch öfters, daß die Mohren den Löwen auf der Jagd begegnen, und es ist merkwürdig, daß alsdenn ihre Pferde, ob sie gleich ihrer Schnelligkeit wegen sehr berühmt sind, von einem so großen Schrecken ergriffen werden, daß sie unbeweglich stehen bleiben, und die Hunde sind nicht weniger furchtsam, und kriechen zu den Füßen ihrer Herren. Das einzige Mittel für den Mohren ist, daß er absteigt und eine Beute verläßt, die er nicht vertheidigen kann. Wenn aber der Löwe allzunah ist, und man nicht Zeit hat, Feuer anzuzünden, welches das einzige Mittel ist, ihn zu erschrecken, so ist nichts anders zu thun, als daß man sich auf die Erde legt, und ein tiefes Stillschweigen beobachtet. Wenn der Löwe nicht außerordentlich hungrig ist, so geht er ernsthaft vorüber, als ob er mit der Ehrfurcht, die man für seiner Gegenwart hat, zufrieden wäre: übrigens ist der Löwe wohlgebaut und hat einen ziemlich hohen Wuchs.

Der Löwe heißt auf französisch Ari oder Labi; auf griechisch Leon, woher der lateinische und griechi-

sche Name kömmt; auf italiänisch **Leone**; auf spanisch **Leon**; auf Flamländisch **Loeuw**; auf englisch **Lion**; auf schwedisch **Leyon**. Der junge Löwe heißt auf französisch **Lionceau**, und dieser Name kömmt vom lateinischen **Leunculus** oder vielmehr vom italiänischen **Lioncello**.

Der Löwe enthält in allen seinen Theilen viel Oel und flüchtiges Salz. Die Theile dieses Thieres, welche in der Medicin einigen Nutzen haben, sind das Herz, das Blut und das Fett. Das getrocknete und zu Pulver gemachte Herz der Löwen dienet wider die Epilepsie und das Quartanfieber; die Dosis davon ist von zwölf Gran bis zu zween Scrupeln, entweder allein mit einem hauptstärkenden Wasser vermischt. Das getrocknete Löwenblut hat eben dieselben Kräfte; es ist schweißtreibend und widersteht dem Gifte; man giebt es von einem Scrupel bis zu einer Drachme. Das Fett ist am meisten im Gebrauch, es ist erweichend, schmerzstillend und zertheilend; es lindert den Ohrenzwang, man taucht Baumwolle hinein, und legt diese in die Ohren: man kann auch einige Tropfen davon hineintröpfeln. Man kann auch die erfrohrnen Glieder damit reiben; es erweicht und zertheilt die erfrohrnen Geschwulsten, und heilt die aufgesprungene Haut. Man muß aber Achtung geben, daß man es nicht auf solche Geschwulsten applicirt, die mit einer Entzündung begleitet sind. Denn weil es erhitzend und durchdringend; so bekömmt es durch die Hitze des Theiles alsbald eine scharfe und fressende Eigenschaft, welche die Entzündung vermehren könnten,

ten, anstatt, daß sie dieselbe vermindern sollten; folglich dient es nur bey kalten und scirrhösen Geschwulsten.

Lepus.

Wir begreifen unter einerley Geschlechte zwo unterschiedene Arten von Thieren, die einander sehr ähnlich sind, nämlich den Hasen und das Caninchen.

Der Hase; Lepus, *Offic. Schroed.* 299. Lemer. 495. *Bossch. Quad.* 264. *Herman. Cynos.* 718. *Dal. Pharm.* 444. *Blas.* 86. *Paullin Lagogr.* 1. *Merr. Pin.* 168. *Charl. Exerc.* 23. *Schwenckf. Quad.* 103. *Gesn. de Quad. digit.* 605. *Aldrou. de Quad. digit.* 247. *Ionst. de Quad.* 109. *Raii Synops. Anim. Quad.* 204. Lepus terrestris, *Matth.* 147. Lepus cauda abrupta, pupillis atris, *Linn. Faun. Suec.* 19. Lepus vulgaris cinereus, *Klein. Quad.* 51. Lepus caudatus, ex cinereo rufus, *Briss. Quad.* 138. Lepus quadrupes seu maior, Dasypus, *Quorund.* franz. Lièvre.

Der Hase ist ein jedermann bekanntes Thier, und findet sich allenthalben. Er hat einen kurzen und runden Kopf, eine gespaltene Oberlippe, allzukurze Augenlieder, welche die Augen nicht völlig bedecken, weswegen man sagt, daß der Hase mit offenen Augen schlafe. Die Hasen sind in Ansehung der Farbe, der Größe und der Fettigkeit unterschieden: denn es giebt ganz schwarze, ausgenommen das äußerste der Pfoten, welche bläulicht sind, braune, gelbliche und ganz

weiße, deren Ohrenspitzen schwärzlich sind, und deren Fleisch nach Gesners Zeugniß zärter ist, als der andern; allein diese weißen Hasen sind Berghasen; man findet sie auf den Bergen in der Schweiz, in Schweden Norwegen und andern nordischen Ländern. Zu Anfange des Winters verlieren sie ihre röthliche Farbe, welche ihre Sommerfarbe ist, und werden halb grau und halb weiß, hernach aber ganz weiß, welches ihnen eine Art von Sicherheit vor den Raubvögeln verschafft, denn diese sehen sie nicht leicht auf dem Schnee, so wie es auch nicht leicht ist einen gemeinen Hasen in seinem Lager zu entdecken, weil er erdfarbig ist. Diese Berghasen aber haben, außer den Adlern, Habichten und andern Raubvögeln, auch noch die Füchse, die auch Bergfüchse genannt werden, zu Todtfeinden. Plinius hat sich eingebildet, die Hasen würden in den Alpen deswegen weiß, weil sie sich daselbst im Winter mit Schnee nährten. Es ist wohl wahr, daß diese Thiere die Kräuter unter dem Schnee suchen; darf man aber deswegen glauben, daß sie vom Schnee leben. Scaliger sagt, der beständige Anblick des Schnees, welcher sich der Einbildung der Hasenmutter darstellt, verursache ihren jungen eine gewisse Farbe; wenn aber dieser Grund richtig wäre, so würde man wegen des beständigen Anblicks der grünen Kräuter auch grüne Thiere entstehen sehen. Es ist natürlicher zu glauben, daß die Beschaffenheit der Luft die Farbe der Haare verändert. Was die Größe, das Fett, und den Geburtsort der Hasen betrifft, so sind sie darinnen sehr verschieden; denn sie werden größer und fetter, nachdem sie mehr Nahrung

finden:

finden: man hat einige gesehen, die so groß waren, wie starke Lämmer. Plinius und Albertus haben geglaubt, die Hasen würden niemals fett, es sey nun, weil sie in beständiger Bewegung sind, oder wegen der Trockenheit ihrer Leibesbeschaffenheit; aber sie haben sich geirrt. Jedermann weis itzt, daß diese Thiere vom Haber fett werden, wofern dieser nur nicht allzufrisch ist, denn sonst würden sie davon sterben, wenn man dem Paullini glaubt. Die Berghasen übertreffen die andern in Ansehung des Wuchses, der Schwärze und der Dichtigkeit der Haare, so wie auch der Güte des Fleisches. Wenn man einigen Jägern Glauben beymißt, so giebt es eine Art Hasen, die man Biesamhasen nennen könnte, weil sie so stark nach Biesam riechen, daß die Hunde, welche ihrer Spur folgen, davon in Raserey gerathen. Die Natur hat vielen Thieren, nach dem gewöhnlichen Gesetze, ein oder mehrere Hörner gegeben, zuweilen aber giebt sie andern auf eine außerordentliche Art Hörner. Also haben Thomas, Bartholin, Georg Seger, Olaus Wormius, und andre berühmte Schriftsteller gemeldet, daß man gehörnte Hasen gesehen habe, deren Hirnschalen man aufgehoben. Paullini sucht in seiner Lagographia zu entdecken, was die Ursache dieser Arten von Hörnern sey, welche wider die Natur auf den Hasenköpfen wachsen, und er sagt, man könne vermuthen, daß eine trächtige Häsinn vor einem Hirsch plötzlich erschrocken sey, welches einen so starken Eindruck auf die zarten Köpfe der Früchte gemacht, daß die Lebensgeister und andre Säfte stocken geblieben, und den Auswuchs der Hörner verursacht

haben. Eine anatomische Beschreibung der innern Theile des Hasens findet man beym Blasius und Paullini.

Der Hase ist, wie Aldrovandus sagt, ein Thier, dessen Jagd sehr angenehm ist. Es giebt fast kein listigeres Thier, als der Hase, und besonders die Häsinn ist. Der Hase enthält in allen seinen Theilen viel Oel, flüchtiges Salz und Erde. Die Alten sowohl als die Neuern schätzen sein Fleisch des angenehmen Geschmacks wegen sehr hoch. Er muß aber jung, fett, und wohl genährt seyn; wenn er ein Jahr alt ist, so achtet man ihn nicht sehr, denn er ist schwer zu verdauen, und bringt dicke und melancholische Säfte hervor. Diese Nahrung dienet hauptsächlich im Winter jungen blutreichen und fetten Personen, melancholische hingegen und deren Säfte viel erdichte Theile enthalten, müssen das Hasenfleisch sehr mäßig genießen.

Die Theile des Hasens, die in der Medicin gebraucht werden, sind das Herz, die Leber, die Lungen und das Blut. Wenn sie getrocknet und zu Pulver gemacht werden, so hemmen sie die rothe Ruhr und andre Bauchflüße; sie treiben den Urin und die Monatzeit, und dienen wider die Epilepsie. Die Dosis davon ist von einem Scrupel bis zu einer Drachme in einer dienlichen Feuchtigkeit. Aeußerlich vertreibt das frische Hasenblut die Mähler und Flecken des Gesichts, und wenn man ein Läppchen hineintaucht, und auf die Rose legt, so erhält man dadurch viele Linderung. Die getrockneten und pulverisirten Hasennieren und Geilen zermalmen den Nierenstein, führen

ihn

ihn aus, und stärken die Blase: die Dosis ist ein Scrupel bis zu einer Drachme. Man lieset in den Ephemerid. Germ. Dec. 2. ann. 3. pag. 160. eine besondre Observation von D. Lebenwald über die Eigenschaft der Harnblase, den Stein zu zermalmen, wovon er ein Zeuge gewesen zu seyn versichert. Ein deutscher Baron war seit vielen Jahren mit Nierensteinschmerzen geplagt, und war öfters Steine von verschiedner Größe loß geworden, welche glücklicher Weise durch alle Harngänge gegangen waren. Einsmals aber blieb ein etwas größerer oder ungleicherer Stein in der Harnblase stecken, und außer den grausamen Schmerzen, die der Kranke empfand, drohte ihm die Zurückhaltung des Urins, welcher nur Tropfenweise abgieng, eine Entzündung. Man brauchte alle in diesen Fällen gewöhnlichen Mittel ohne Nutzen, als das Aderlassen, die Halbbäder, ölichte Tränkchen, Injectionen und erweichende Umschläge, den Abgang des Steins zu erleichtern; die chirurgischen Sonden und Instrumente, den Stein zu zerbrechen, wurden auch vergebens gebraucht. Endlich wollte man eine Incision in die Harnröhre zwischen den höhlichten Körpern machen, als der Wundarzt des Kranken, welcher in seinen Büchern ein Mittel suchte, wodurch er die Operation vermeiden könnte, auf folgendes fiel: man rieth eine frische und mit Urin erfüllte Hasenblase zu nehmen, und sie in einem verschloßnen Gefäße zu calciniren, und die Asche davon in die Harnröhre bis an den Ort, wo der Stein steckte, zu bringen; so bald dieser davon würde berührt werden, würde er in Stücken zerfallen. Man eilte dieses Mittel zu versuchen, und

 nach-

nachdem man eine Turunde in süß Mandelöl getaucht, und alsdann mit dieser Asche wohl bestreut hatte, brachte man sie in die Harnröhre bis zum Steine, welcher sogleich in Sand zerfiel, und mit einer großen Menge Urin abgieng. Der Kranke ward gesund, und der Autor schließt diese Observation, indem er den Naturforschern zu untersuchen überläßt, was die Ursache einer so erstaunlichen Sache sey, die, wenn sie wahr wäre, von großem Nutzen seyn würde. Die Hasengalle macht das Gesicht hell, und nimmt die Flecken der Hornhaut weg, wenn man sie als eine Salbe darauf applicirt. Die Haare dieses Thieres dienen die Blutflüße zu hemmen, wenn man sie auf die offene Wunde legt. Das berühmte Unguent des Galens, das Blut in der Arteriotomie zu hemmen, besteht aus gleichen Theilen Aloe, Weyhrauch, Myrrhen und verbrannten Haasenhaaren. Man calcinirt diese Haare in einem verschloßnen Gefäße, und giebt sie alsdann innerlich den Urin zu treiben von zwölf Gran bis zu einer halben Drachme. Das Hasenfett wird äußerlich auf Geschwulsten applicirt, deren Suppuration man befördern will. Die käsichte Materie, welche man im Magen der jungen Hasen fest anhängend findet, soll dem Gifte widerstehen, die Geburt beschleunigen, die Bauchflüße hemmen, und wider die Epilepsie dienlich seyn: Die Dosis ist eine halbe bis ganze Drachme. Endlich wird der Hasenfuß wider die Kolik, den Blasensand, das Seitenstechen, die Epilepsie und die schwere Geburt gerühmt: man giebt ihn im Pulver von einem bis zu zween Scrupeln.

Das Caninchen; Cuniculus, *Offic. Schroeder.* 284. *Lemer.* 299. *Bossch.* 264. *Hermann. Cynos.* 717. *Blas.* 58. *Dal. Pharm.* 444. *Merr. Pin.* 168. *Charl. Exerc.* 23. *Schwenckf. de Quad.* 86. *Gesn. de Quad. digit.* 362. *Aldrou. de Quad. digit.* 382. *Ionst. de Quad.* 3. *Raii Synops. Animal. Quad.* 205. Lepus cauda breuissima, pupillis rubris, *Linn. Faun. Suec.* 20 Lepus caudatus, obscure cinereus, *Briss. Quad.* 140. Cuniculus nostras seu vulgaris; Lepus minor, Lepus parvus, siue Lepusculus, Lepus terrae fossor seu terram fodiens, *Nonnull.* franz. Lapin.

Dieses durch ganz Europa bekannte und gemeine Thier ist dem Hasen an Gestalt des Körpers ähnlich, aber es ist kleiner. Es hat wie der Hase eine gespaltne Oberlefze, große Augen, deren Pupille roth ist; die Hinterfüße sind länger als die Vorderfüße, an diesen hat es fünf, und an jenem vier Zehen; die Pfote ist unten haaricht; der Schwanz kurz, oben schwarz und unten weiß. Der ganze Körper ist mit weichen und dichten Haaren bedeckt, gemeiniglich braun und grau gemischt, ausgenommen unter dem Bauche, wo sie weiß sind. So siehet das wilde Caninchen aus; da aber diese Thiere leicht zahm werden, so werden ihrer auch viele in den Häusern und Dörfern gehalten. Was die anatomische Beschreibung der innerlichen Theile des Caninchens betrifft, so wollen wir uns hier dabey nicht aufhalten, indem Paullini in seiner Lagographia versichert, daß dieses Thier sowohl äusserlich als innerlich dem Hasen vollkommen ähnlich sey.

Das

Das Caninchen ist stärker und muthiger, als der Hase: es fürchtet aber von Natur den Fuchs wie das Schaaf den Wolf; es käuet wieder, wie der Hase, und nährt sich mit ebendenselben Kräutern, Saamen und Früchten. Es ist eines der geilsten und fruchtbarsten Thiere, indem sie zuweilen neun, zehn und mehr junge werfen, und diese große Fruchtbarkeit hat Gelegenheit gegeben, daß einige geglaubt haben, die Caninchen müßten zugleich männlich und weiblich seyn, welches aber völlig falsch und den Gesetzen der Natur zuwider ist. Die meisten Schriftsteller geben vor, die jungen Caninchen und Hasen würden mit offenen Augen gebohren, so daß sie gleich sehen könnten: aber dieses Vorgeben ist wider die Erfahrung, aus welcher wir wissen, daß diese Thiere erst am neunten oder eilften Tage sehen können.

Das Caninchen heißt auf Ebräisch Saphan, auf Arabisch Vebar, auf Griechisch Dasupous oder Couniclos, auf Italiänisch Cuniglio, auf Spanisch Conrio, auf Englisch Rabit oder Cony, auf Schwedisch Kanin. Was die Etymologie des französischen Wortes Lapin betrifft, so leitet es Menage von dem lateinischen Lepus her, weil das Caninchen eine Art von Hasen ist.

Das Caninchen enthält viel flüchtiges Salz und Oel; es dienet mehr für die Küche als in der Medicin. Man wähle dasselbe, wenn es zart, fett, wohlgenährt und weder zu jung, noch zu alt ist; wenn es zu jung ist, so verursacht es viele schleimichte Säfte, und wenn es hingegen zu alt ist, so ist sein Fleisch trocken, hart und schwer

schwer zu verdauen. Es dienet vornehmlich im Winter, weil es alsdann viel zärter ist. Von allen Theilen des Caninchens ist in der Medicin nur das Fett von einigem Nutzen: es ist nervenstärkend und zertheilend: man reibt die vertrockneten und abgezehrten Glieder damit, um sie wieder in ihren vorigen Zustand zu setzen: es dienet auch die Gelenke zu stärken, und die scirrhösen Geschwulsten zu zertheilen.

Lutra.

Die Otter; Lutra, *Offic. Lemer.* 522. *Bossch. de Aquat.* 374. *Herman. Cynos.* 732. *Blas.* 90. *Valent. Amphith. Zoot.* 174. *Dal. Pharm.* 449. *Merr. Pin.* 167. *Charl. Exerc.* 18. *Schonev. Ichth.* 46. *Bellon. de Aquat.* 31. *Schwenckf. Quad.* 107. *Gesn. de Quad. digit.* 683. *Aldrou. de Quad. digit.* 294. *Ionst. de Quad.* 104. *Scott. Phys.* 45. *Raii Synops.* 186. Lutra digitis omnibus aequalibus, *Linn. Faun. Suec.* 10. Lutra Castanei coloris, *Briss. Quad.* 277. Lutris, Lutrix, Leutria, Lytra, Canis siue Canicula fluuiatilis, Catus aquae seu paludis, *Quorund.* franz. Loutre.

Die Fischotter ist ein Thier, welches auf dem Lande und im Wasser lebt, listig und boshaft, länger und dicker als eine Katze, aber kleiner als der Bieber.

Was die anatomische Beschreibung der innerlichen Theile dieses Thieres betrifft, so findet man sie in den Memoires pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux.

Einige

Einige Schriftsteller haben die Fischotter mit dem Bieber verwechselt, wegen der großen Aehnlichkeit, so diese Thiere mit einander haben: die meisten aber stimmen überein, daß sie in sehr vielen Stücken verschieden sind. Plinius, Belon und beynah alle Beschreiber der Naturgeschichte sagen, die Fischotter und der Bieber wären bloß am Schwanze von einander unterschieden, welcher am Bieber mit Schuppen bedeckt, an der Fischotter aber sehr rauch ist. Georgius Agricola und Albertus sagen, die Füße der Fischotter wären des Hundes seinen ähnlich: alle andre Schriftsteller aber behaupten, daß sie den Bieberfüßen gleichen. Herodotus sagt, daß der Bieber und die Fischotter dieses gemein haben, daß ihre Geilen wider die Mutterbeschwerungen dienlich sind, und Brassavolus versichert, daß diese beyden Thiere einerley Tugend wider die Epilepsie, die Lähmung und alle Nervenkrankheiten haben: woraus erhellet, daß diese Schriftsteller unter den Säckchen und den Geilen des Biebers keinen Unterschied gemacht haben, weil man sich nur der Biebergeilsäckchen wider die Krankheit der Mutter und der Nerven bedient. Aristoteles hat der Fischotter auch eine besondre Eigenschaft zugeeignet, welche Plinius dem Bieber beylegt, von welchem er sagt, er sey wider den Menschen so sehr ergrimmt, daß er, wenn er ihn beißt, ihn nicht eher loß läßt, als bis der die Knochen derer Theile, die er mit den Zähnen ergriffen hat, knacken gehört.

Die Fischotter hält sich nur in süßem Wasser und niemals in der See auf; der Bieber aber gehet ohne Unter-

Unterschied in die See und in die Flüße. Die Größe der Fischotter und das Verhältniß ihrer Theile machen auch noch einen großen Unterschied unter ihr und dem Biebergeil, welchen wir zergliedert haben. Der Bieber war drey und einen halben Fuß lang, den Schwanz mit gerechnet, und die Fischotter hatte in allem nur drey Fuß und zween Zoll, und ihr Schwanz war nach Proportion viel länger. Die Haare der Fischotter waren nicht halb so lang, als die des Biebers. Ihre Farbe war von des Biebers seiner einigermaßen unterschieden, aber nicht so, wie einige Schriftsteller sagen, daß nämlich die Bieberhaare mehr ins Graue fielen: denn wir haben das Gegentheil gefunden, indem die Haare der Fischotter unter dem Halse und Bauche viel grauer waren, als beym Bieber. Am Kopfe aber und auf dem Rücken waren die Haare sowohl beym Bieber, als bey der Fischotter kastanienbraun.

Wir müssen hier noch etwas merkwürdiges anführen, wodurch sich die Fischotter nicht nur vom Bieber, sondern auch von andern Thieren unterscheidet, nämlich die außerordentliche Beschaffenheit der äußeren Oeffnung der Mutter, woran wir Nymphen und eine Clitoris wie bey den Weibern gefunden.

Nach Gesners Bericht halten sich die Fischottern in den meisten Ländern auf, wo Flüsse, Bäche und Fischteiche sind. Es giebt viel Fischottern in Italien, Frankreich, Deutschland, England und in der Schweiz. Sie leben im Wasser von den Fischen, welche sie mit dem Schlagen ihres Schwanzes erschrecken; alsdann verbergen sie sich in den Löchern des

Ufers, damit sie die Fische desto besser ergreifen können; sie nähren sich auch im Frühling mit Kräutersprossen. Lemery sagt in seinem Traité des Alimens, daß diese Thiere die Flüße ruiniren, weil sie eine große Menge Fische fressen, und viele davon in ihre Höhlen tragen, die darinn umkommen, und einen unerträglichen Geschmack verursachen; weswegen man das Fleisch der Fischottern an vielen Orten gar nicht achtet.

Diese Thiere können nicht lange Zeit auf dem Grunde des Wassers bleiben, und sie müssen bald herauf kommen, Luft zu schöpfen. Obgleich aber die Fischottern die Fische sehr gerne fressen, und sich größtentheils damit nähren, so frißt sie doch auch Endten und andre Wasservögel, die sie habhaft werden kann; sie schwimmt geschwinder als alle Arten von Fischen, aber auf dem Lande erreichen sie die Hunde leicht; sie hat sehr schlimme Zähne, und mit diesen wehrt sie sich tapfer gegen die Hunde. Wenn sie verwundet worden, und sich ins Wasser wirft, so verliert sie das Blut, und kömmt nicht davon. Dieses Thier fürchtet das Feuer außerordentlich; die Ausrottung desselben ist zu Erhaltung der Fische sehr nützlich. Die Fischotter heißt auf griechisch Enudris; auf italiänisch Lutra, Lodra, Lodria, Londra oder Lontra; auf spanisch Nutria; auf pohlnisch Wydra; auf schwedisch Otter. Sie enthält in allen ihren Theilen viel flüchtiges Salz und Oel; sie riecht und schmeckt nach Fischen, und giebt eine sehr schlechte Nahrung. Ihr Fleisch ist hart und mit groben Säften erfüllt, welche ein

ein schleimichtes und melancholisches Blut hervorbringen. Unterdessen wird die Fischotter doch bisweilen auf vornehmen Tafeln aufgetragen.

Die Theile dieses Thieres, die in der Medicin gebraucht werden, sind die Leber, die Geilen und das Fett. Die getrockneten und zu Pulver gemachte Leber wird von einem Scrupel bis zu einer Drachme genommen, und dienet wider die Dysenterie und andere Bauchflüße. Einige lassen sie etliche Tage in starkem Weineßig maceriren, bevor sie dieselbe trocknen lassen, und sie behaupten, daß diese Zubereitung sie wirksamer mache. Die Geilen der Fischotter werden wider die Epilepsie gerühmt; sie sind aber von weit geringern Kräften, als das Biebergeil: die Dosis davon ist ein Scrupel bis zu einer Drachme in Päonienwasser. Das Fischotterfett gerinnt wie das Fischfett, nicht durch die Kälte, sondern bleibt beständig flüßig; es ist zertheilend, und man braucht es wider die Schmerzen der Gelenke; es stärkt die Nerven, und giebt den zurückgezogenen Gliedern die Geschmeidigkeit wieder. Man vermischt es mit Digestivsalben, die Krankheiten der Gelenke zu heilen.

Manati.

Die Seekuh; Manati, *Offic. Schroed.* 327. *Lem.* 538. *Hernand.* 323. *Charl. de Pisc.* 49. Manatus, *Rondel. de Pisc.* 490. Manatus Rondeletii, *Gesn. de Pisc.* 253. Manati Indorum, *Aldrou. de Pisc.* 728. *Ionst. de Pisc.* 157. Manati Phocae genus, *Clus. Exot.* 132. Manati seu

Vacca marina, *Raii Synopſ. Anim. Quad.* 193. *Sloane Iam.* 329. Thrichechus, *Arted. Ichth.* 109. *Linn. Syſt. Nat.* 80. Manathi vel Manati, Incolarum Hiſpaniolae et Hiſpanorum; Taurus ſeu Bos marinus, *Quorund.* franz. Lamantin, Lamentin, Manate, Boeuf marin, Vache marine.

Man muß dieſe Seekuh nicht mit zwey vierfüßigen Amphibien oder im Waſſer und auf dem Lande lebenden Thieren verwechſeln, davon das eine Phocas, der Seehund oder das Seekalb genannt wird, und noch viel weniger mit der Vacca marina des Belon. Die Seekuh hat viel Aehnlichkeit mit dem Seekalbe, von welchem wir an ſeinem Orte reden werden, und ſie ſcheinen von einerley Geſchlechte zu ſeyn. Obgleich aber alle Schriftſteller der Seekuh nur zween Füße zugeſtehen, ſo hat dieſes Thier doch ſo viel Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren, daß wir mit dem Herrn Briſſon glauben, daß es zu ihrer Claſſe gehöret.

Artedi, welcher, wie die meiſten Naturforſcher, die Seekuh unter die Fiſche zählet, nennt ſie Thrichechus, von zwey griechiſchen Wörtern, Thrix, welches Haar bedeutet, und Ichthus, welches Fiſch heißt, weil die Seekuh unter den Fiſchen beynah der einzige iſt, welcher Haare hat. Der Körper dieſes Thiers iſt nach des Artedi Beſchreibung zehn, zwölf, bis funfzehn Fuß lang, ſechs bis ſieben Fuß breit, und ſechzig, achtzig, hundert bis zwey hundert Pfund ſchwer; der Umfang des Körpers iſt rund, ohngefähr acht Fuß; der Kopf länglich und einem

Schweins-

Schweinskopfe sehr ähnlich: die Augen sind klein, und an statt der Ohren sind kleine Löcher am Kopfe. Die Geburtstheile sowohl bey dem männlichen als dem weiblichen Geschlechte dieses Thieres sind denen bey den Manns- und Weibspersonen ähnlich, wie auch der Nabel; die Haut ist dick, hart und fast undurchdringlich; die Haare sind kurz und dünn, grau und braun. Das Fleisch ist von gutem Geschmacke, gesund und von weißer Farbe.

Man findet dieses Thier in verschiedenen Gegenden von Afrika, im rothen Meere, in der Insel Madagascar, zu Manaar bey Ceylan, in den Molukkischen, Philippinischen, Antillischen Inseln, in dem Amazonenfluße, in Brasilien, zu Surinam und in Peru.

Ferdinand Oviedo hat eine ziemlich weitläuftige Beschreibung dieses Fisches gegeben, und da sie viel sonderbares enthält, welches man anderwärts nicht findet, so wollen wir sie hier anführen.

Die Seekuh ist ein Seefisch, ob man sie gleich immer in den großen Flüßen fängt. Dieser Fisch hat einen Kopf, wie ein Ochse, kleine Augen in Ansehung der Größe des Körpers, zween dicke Füße wie Flügel, gegen den Kopf zu, mit welchem er schwimmt; der Körper ist mit einem dicken Leder bedeckt, und nicht mit Schuppen; es ist ein sanftmüthiges Thier, welches die Kräuter an den Ufern frißt, ohne aus dem Wasser zu kommen. Die Fischer in Amerika pflegen auf ihren Barken oder Kähnen diese Arten von Fischen und andre mehrere zu tödten, indem sie ihnen Haken werfen, an deren Enden ein dünnes, aber starkes Seil befestigt ist: der Fisch, wenn er verwundet

worden, flieht, und der Fischer läßt das Seil fahren an welches ein Stück Holz gebunden ist, damit das Seil nicht ganz untersinken möge, und damit man das Ende desselben sehen könne: sobald der Fisch abgemattet ist, und sich verblutet hat, so kömmt er ans Ufer. Alsdann ziehet der Fischer das Seil mit dem gefangenen Fische an, oder er wartet, bis die Wellen ihn ans Ufer bringen. Diese Fische sind so groß, daß man ein paar Ochsen braucht, um einen wegzuführen. Ihr Fleisch ist von einem vortrefflichen Geschmacke, und dem von einem vierfüßigen Thiere so ähnlich, daß ein jeder, der nicht den Fisch ganz, sondern nur ein Stück davon gesehen, glauben würde, es sey von einem Ochsen: man kann es trocknen, und lange Zeit aufbehalten.

Diese Fische haben gewisse Steine oder vielmehr Knochen im Gehirne, welche wider die Kolik und Nierenschmerzen sehr dienlich sind, wie diejenigen versichern, welche in diesen Krankheiten Versuche damit gemacht haben. Man muß diese Steine zuerst verbrennen, hernach stoßen und durchsieben: von diesem Pulver nimmt man des Morgens eine Dosis in einem Glase gutem weißen Wein etliche Tage nach einander, und man sagt, dieses Mittel solle die Schmerzen vertreiben, den Stein zermalmen, und ihn mit dem Urin ausführen. Ich habe dieses von glaubwürdigen Leuten gehört, welche die Erfahrung davon gehabt, und viele haben diese Steine wegen seiner Tugenden mit großem Eifer ausgesucht. Man findet fast bey allen Seekühen zween solche Steine oder vielmehr

Knochen

Knochen im Gehirne, von der Größe einer welschen Nuß, sie sind aber nicht rund. Einige von diesen Thieren sind über funfzehn Fuß lang; sie haben keine Ohren, sondern an deren Statt kleine Löcher, durch welche sie hören; ihr Leder ist eines Fingers dick, aschfarbig, und mit dünnen Haaren bedeckt. Der Schwanz ist von seinem Anfange bis zum Ende ganz nervicht; wenn man ihn in Stücke schneidet, fünf Tage lang an der Sonne trocknet, und hernach kocht oder röstet, so zieht man viel Fett heraus, und dieses, wenn es gleich alt worden, ist doch nicht ranzig oder von schlechtem Geschmacke; es dient auch in Lampen zum Brennen, und einige rühmen es zum Gebrauch in der Medicin. Das Weibchen hat zwo Brüste, woran es ihre Jungen nährt, welches ich noch von keinem Fische, ausgenommen vom Seekalbe, habe sagen gehört.

In der allgemeinen Reisebeschreibung lieset man, daß der Verfasser der Geschichte von St. Domingo anmerkt, daß, nach einigen Schriftstellern, die meisten von den sonderbaren Eigenschaften, die man in den alten Zeiten der Sirene und dem Delphin zueignete, sich bey dieser Seekuh finden. Jedoch hat dieses Thier niemals gesungen; es weinet aber und klagt, wenn es auf das Land gezogen wird. Seine Gestalt kömmt derjenigen nicht bey, die man dem Delphin zuschreibt, und die einzige Aehnlichkeit, welche es mit ihm hat, ist, daß es ein Freund des menschlichen Geschlechts zu seyn scheinet. Der erste, welcher dieses Thier für die Sirene der Alten gehalten, ist

Christophorus Columbus gewesen; seine Meynung aber hat nicht Beyfall gefunden.

Die Seekuh ist gemeiniglich sechzehn bis achtzehn Fuß lang, und vier bis fünf Fuß im Durchschnitt; sie ist vom Kopfe bis zum Nabel rund, alsdann wird sie nach und nach platter; sie ist sehr furchtsam, wie alle Fische, die keine Zähne haben. Der Name Manatea, welcher so viel bedeutet, als ein Fisch, der Hände hat, hat viele Maler und Kupferstecher zum Irrthum verleitet: sie stellen dieses Thier mit ordentlichen Händen vor. Rajus merkt an, daß Diogenes, wenn er dieses Thier gekannt, nicht nöthig gehabt hätte, einen Hahn zu rupfen, um die Definition des Plato lächerlich zu machen, welcher sagte, der Mensch sey ein zweyfüßiges Thier ohne Federn; denn die Seekuh ist ein solches Thier. Sie heißt auf ebräisch Tachas oder Thachasch, auf italiänisch Donna, auf portugiesisch Pezze Moulier oder Muger, auf englisch Sea-Cow, bey den Einwohnern von Amboina, Duiung oder Doujong, bey den Völkern von Guiane Cojumero, bey denen, die an den Ufern des Amazonenflusses wohnen, Pege-Bury. Das Fleisch der Seekuh ist sehr gut zu essen; an vielen Orten hat es vier Finger dick Speck: man ißt dieses auf dem Brodte statt der Butter, und es wird nicht so leicht ranzicht, wie anderes Fett. Die Steine oder Knochen, welche man in dem Kopfe dieses Thieres findet, werden für fiebervertreibend gehalten, und sie sollen den Nieren- und Blasenstein zermalmen und ausführen: die Dosis davon ist zwölf Gran bis zu

einem

einem Scrupel in einem dienlichen Wasser. Friedrich Hoffmann rühmt dieses Mittel auch wider die Epilepsie. Das Fett der Seekuh ist erweichend und zertheilend.

Nimm vom Manati oder Seekuhsteine, zwo Unzen; Drachenblut, eine Drachme. Mache es zu Pulver, und vermische es wohl mit einander. Die Dosis ist eine Drachme wider Tertianfieber; man pflegt es drey Tage nach einander, eine Stunde vor dem Paroxysmus zu nehmen, und unmittelbar darauf den dritten Theil von folgender Potion zu trinken:

Nimm roth Rosenwasser, drey Unzen; ausgepreßten Pomeranzensaft, sechs Drachmen; weißen pulverisirten Zucker, eine halbe Unze. Vermische alles auf dreymal zu nehmen.

Martes.

Die neuern Naturforscher begreifen unter dem Geschlechtsnamen Mustela vielerley vierfüßige Thiere, welche alle einen langen Körper und kurze Füße haben. Wir wollen aber hier nur von dem gemeinen Marder handeln.

Der Marter; Martes, *Offic. Lemer.* 549. *Bosch. de Quad.* 306. *Blas.* 91. *Charl. Onom.* 19. *Scot. Phys.* 1068. *Schwenckf. de Quad.* 110. *Gesn. de Quad. digit.* 865. *Aldrou. de Quad. digit.* 331. *Ionst. de Quad.* 107. Martes, aliis Foyna, *Raii de Quad.* 200. Mustela fulvo nigricans.

cans, gula pallida, *Linn. Faun. Suec.* 7. Martes ſaxorum, non fagorum, ſeu domeſticus, *Klein. Quad.* 64. Muſtela pilis in exortu albidis, caſtaneo colore terminatis, veſtita, gutture albo, ſeu Foyna, *Briſſ. Quad.* 246. Muſtela quae martes, quam Foinum vel Foinam dicimus; Martes noſtras ſaxatilis, fugina, tectorum, domorum ſeu domeſtica, alba vel guttur album habens; Muſtela foenaria ſeu grandior; Marta, Martarus, Marterus, Marturus ſiue Marturellus, Gainus vel Sciſmus, *Nonnull.* franz Fouine, Fouinne oder Foine, Marte domeſtique oder Martre commune.

Der Marder iſt von der Größe einer Katze, aber ein wenig länger, denn wenn man ihn von der Schnautze bis zum Anfang des Schwanzes mißt, so iſt er gemeiniglich einen Fuß und fünf Zoll lang, und der Schwanz zwölf Zoll: die Füße aber ſind kürzer, ſo wie auch die Klauen oder Pfoten; der ganze Körper iſt mit gelblich-braunen Haaren bedeckt, ausgenommen der Hals, welcher weiß iſt. Die Ohren ſind kurz, breit und rundlich, die Augen blitzen des Nachts, wie die Katzenaugen. Was die anatomiſche Beſchreibung der innerlichen Theile des Marders betrifft, ſo findet man ſie beym Severini und Bartholin.

Man nennet überhaupt alle Thiere dieſes Geſchlechts ſtinkende Thiere, wegen des ſtarken Geruchs, welchen ſie beſonders im Frühling und in der Brunſtzeit von ſich geben. In der That findet man nahe an ihrem

ihrem Hintern Bläschen, welche eine sehr stinkende Feuchtigkeit enthalten.

Die meisten Naturforscher unterscheiden zwo Arten von Mardern; nämlich den Dach und Hausmarder mit weißem Halse, und den wilden Marder, welcher auf hochstämmigen Bäumen lebt; er unterscheidet sich aber von jenem dadurch, daß er am Halse lichtgelb und im übrigen Körper dunkelgelb ist, weswegen sein Fell auch höher geschätzet wird.

Der Marder bewohnet die Dächer der großen Gebäude, als der Schlösser, Kirchen, der Korn- und Heuboden, wie auch die Taubenhäuser, und Hünerställe. Er spürt das Geflügel von weitem, und ist der grausamste Feind der Hüner und Tauben; er frißt auch Mäuse und Eichhörnchen, wenn er ihrer habhaft werden kann. Sein Koth riecht stark nach Biesam. Einige Schriftsteller, und unter andern Ruellius, haben vorgegeben, die Marder fräßen außer ihrer gewöhnlichen Nahrung auch wohlriechende Pflanzen, welche ihrem Kothe einen solchen Geruch mittheilten; aber Gesner, und nach ihm Aldrovandus, widerlegen diese Meynung. Diese Thiere ruhen und schlafen am Tage, und gehen des Nachts ihrem Raube nach.

Der Marder heißt auf griechisch Satherion; auf italiänisch Marta, Martaro, Marturo, Martore, Martorello; auf spanisch Marta; auf pohlnisch Kuna; auf englisch Martin oder Martlet; auf schwedisch Maord.

Dieses Thier enthält viel Oel und flüchtiges Salz; sein Fleisch kann gegessen werden, es ist aber nicht gebräuchlich, und man sucht nur das Fell. Sein Koth hat einen starken Biesamgeruch, und wird unter die wohlriechenden Pulver genommen; er dienet auch die verhärteten Drüsen zu erweichen, und die darinn stockenden Säfte zu zertheilen; die Galle dienet, die Flecken der Augen wegzunehmen, wenn man sie mit Fenchelwasser vermischt, und auf das Auge applicirt.

Meles.

Wir begreifen unter diesem Geschlechte zwo Arten von Thieren, nämlich den Dachs und die Zibethkatze.

Der Dachs; Taxus, *Offic. Schroed.* 308. *Dal. Pharm.* 449. *Ind. Med.* 115. *Schwenckf. Quad.* 129. *Hermann. Cynos.* 738. *Aldrov. de Quad. digit.* 264. *Ionst. de Quad.* 101. Taxus, etiam Daxus, *Charl. Exerc.* 18. Taxus suillus, Meles, *Merr. Pin.* 168. Taxus sive Meles, *Raii Synops. Quad.* 185. Meles seu Taxus, *Ephemerid. Germ. Decur.* 2. *Ann.* 5. *p.* 55. Melis, *Lemer.* 560. Meles, *Gesn. de Quad. digit.* 686. Coati cauda brevi, Taxus, Meles, Coati griseus, *Klein. Quad.* 73. Meles unguibus anticis longissimis, *Linn. Syst. Nat.* 37. Meles pilis ex sordide albo et nigro variegatis vestita, capite taeniis alternatim albis et nigris variegato, *Briss. Quad.* 253. Tassus seu Taxo, Melus, Melo, Melotus alias Melosum animal, Blerellus, *Quorund.* franz. Blaireau oder Bléreau, Taisson oder Tesson.

Die

Die meisten neuern Schriftsteller unterscheiden zwo Arten von Dachsen, davon der eine an der Schnauze einem Hunde, und der andere einem Schweine gleichet. Jacob du Fouilloux scheinet zuerst einen reellen Unterschied zwischen diesen beyden Arten gemacht zu haben, sowohl in Absicht des besondern Naturells, als auch wegen der Farbe der Haare dieser Thiere. Aldrovandus hat von zwo vorgegebenen Arten Kupferstiche gegeben, und es ist gewiß, daß dasjenige, welches einem Schweine gleicht, viel seltner seyn würde, als das andre, wofern es wirklich zwo auf diese Art unterschiedene Arten von Dachsen gäbe. Was uns betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir noch keinen Dachs, der einem Schweine ähnlich gewesen, gesehen haben, und daß wir mit dem Rajus und Pitcarn zweifeln, daß es dergleichen giebt, um so vielmehr, da die Jäger in ihrer Beschreibung nicht mit einander übereinstimmen. In Erwartung also, daß man uns das Gegentheil zeige, wollen wir hier den Dachs, welcher dem Hunde ähnlich ist, beschreiben.

Dieses Thier gleicht dem ersten Ansehen nach der Figur eines kleinen Bäres; sein Körper ist dick und kurz, vom Ende der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes ohngefähr anderthalb Ellen oder drey Fuß lang. Der Hals ist sehr kurz, die Haare sind rauch anzufühlen, länglich und gleichen einigermaßen den Sauborsten; von Farbe sind sie auf dem Rücken gelb, an der Wurzel blaß, in der Mitte braun oder schwärzlich, und an den Enden blaßgelb. Linnäus bemerket, daß der Körper des Dachses oben weiß und unter-

unten schwarz sey, wider die Gewohnheit der meisten andern Thiere. Die Vorderpfoten sind kurz, dick, breit, in fünf Zehen gespalten, die mit sehr langen und starken Klauen bewaffnet sind, vermittelst deren er sich in die Erde gräbt, wie der Fuchs und das Caninchen. Das sonderbarste aber an dem Dachse ist eine breite Oeffnung, die zwischen dem Schwanze und der Oeffnung des Mastdarms befindlich ist, und eine halbmondförmige Figur hat, wenn sie nicht erweitert ist; sie gleichet einem inwendig rauchen Beutel, woraus eine weiße Materie fließt, welche beynahe die Consistenz eines zerquetschten Kalbsgehirns hat. Diese Art von Pommade, an welcher **Rajus** und **Brisson** keinen besondern Geruch gefunden zu haben sagen, hat an einem männlichen Dachse, denn wir zu Anfange des Winters zergliedert, einen starken und widrigen Geruch gegeben, beynah wie die grünen Blätter der grossen Braunenwurzel (Scrophularia maior). **Rajus** merkt an, daß die äussere Oberfläche dieses Beutels durch und durch mit kleinen Drüsen besetzt sey, und daß nahe bey dem Hintern zwo etwas große Drüsen befindlich sind, die eine weite Höhle haben, welche mit einer fettichten Materie von starkem Geruche erfüllt sind. Was den Gebrauch des Beutels unter dem Schwanze betrifft, so behaupten viele Naturforscher, daß er ein Behaltniß sey, worinn das Thier, so sich wie eine Kugel krümmt, seine Schnautze steckt, und wenn es im Winter hungrig ist, den Nahrungssaft saugt, welcher aus den Drüsen fließt. Es mag nun seyn, wie es wolle, so sagen die meisten Jäger, daß der Dachs den Winter über schlafe, und sich während die-

ser

ser Zeit von seinem eigenen Fette nähre, weswegen bey Ausgang des Winters diese Arten von Thieren sehr mager sind. Man könnte aber noch mit Grunde zweifeln, ob die Dachse den Winter mit Schlafen zubringen. Man findet dieses Thier fast allenthalben, vornehmlich in den Schweizerbergen; in England und in Schweden ist es nicht sehr gemein. Es liebet einen etwas steinichten und waldichten Boden, der gegen Mittag liegt; es gräbt sich in die Erde, nicht nur seiner Sicherheit wegen, sondern auch seine Nahrung zu suchen; denn es frißt meistens Käfer, Würmer und andre Insekten, wie auch Wurzeln, Pflanzen, so gar auch Kröten, Caninchen, Gänse, Hüner und andre Vögel, die es erhaschen kann: es schläft gemeiniglich den ganzen Tag, und kömmt erst nach Sonnen Untergang aus seiner Höhle, außer im Sommer, wo es, vom Hunger getrieben, eher herausgeht; es entfernt sich nicht weit von seinem Lager, und begiebt sich sogleich wieder hinein, sobald es die Stimme des Jägers oder der Hunde höret. Denn wenn es wahr ist, wie man vorgiebt, daß der Dachs keine Empfindung und ein sehr dunkles Gesicht habe, so kann man ihm nicht ein sehr subtiles Gehör absprechen: er hat eine helle Stimme und macht ein durchdringendes Geschrey; er bellt aber nicht, wie der Hund, sondern er grunzt vielmehr wie das Schwein; er widersteht den Bissen des Hundes durch seine steifen Haare, und den härtesten Schlägen durch die Dicke seiner Haut. Man giebt vor, daß er, wenn er von den Jägern verfolgt wird, seine Vorderfüße auf den Kopf legt, sich wie eine Kugel zusammen rollt, und nach-

nach Art der Bären von Höhen und Felsen herabstürzt. Der Dachs heißt auf griechisch Melis; auf italiänisch Tasso; auf spanisch Tasugo oder Texon; auf englisch Badger, Brock oder Gray; auf schwedisch Gräfsoin. Er enthält in allen seinen Theilen viel Oel und flüchtiges Salz; sein Fleisch ist gut zu essen, und hat den Geschmack des wilden Schweinfleisches: man wähle dasselbe, wenn es noch jung und zart ist; am besten ist es im Herbst, weil der Dachs sich alsdann mit Früchten und Trauben, die er sehr liebt, mästet. Aldrovandus versichert, man bediene sich in Italien und Deutschland des Dachsfleisches auf den besten Tafeln.

In der Medicin braucht man nur das Fett und das Blut: das erstere ist erweichend, erhitzend und durchdringend, man vermischt es mit Clystieren, die Nierensteinschmerzen zu lindern, und man reibt die Nieren damit, indem man es mit Althäensalbe vermischt. Wenn die Schmerzen nachgelassen haben, so thut man an statt des Dachsfettes einfaches Scorpionenöl, den Abfluß des Urins zu vermehren, und den Nieren- und Blasensand abzutreiben: man bedient sich auch dieses Fettes als einer Salbe, die zurückgezogenen und geschwächten Glieder zu heilen. Das getrocknete und zu Pulver gemachte Dachsblut dienet wider die Kräße, den Aussatz, und die bösen Säfte durch die Ausdünstung auszutreiben. Die Dosis davon ist ein Scrupel bis zu einer Drachme in einem schweißtreibenden Wasser.

Die Zibethkaße; Animal Zibethicum, *Offic. Dal. Pharm.* 449. *Hernand. Hist. Mexic.* 580.

Raii

Raii Synops. Quad. 178. Catus Zibethicus, *Schroeder.* 280. *Lemer.* 492. Animal. Zibethi, *Charl. Exerc.* 20. *Aldrou. de Quad. digit.* 340. *Ionst. de Quad.* 109. Feles Zibethi, *Gesn. de Quad. digit.* 948. Felis Zibethica, *Blas.* 72. *Valent.* 157. Hyaena veteribus nuncupata, nunc autem Civetta, *Bellon. Obs.* 94. Hyaena odorifera, *Herman. Cynos.* 42. Hyaena odorifera, Zibethum gignens, quae Civetta vulgo appellatur, *Castell. I.* Coati, Civetta vulgo, *Klein. Quad.* 73. Meles unguibus uniformibus cinerea, *Linn. Syst. Nat.* 10. Meles fasciis et maculis albis, nigris et rufescentibus variegata, *Briss. Quad.* 256. Civetta, aliis Sivetta, ex qua Zibethum colligitur; Zibethus, fera seu catus Zibethi; Mustela odorata, quam vulgus Civettam appellat; Mustela Zibethi, *Nonnull.* franz. Civette.

Wir finden in der Sammlung des **Blasius** fünf anatomische Beschreibungen der Zibethkatze, davon die beyden erstern von **Thomas Bartholin**, die dritte von einigen Professoren in Amsterdam, die vierte vom **Blasius**, und die fünfte vom **Drelincourt** sind, ohne diejenigen zu rechnen, welche **Peter Castelli** in einem besondern Tractat gegeben hat: am vorzüglichsten aber ist die anotomische Beschreibung zwoer Zibethkatzen, welche in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux zu finden ist.

Die beyden Zibethkatzen waren eine männliche und eine weibliche, aber in allem, was man äußerlich

lich sehen konnte, so ähnlich, daß nicht der geringste Unterschied des Geschlechts zu bemerken war; indem es ohne die Zergliederung nicht möglich war zu urtheilen, daß sie nicht beyde weiblich wären. Denn die eigenthümlichen Theile der männlichen waren inwendig verborgen, und das Behältniß der wohlriechenden Feuchtigkeit, dessen Oeffnung von den meisten Alten für ein Kennzeichen des weiblichen Geschlechts gehalten worden, war bey der einen wie bey der andern von gleicher Beschaffenheit. Diese Thiere waren von der Schnautze bis zu Anfang des Schwanzes neun und zwanzig Zoll lang. Die Füße waren sehr kurz, besonders die vordersten, welche vom Bauche bis zu unterst nur fünf Zoll betrugen. Die Pfoten, sowohl die vordersten als hintersten, hatten jede fünf Zehen, davon die kleinste unten wie bey dem Bäre gestaltet war; diese kleine Zehe aber ruhte nicht auf der Erde. Die Ohren glichen in Ansehung der Figur den Katzenohren, sie waren aber kleiner.

Die Oeffnung des Beutels oder Sackes, welcher das Behältniß des Zibeths ist, war unter der Oeffnung des Hintern, und nicht unter dem Schwanze, so wie sie Aristoteles in der Beschreibung seiner Hyäne angiebt, welche wir mit dem Belon für nichts anders als unsre Zibethkatze halten, oder wenigstens ist unsre Zibethkatze eine Art der Hyäne. Da dieses nun also ist, so muß man sich sehr wundern, daß dieser große Mann, welcher den Herodotus tadelt, daß er sich geirret, wenn er geglaubt hat, die Oeffnung dieses Beutels sey derjenige Theil, welcher das weibliche

liche Geschlecht anzeigt, sich selbst geirret, wenn er an vielen Orten geschrieben, daß die Oeffnung des Hintern und die Geburtstheile in beyden Geschlechtern über dem Zibethbeutel befindlich sind. Dieser Beutel lag zwischen der Oeffnung des Hintern und einer andern kleinen Oeffnung, von welcher jene drittehalb Zoll entfernt war; seine Breite betrug drittehalb Zoll, und seine Länge drey Zoll. Die Oeffnung machte von oben bis unten einen Spalt, und war drittehalb Zoll lang. An den Rändern und inwendig war sie mit kurzen und von außen nach innen gerichteten Haaren besetzt, so, daß sie von innen nach aussen rauh anzufühlen war. Wenn man die beyden Seiten dieser Oeffnung von einander zog, sah man das innere, welches ungefähr ein kleines Hünerey fassen konnte. Der Grund davon hatte rechts und links zween Ritze, worein man einen Finger legen konnte, und sie giengen in einen Sack, der mit einer weissen und ungleichen Haut bedeckt war. Die Erhebungen, welche diese Ungleichheit verursachten, hatten zwey Löcher, aus denen, wenn sie gedrückt wurden, die wohlriechende Feuchtigkeit floß, die von den Arabern Zibet, welches Schaum bedeutet, genennt wird. In der That, diese Feuchtigkeit schäumte, indem sie herausfloß, welches man daraus sehen konnte, daß sie nach einiger Zeit die weiße Farbe verlohr, die sie zu Anfang hatte. Sie floß, wie wir urtheilen konnten, aus einer großen Anzahl Drüsen, die zwischen den beyden Häuten lagen, woraus die Beutel zusammengesetzt waren. Die kleine Oeffnung unter dem großen Beutel war der Eingang eines Canals, in welchem

die männliche Ruthe verborgen lag; und das Weibchen hatte einen ähnlichen Canal, welcher der Hals der Mutter war, deren innere Oeffnung so enge und so schwer zu erweitern war, daß man Mühe hatte, einen kleinen Stiel hineinzubringen. Die äußere Oeffnung war mit zwo kleinen Erhebungen bedeckt, die einen Winkel ausmachten, unter welchem eine dritte Erhebung lag, welche die Clitoris zu seyn schien.

Als der Leib geöffnet wurde, fand man unter der Haut vom Schaambeine bis zum Nabel zwo Erhebungen von hartem Fette, die einen Zoll breit und dick, und vier Zoll lang waren. Sie enthielten die Zweige, die aus den hypogastrischen Blut- und Pulsadern in die beyden Säcke, woraus der große Beutel besteht, gehen, um die Materie der wohlriechenden Feuchtigkeit dahin zu bringen, die sich daselbst sammlet. Bartholin hat die besondern Canäle mit vieler Sorgfalt gesucht, aber nicht gefunden, die er zur Zuführung dieser Materie vor nöthig hielt; wir haben aber nicht geglaubt, daß andre dazu erfordert werden, als die Pulsadern, so wie die Brüste und die Nieren keine andre Gefäße haben, welche ihnen die Materie der Milch und des Urins zuführen. Diese Gefäße, welche zu den Säcken des Zibethbehältnisses giengen, waren in dem Männchen sehr groß, in dem Weibchen aber konnte man sie kaum wahrnehmen. Daher hatte auch der Zibeth des Männchens einen stärkern und angenehmern Geruch als des Weibchens. Jedennoch sagen die Schriftsteller fast das Gegentheil; und Quadramius in seinem Buche vom Theriak,

zkaß, zieht den Zibeth des Weibchens dem von dem Männchen vor. Wir haben auch keinesweges gefunden, daß es wahr sey, daß der Zibeth sich verbessere, wenn er eine Zeitlang gelegen hat, und daß er, wenn er frisch ist, einen unerträglichen Geruch habe, wie Amatus Lusitanus sagt; denn der Geruch desselben hat uns nach einem Jahre nicht besser geschienen, als damals, da wir die Zergliederung machten. Plutarchus sagt, daß nicht nur die Haut, sondern auch das Fleisch und die Knochen des Panterthiers wohl riechen; wir haben aber nicht gefunden, daß der gute Geruch des Zibeths sich den innerlichen Theilen mitgetheilt hätte: denn es rochen nur die Haare gut, besonders bey dem Männchen, denn die Hand, welche sie berührt hatte, behielt lange Zeit einen sehr angenehmen Geruch. Dieses scheinet die Meynung des Scaligers, Matthiolus und vieler andern zu bestätigen, welche dafür halten, daß das wohlriechende der Zibethkatze nichts anders sey als ihr Schweiß, so daß man diese wohlriechende Materie, wie Marmol versichert, sammle, wenn die Thiere, welche sie hervorbringen, lange Zeit in Bewegung gesetzt worden, und daß man sie nicht allein aus ihren Beuteln, sondern auch aus vielen andern Theilen, und vornehmlich um den Hals sammle: je doch ist es sehr wahrscheinlich, daß sich diese Materie in den Beuteln in größerer Menge sammlet, und darinn sehr verbessert, obgleich der ganze Körper in Schweiß kömmt. Diese Beutel oder Säckchen hatten Muskeln, von welchen Bartholin nicht geredet hat, ob er sie gleich in seinen Figuren angegeben. Diejenigen, welche wir gefunden, waren

von denen, die er vorstellt, sowohl an Anzahl als auch an der Structur unterschieden. Er giebt ihrer vier an, die aus den nahgelegenen Theilen entspringen, und in die Beutel gehen. Wir fanden ihrer in unsern Zibethkatzen nur drey, davon einer von einem Beutel zum andern gieng. Es war uns leicht, die Bewegung dieser Muskeln aus ihrer Structur und Lage zu bestimmen: denn der, welcher beyden Beuteln gemein war, muß ihre Zusammenziehung bewirken, und die beyden andern ziehen die Beutel bald zur Rechten bald zur Linken, nachdem, daß der eine Muskel sich verkürzt, indem der andre nachgiebt. Der Nutzen dieser Bewegungen ist wahrscheinlicher Weise, die wohlriechende Feuchtigkeit auszudrücken, deren Zurückhaltung diesen Thieren unerträglich ist, weil sie mit der Zeit eine durchdringende Schärfe erlangt; denn man hat bemerkt, daß die Zibethkatzen in einer quälenden Unruhe zu seyn scheinen, wenn sie einige Menge von dieser Feuchtigkeit gesammlet haben, die sie sich bemühen loß zu werden.

Die Naturforscher sagen, die Augen des Thieres leuchteten in der Nacht, wie die Katzenaugen. Der Crystall derselben war auf der innern Seite mehr gewölbt, als auf der äußern; das merkwürdigste aber war, daß er eine außerordentliche Härte hatte, die uns an das erinnerte, was Plinius von den Augen der Hyäne sagt, daß man nämlich die kostbaren Steine, welche Hyaeniae genennt werden, daraus nehme. Wenn man dieses mit vielen andern Eigenschaften verbindet, welche der Hyäne der Alten und unserer Zibeth-

katze

katze gemein sind, so treten wir der Meynung des Belon, welcher sie nicht für zwey verschiedene Thiere hält, mehr bey, als dem Scaliger, Ruell, Alexander Benedictus, Matthiolus, Leo Africanus, Busbeck, Aldrovandus, und fast allen neuern Schriftstellern, welche wollen, daß die Zibethkatze den Alten unbekannt gewesen, und daß sie eine Art von Katze sey: denn wie wir schon angemerkt haben, sind die Länge des Kopfes und der Augen der Zibethkatze, ihre kleine Zähne und Füße, die Rauhigkeit ihrer Haare, die Glätte ihrer Zunge, die Schwärze und gerade Richtung ihrer Klauen, und die Heischerkeit, welche alle Schriftsteller in ihrer Stimme bemerkt haben, wodurch sie mit den Hunden eine größere Aehnlichkeit hat, als mit den Katzen, alles dieses sind Kennzeichen, die von denen, welche man in allen Arten der Katzen siehet, völlig unterschieden sind. Im Gegentheil aber findet sich alles, was die Alten von ihrer Hyäne gesagt haben, in der Zibethkatze, wenn man die unglaublichen und ganz und gar lächerlichen Dinge ausnimmt, als daß die Zibethkatze durch ihren Schatten die Hunde stumm mache, wie Aristoteles und Aelian melden, daß sie die Menschenstimme nachzuahmen wisse, und sie mit Namen nenne, um sie aus ihren Wohnungen zu locken, sie zu fressen, wie Plinius erzählt; daß sie auch Menschenfüße habe, und keine Wirbelbeine am Halse, so wie das Thier, welches Busbeck für die Hyäne der Alten hält, welches sonderbare Dinge sind, welche Leo Africanus in dem Thiere, das er für die Hyäne der Alten angiebt, nicht bemerket hat. Denn die Beschreibung der Alten,

was die äußerliche Gestalt betrifft, besteht in drey Stücken, nämlich, daß sie am Kopfe dem Wolfe ähnlich sey, daß sie längs auf dem Rücken lange und sich sträubende Haare habe, und eine besondere Oeffnung unter dem Schwanze, außer den zwoen, welche sich daselbst gemeiniglich bey den Weibchen der andern Thiere befinden. Die beyden erstern Kennzeichen, die wir in unsrer Zibethkatze sehr deutlich gefunden haben, ob sie gleich auch andern Thieren gemein sind, haben uns sehr überzeugend geschienen, wenn man noch die dritte dazu nimmt, die so besonders ist, daß man sagen kann, man kenne kein Thier, bey welchem sich eine ähnliche befindet. Denn die Oeffnung, welche die Hasen, Gemsen und viele andre Thiere an diesem Orte haben, sind der außerordentlichen Figur derjenigen, die in der Zibethkatze ist, nicht im geringsten gleich, und Aristoteles hat in der Hyäne, die er beschreibt, sehr deutlich angemerkt, daß diese Oeffnung dem äußern Muttermunde einer Weibsperson ähnlich sey. Die einzige Schwierigkeit, welche man dabey antrifft, ist, daß die Alten nicht vom Geruche der Zibethkatze geredet haben: woraus **Gillius** geschlossen, daß sie das Panterthier der Alten, und **Castellus**, daß es eine Hyäne von einer besondern Art gewesen. Aber man muß in Erwägung ziehen, daß die meisten von den Beschreibern der Naturgeschichte ihre Werke auf die Nachrichten anderer geschrieben, und daß man mit Grunde zweifeln kann, ob die Jäger, von welchen sie von den besondern Eigenschaften der Thiere unterrichtet worden, nicht viel zu ungeschickt gewesen, (wie die meisten Wilden sind, die sich dieser Uebung ergeben) den guten Geruch der

Zibeth-

Zibethkatze zu empfinden. Ueberdieses wissen wir, daß der Geruch des Zibeths, wenn er frisch ist, vielen zuwider ist, und übel riechet; vornehmlich aber finden die Landleute nicht, daß die wohlriechenden Sachen angenehm sind, und sie lieben den Geruch des Knoblauchs und des Pechs mehr, als den Weihrauch und Benzoin; woher es kömmt, daß die Indianer das Biesamthier die stinkende Ratte nennen. Nach der Meldung des Gregorius Bolivar, sammlen die Negern die Feuchtigkeit, welche die Zibethkatzen auf die Steine und Stämme der Bäume haben fallen lassen, und sie kennen dieselbe nicht am Geruche, sondern bloß an der fetten und ölichten Zähigkeit, welche sie von den Orten, wo sie dieselbe finden, abkratzen, um den wohlriechenden Saft herauszuziehen, welcher auf dem Wasser schwimmt, worinn sie das, was sie abgekratzt, kochen lassen. Diese Unfähigkeit, von dem guten Geruche zu urtheilen, welche wir den Jägern unter den Alten beymessen, scheinet übrigens sehr glaublich, weil die Schriftsteller sagen, daß unter allen Thieren nur das Panterthier einen guten Geruch habe. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Jäger es geglaubt haben, und niemals eine Zibethkatze, einen Marder, ein Biesamthier, noch ein anderes von den Thieren angetroffen, an welchem die, so einen feinern Geruch haben, etwas wohlriechendes finden.

Wir wollen dieser Beschreibung der Naturgeschichte der Zibethkatze noch etwas weniges beyfügen. Man findet dieses Thier in Afrika, in China und in Ost- und Westindien. Thevenot, welcher viele Zibethkatzen

gesehen, sagt, sie wären von der Größe eines gewöhnlichen Hundes, und wild, gefräßig und grausam. Ihre Bisse, sagt er, sind sehr gefährlich.

Die Zibethkatze heißt auf griechisch, Zapetion, auf portugiesisch Kato de Agali, auf äthiopisch Kankan, auf englisch Civet-Cat.

Der Zibeth oder die fettichte Feuchtigkeit, welche aus diesen Thieren genommen wird, giebt durch die chemische Analysis viel Oel und flüchtiges Salz. Man wähle den frischen, von der Consistenz des Honigs oder der Butter, von weißer Farbe, und einem starken, aber nicht allzuangenehmen Geruche. Wenn er alt wird, so wird er gelb und braun: man verfälscht ihn bisweilen, indem man Butter, Käse oder Fett damit vermischt; es ist aber sehr leicht, diesen Betrug zu entdecken: denn wenn man ein wenig davon auf Feuer wirft, so giebt sich der Geruch der Butter oder des Käses bald zu erkennen.

Der Zibeth wird in der Medicin nur äußerlich gebraucht, und er dienet mehr zur Wollust. Die Vorsehung, welche nicht gewollt hat, daß die Armen der Hülfe der Arzneykunst beraubt seyn sollten, hat fast allen theuern und kostbaren Droguen die Arzneykräfte versagt, und sie den gemeinsten Dingen häufig mitgetheilt: sie achtet kein Ansehen der Person, und dienet uns darinn zu einem vortrefflichen Muster, wie wir uns gegen diejenigen betragen sollen, die unsrer Hülfe bedürfen. Einige rathen den Zibeth den Kindern auf den Nabel zu applicciren, wider das Bauchgrimmen; man

thut

thut zuweilen Theriak oder Muskatenöl dazu. Diese Mittel, welche erhitzend und durchdringend sind, dringen durch die Haut bis in die innerlichen Theile des Körpers, und zertheilen die Blähungen und den Schleim, welche die Kolik verursachen können. Man applicirte ehemals den Zibeth auf die Geburtstheile der Weibspersonen, die hysterischen Zufälle zu besänftigen: aber man hat nachher erkannt, daß dergleichen wohlriechende Sachen, als der Biesam und graue Amber bey diesen Umständen mehr schädlich als zuträglich waren, daß sie die Heftigkeit der Zufälle durch eine besondere Eigenschaft vermehrten, und daß die übelriechenden Arzneyen, als das Galban, das Biebergeil und andre dergleichen eine bessere Wirkung thaten.

Mus.

Wir begreifen unter diesem Geschlechte drey Arten von Thieren, die fast überall bekannt sind; nämlich die Maus, die Ratte und das Murmelthier.

Die Maus; Mus, *Offic. Gesn. de Quad. digit.* 714. Mus domesticus, *Schroed.* 303. *Merr. Pin.* 167. *Ionst. de Quad.* 115. Mus domesticus minor, *Dal. Pharm.* 446. *Schwenckf. de Quad.* 114. *Aldrou. de Quad. digit.* 417. Mus domesticus vulgaris seu minor, *Raii Synops. Quad.* 218. Sorex *Lemer.* 827. Sorex domesticus, *Charl. Exerc.* 25. Mus minor, Musculus vulgaris domesticus, cauda tereti longa, *Klein. Quad.* 57. Mus minor, *Herman. Cynos.* 550. Mus cauda longa nudiuscula, corpore cinereo fusco, abdomine subalbescente,

Linn. Faun. Suec. 31. Mus cauda longissima, obscure cinereus, ventre subalbescente, *Briss. Quad.* 169. Mus domesticus parvulus, Mus simpliciter, Mus communis, Mus minor et vulgatior, *Nonnull.* franz. Souris.

Das was der arbeitsame Malpighi, sagt Derham in seiner Physico-Theologia, von der Struktur des Haares bemerkt hat, stimmt auf gewisse Weise mit dem überein, was ich selbst an dem Haare der Katzen, Ratten, Mäuse und verschiedener andern Thiere wahrgenommen habe. Das Haar der Maus ist das durchsichtigste unter allen, die ich gesehen, und es scheinet eine einzige durchsichtige Röhre zu seyn, die ein Mark, aus Zasern zusammengesetzt, enthält, welche dunkle Linien formiren, die in einigen Haaren queer, in andern schneckenförmig gewunden liegen. Diese marksichten und dunkeln Theile sind nichts anders, als kleine gewundene Zäserchen, die in einigen mehr, in andern weniger dicht beysammen sind; ich glaube, sie dienen zu einer gelinden und unmerklichen Ausleerung irgend einer Feuchtigkeit des Körpers: vielleicht haben die Haare bey denen damit versehenen Thieren den Nutzen, sowohl die unmerkliche Ausdünstung zu befördern, als auch dieselben wider die Kälte und Nässe zu schützen.

Die Maus heißt auf ebräisch Acbar, auf chaldäisch Acbera, auf arabisch Phir oder Phar, auf griechisch Mus, Muarion oder Muscos, auf italiänisch Sorca, Sorce oder Sorcio, auf spanisch Rat, auf pohlnisch Myß, auf englisch Mouse.

Die

Die Ratte, Mus maior, *Offic. Dal.Pharm.* 446. Mus *Lemer.* 587. Mus maiusculus, *Blas.* 92. Mus maior siue Sorex, *Merr. Pin.* 167. Mus maior, Rattus, *Schroed.* 303. Sorex domesticus, *Charl. Exerc.* 25. Mus domesticus maior, Rattus vulgo, *Schwenckf. Quad.* 115. Mus, Rattus domesticus, *Klein. Quad.* 57. Mus domesticus maior, siue Rattus, *Gesn. de Quad. digit.* 109. *Aldrov. de Quad. digit.* 417. *Ionst. de Quad.* 115. *Raii Synops. Quad.* 217. Mus cauda longa, subnuda, corpore fusco cinerascente, *Linn. Faun. Suec.* 28. Mus cauda longissima, obscure cinereus, *Briss. Quad.* 168. Sorex, Rattus vulgo dictus, Mus domesticus grandior, Rattus terrestris, domesticus seu vulgaris, *Quorund.* franz. Rat.

Morand schreibt in einer Abhandlung, welche er der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Lyon gesendet, über eine besondre Art von Bezoarsteine, welcher sich öfters in der Harnblase der Ratten findet. Der Autor untersucht bey dieser Gelegenheit die gewöhnlichsten Ursachen der Erzeugung des Steins in den Menschen, und bemerkt, daß der Genuß grober und unverdaulicher Speisen, die Schwachheit des Magens, die sitzende Lebensart bey den Ratten angetroffen worden; worauf er aus der Zergliederung dieser Thiere zeiget, daß ihr Magen sehr dünn ist, und leicht zerreißt, wenn man ihn ein wenig aufbläst. Dieses nebst der Gefräßigkeit dieser Thiere und dem Mangel des Getränks und der Bewegung sind Ursachen der rohen Unverdaulichkeiten, die durch den Speck, das

Unschlitt

Unschlitt, den Käse, das Pappier, Holz und die steinichten Materien, welches alles Nahrungsmittel der Ratten sind, noch vermehret werden. Da er nun die Ursachen des Steins überdachte, indem er bey Zergliederung der Ratten in der Harnblase eines dieser Thiere eine gewisse Rauhigkeit fand, so bildete er sich ein, daß sie dem Blasensteine unterworfen seyn müßten, und dieser Vermuthung folgte er in Untersuchung ihrer Nieren, deren Substanz gemeiniglich sehr weich ist, und ihres Harns, der wie in allen mit dem Stein behafteten Personen, schleimicht und mit groben Theilen erfüllt ist, welches nach Morands Meynung zwo entfernte Ursachen des Steins sind. Alle diese Muthmaßungen sind aus der Natur der Sache geschöpft, und durch die Bemerkungen in vielen männlichen und alten Ratten bestätigt worden, welche entweder den Stein oder eine andre Krankheit in den Harnwegen gehabt. Einer von diesen Steinen war von der Größe eines Kirschkerns, einer so groß wie ein Hanfsaame, ein andrer wie ein Roggenkorn: in einer Blase fanden sich bis zwölf Steine, wovon neun so groß wie ein Corianderssaame und drey etwas kleiner waren. Der Autor hat auch wahrgenommen, daß die Ratten öfters einen Bandwurm in der Leber haben.

Es ist nicht leicht, die Ratten auszurotten; Gesner sagt, er habe ihnen vergebens Aconit zu fressen gegeben, und Belon bezeugt, daß er eine Ratte gesehen, die bloß von Bilsenkrautsaamen gelebt. Aldrovandus versichert, daß die Ratten, deren Fruchtbarkeit erstaunlich groß ist, einander selbst nicht verschonen;

nen; denn, sagt er, wenn man viele Ratten in einen Ort versperrt, daß sie nicht herauskönnen, so fressen sie, vom Hunger getrieben, eine die andre, indem die stärkere allezeit die schwächere anfällt. Gesner billigt es nicht, daß man den Ratten Arsenik hinlege, und Wasser darneben setze, damit sie desto eher umkommen sollen, indem das Gift vermittelst des Wassers sogleich zum Herzen dringen möge; das Wasser aber kann die Stärke des Giftes schwächen, und wenn es den Magen dieser Thiere allzusehr ausdehnt, Brechen erregen, wodurch sie eines Theils des Gifts entledigt werden. Uebrigens erfordert der Gebrauch des Arseniks große Behutsamkeit: denn es ist zu befürchten, daß man, in der Absicht die Ratten zu vergiften, nicht die Menschen selbst vergifte.

Die Ratte heißt auf griechisch Rastes oder Riskos, auf italiänisch Top oder Ratto, auf englisch Rat, auf schwedisch Rotta.

Die Maus und Ratte, welche wir unter einem Artickel begreifen, enthalten viel Oel, Phlegma und flüchtiges Salz. Der schlechte und widrige Geruch dieser Thiere macht, daß man sie nicht zur Nahrung gebraucht: unterdessen giebt es doch Länder, wo man sie mit Lust ißt, und ihr Genuß ist von keiner schlimmen Folge begleitet. In unsern Gegenden aber hat man einen natürlichen Abscheu davor, und man müßte sich ihrer nur in der äußersten Hungersnoth bedienen.

Man braucht in der Medicin die ganze Maus, ihr Blut und ihren Koth. Man nimmt zwo bis drey

Mäuse

Mäuse oder Ratten, zieht ihnen die Haut ab, und schneidet ihnen Kopf und Füße ab; hernach läßt man sie kochen, und giebt sie den Kindern, die während des Schlafs den Urin lassen, zu essen: dieses Mittel ist bey dem gemeinen Volke bekannt, und hat oftmals einen guten Erfolg gehabt; man muß es aber oft wiederholen. Andre wollen den Ekel eines so unangenehmen Gerichts vermeiden, und lassen drey junge Ratten im Ofen zu Asche verbrennen, und theilen sie in drey Doses, in einem Tage zu nehmen: man bäckt diese Asche in einem Eyerkuchen, oder vermischt sie mit einer andern Speise, und giebt sie wider oberwähnten Zufall zu essen. Wenn man eben diese Asche auf die Warzen und aufgerissene Haut streuet, so vertreibt sie dieselben sehr geschwind. Das Rattenblut ist zertheilend und wird wider die kropfartige Geschwulsten gebraucht. Man findet hierüber in den Ephemerid. Germ. Dec. 2, Ann. 5. eine Observation vom D. Hangerdorn, welcher gesehen zu haben versichert, daß ein junges Mägdchen von Kropfbeulen befreyet worden, nachdem sie dieselben mit heißem Rattenblute gerieben; um den Hals legte man ein Tuch, welches auch in Rattenblut getaucht worden. Der Ratten- oder Mäusekoth, welcher auf lateinisch Muscerda oder Stercus nigrum genennet wird, ist purgierend; man zieht ihn in Ansehung dieser Eigenschaft dem Kothe der andern Thiere vor; wenn man ein wenig davon jungen Kindern in der Mutter- oder Ammenmilch giebt, so laxiren sie davon, und dieses Mittel ist bey hartnäckigen Verstopfungen nicht zu verachten; man kann diesen Koth auch mit Clystieren vermischen. Ekele Personen lassen ihn in

Milch zerfließen, und geben diese durch eine Leinwand geseigt. Man macht auch den getrockneten Koth zu Pulver, und giebt es von einem Scrupel bis zu einer Drachme, den Urin und Blasensand zu treiben. Was den äußerlichen Gebrauch betrifft, so heilt der Rattenkoth, in Eßig aufgelöst, die Krätze, und man vermischt das Pulver davon mit Honig und Zwiebelsaft, das Wachsthum der Haare zu befördern.

Nimm drey Mäuse, ziehe ihnen die Haut ab, und schneide den Kopf und die Füße weg. Koche sie in Wasser, und seig es durch eine Leinwand: dieses Wasser gieb den Kindern als eine Ptisane wider den convulsivischen Husten.

Das Murmelthier; Mus Alpinus, *Offic. Schroed.* 303. *Dal. Pharm.* 446. *Blas.* 92. *Gesn. de Quad. digit.* 840. *Ionst. de Quad.* 117. Mus Alpinus, siue Marmota, *Aldrou. de Quad. digit.* 445. Mus Alpinus, Marmota, *Charl. Exerc.* 19. Mus montanus Marmota dictus, *Hermann. Cynos.* 735. Mus Alpinus *Plinio,* Marmota Italis, *Raii Synops. Quad.* 321. Mus cauda elongata nuda, corpore rufo, *Linn. Syst. Nat.* 2. Glis Marmota Italis, Mus Alpinus *Plinio, Klein. Quad.* 56. Glis pilis a fusco et flavicante mixtis vestitus, sive Marmota Alpina, *Briss. Quad.* 165. Marmota vulgaris Allobrogum, Marmontana, seu Montanella, *Quorund.* franz. Marmote, Marmotte, Marmontaine, Rat de montagne ou des Alpes.

Das Murmelthier hält beynah das Mittel zwischen dem Hasen und dem Caninchen, und ist von der Schnautze an bis zum Anfang des Schwanzes anderthalb Fuß lang. Was die anatomische Beschreibung der innerlichen Theile des Thieres betrifft, so fehlt es uns daran nicht, denn wir finden ihrer vier sowohl bey dem **Blasius**, als auch in den Ephemerid. Germ. Wir geben derjenigen, welche in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux stehet, den Vorzug vor allen andern.

Das Murmelthier, welches wir beschreiben, war ein und zwanzig Zoll lang, und der Schwanz vier Zoll, die Haare mit gerechnet, welche sehr lang sind. Vom Ende der Schnautze bis zu den Ohren waren vier Zolle. Die Ohren waren dreyeckigt, sieben Linien lang, und unter den Haaren des Kopfes beynah verborgen. Die Hinterfüße waren fast gänzlich in der Haut versteckt; der Steiß gieng bis zu der Ferse herunter, die wie bey dem Bäre nahe bey den Zehen war, weswegen diese Thiere leicht auf den Hinterfüßen stehen können. Es ist wahrscheinlich, daß das Thier, welches von den Griechen **Arktomys** genennet wird, kein andres ist, als das Murmelthier, welches einem Bäre ähnlich, nicht nur wegen der Länge seiner Haare und der Einsamkeit und des Fastens im Winter, sondern auch wegen des besondern Gebrauchs seiner Hinterfüße. Diese waren von der Ferse bis zu den Zehen drey Zoll lang; unter den Zehen, deren fünf waren, war eine länger und dicker als die andern, nach Art des Daumens; sie stund aber auswärts.

Die

Die Klauen der Hinterfüße waren sieben Linien lang. Die Zähne waren wie bey den Ratten, viere vorwärts, zween oben und zween unten, sehr lang und schneidend, wie die Zähne des Biebers; die beyden untern waren zehen Linien lang und zwo breit; die obern kürzer, aber breiter. Matthiolus sagt, er habe gesehen, daß man einem Murmelthiere die Zähne abgeknippen, und daß sie in einer Nacht wieder gewachsen waren. Dieses kann einigen Schein der Wahrheit haben, wenn er von den Zähnen der untern Kinnlade redet, wo die Wurzel sechsmal so lang ist, als das, was über dem Zahnfleische steht; denn es hat geschehen können, daß man, indem die Zähne abgeknippen worden, die Wurzel in die Höhe gezogen; und diese Wurzel hat man für den Theil des Zahns gehalten, von welchem man vorgegeben, daß er von neuem gewachsen sey. Das Haar des Schwanzes war sehr lang, und hierinn dem an der Ratten sehr unähnlich, mit welcher das Murmelthier nicht weiter übereinkömmt, indem es mit den Ratten nichts gemein hat, als den starken und widrigen Geruch, die Zähne, und die Leichtigkeit, sich auf den Hinterfüßen zu halten, welches alles Sachen sind, die man an vielen andern Thieren siehet, welche man nicht unter die Ratten zählet. Denn der Bär, der Hase, das Eichhorn bedienen sich der Vorderfüße, indem sie mit dem Körper auf den Hinterfüßen ruhen, und der Bieber, der Luchs und der Igel haben schneidende Zähne.

Klein sagt in einer kurzen Naturgeschichte des Murmelthiers, daß die Thiere, welche man in Savoyen Marmetes nennt, in der Ukraine, in Podolien

und den andern Ländern um Rußland Bobacks heissen; und bey dieser Gelegenheit wunderte er sich, daß der Cardinal Polignac im sechsten Buche seines Anti-Lucrez, von diesen Thieren Sachen erzählt, die noch von niemanden bemerkt worden. Ich habe gesehen, sagt der Autor, in den Gegenden, wo der reissende Niesterfluß entspringt, um die weiten Flächen Daciens zu bewässern; in der fruchtbaren Ukraine, einem jetzt unbebauten Lande, in welchem vormals der Ueberfluß herrschte, daselbst habe ich zahlreiche Heere von wilden Thieren in Schlachtordnung gestellt gesehen, als unversöhnliche Feinde, ob sie gleich von einerley Art und nur an Farbe von einander unterschieden waren: die einen falb, die andern schwarz; in Pohlen heißen sie Bobacks. Es ist eine Art von Füchsen, welche aber nur von Erdgewächsen leben. Der Besitz der Höhlen und Wiesen ist die einzige Ursache ihres Streites. Wenn daher eine blinde Hitze zu überwinden sich dieser Thiere bemächtigt, so speyt die Erde aus ihren krummen und dunkeln Höhlen ein Volk wütender Streiter. Ihr Zähnknirschen verkündigt die Hitze, welche sie anfeuert. Sie breiten sich zuerst auf der Fläche haufenweis und ohne Ordnung aus; bald aber siehet man sie unter einem Heerführer verschiedene Bataillons formiren. Die beyden Armeen ziehen ihr Lager auf der Wiese, deren Eroberung der Gegenstand ihrer Ehrsucht ist, und jede stellt sich in eine der andern entgegengesetzte Reihe. Auf beyden Seiten sieht man einen gleichen Muth, vor der Schlacht gehen einerley Vorbereitungen her, die mit dem schrecklichsten Geräusch begleitet sind. Ein Kriegsgeschrey

giebt

giebt das Signal: erhitzt durch diese fürchterlichen Töne überlassen sich die streitenden Heere ihrer stürmischen Wuth. Die Farbe zeigt einem jeden den Feind, welchen er angreifen muß, und die Erde wird vom Blut roth gefärbt. Die Hoffnung und die Furcht wechseln bey beyden Parteyen ab. Endlich erklärt sich der Sieg; die überwundenen nehmen die Flucht, und eilen weit vom Schlachtfelde, sicherere Wohnungen zu finden. Die siegende Armee verfolgt sie nicht, sondern bemächtigt sich sogleich der ihnen überlassenen Höhlen, und begnügt sich die eroberten Wiesen zu verwüsten. Aber die vorsichtige Grausamkeit der Ueberwinder läßt ihre Gefangenen eine besondre Art von Pein empfinden. Sie sind nicht zufrieden, dieselben in tiefe Gräben zu versperren, und sie zu einer harten Gefangenschaft zu verdammen, die sich nur mit ihrem Leben endiget. Wenn der erste Frost die Zurückkehr des Winters verkündigt, so führen sie diese Sclaven auf das Feld, und zwingen sie den Vorrath wegzuführen, indem sie sich auf den Rücken legen, und die Pfoten in die Höhe recken müssen; alsdann beladen sie sie mit Heu, und ziehen diese lebenden Wagen mit dem Schwanze, so daß der Rücken dieser unglücklichen den ganzen Weg mit Blute bezeichnet.

Dieses ist eine prächtige Beschreibung, die den Ruhm der vierfüßigen Thiere nach der Absicht des Poeten sehr erhebt, wenn die Sache eben so wahr wäre, als sie wunderbar ist. Uebrigens ist der Cardinal von Polignac nicht der einzige noch der erste, der von den Bobacks oder Murmelthieren so vortheilhaft geredet

hat. Aber, sagt **Klein**, ist etwas erstaunlichers, als zu sehen, daß Thiere gegen die von ihrer eigenen Art die Rechte des Kriegs und Friedens ausüben? Denn eine Krähe hat niemals einer andern Krähe die Augen ausgehackt, und die Wölfe fressen einander nicht: übrigens haben denn die Murmelthiere Sclaven nöthig, ihre Lebensmittel zusammen zu tragen. Man weis, ohne daran zweifeln zu dürfen, daß die Murmelthiere beynah acht Monate des Jahres mit Schlafen zubringen, ohne weder Nahrungsmittel, noch Sclaven nöthig zu haben, und was die Art und Weise betrifft, wie sie sich der Gefangenen bedienen, hieße solches nicht die Ordnung der Natur umkehren, und wider die natürliche Lage und Richtung der Haare und Haut handeln, den Schwanz eines Thieres statt der Deichsel mit den Zähnen zu fassen, und Heu damit wegzuführen? es kömmt uns gerade so vor, als wenn man Pferde hinter einen Wagen spannte. Wenn die Murmelthiere ein Fuhrwerk brauchen, so sind sie im Stande, so viel als ihnen nöthig ist, zu sammlen, und dasselbe sowohl mit dem Maule als mit den Vorderpfoten wegzutragen, weil sie, wie die Bären auf den beyden Hinterfüßen gehen können. Auf diese Weise geschieht es, daß die Naturgeschichte aus Mangel an richtiger Aufklärung in Mährchen ausartet, und daß die Vorurtheile und äusserste Leichtgläubigkeit uns bisweilen weit von der Wahrheit entfernen, ob sie gleich in der Nähe kenntlich genug ist, wie wir solches täglich erfahren.

Es ist uns aber noch ein Zweifel übrig über dasjenige, was Klein oben gesagt hat; denn man siehet deutlich,

lich, daß er das gemeine Murmelthier oder die Alpenratte mit dem Ukrainischen Boback verwechselt: unterdessen unterscheidet Brisson, auf den wir uns wohl verlassen können, fünf Arten von Murmelthieren. Dasjenige, von welchem wir handeln, bewohnet die höchsten Berge. Vom Ende des Septembers an verbergen sich die Murmelthiere in der Schweiz und in Savoyen, weil die Alpen, wo sie sich aufzuhalten pflegen, sehr zeitig mit Schnee bedeckt sind. Nach dem Berichte der Jäger wohnen ihrer viele beysammen, gemeiniglich in ungleicher Zahl, fünf, sieben, neun oder zwölf; sie schlafen beynah sechs Monate, nämlich vom Herbst bis zum Frühling, und zwar so fest, daß sie kein Zeichen von Empfindung oder Bewegung von sich geben. Wenn der Winter herannahet, so führen sie Heu und Stroh in ihre Höhlen, damit sie weicher und wärmer liegen mögen: sie pflegen zwey Löcher in ihre Behältnisse zu machen, das eine höher, zum Aus- und Eingange, das andre tiefer, den Leib darinn zu reinigen. Wenn aber die Kälte zunimmt, so verstopfen sie die beyden Löcher genau; und aus der Länge dieser Verstopfungen muthmaßen die Einwohner, ob der Winter hart seyn werde, oder nicht. Die Wärme der Sonne weckt sie im Frühling auf. So oft die Murmelthiere herausgehen, Nahrung zu suchen, oder sich zu belustigen, bleibt eines beym Eingange der Höhle Schildwacht stehen, das, was vorgehet, zu beobachten, und so bald als es etwas gewahr wird, giebt es den andern durch ein sehr heftiges Geschrey Nachricht: sogleich laufen sie in Menge zu der Höhle, in welche sich die Schildwacht zuletzt begiebt. Sie verkündigen

die Abwechselung der Zeit durch ihr durchdringendes Geschrey: im Regenwetter gehen sie nicht heraus, oder während eines Ungewitters, sondern nur bey gutem Wetter. Da sie sehr starke Füße und Zehen haben, so graben sie sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit in die Erde; die Höhen laufen sie sehr schnell hinan, auf der Fläche aber gehen sie so schwer, daß ein Mensch sie im Laufen fangen kann. Unter allen wilden Thieren läßt das Murmelthier sich am leichtesten zahm machen, wofern es nur nicht alt ist, denn alsdann ist es böse und schwer zu bändigen: es lernet ohne viele Mühe alles, was man es lehren will, als tanzen, springen, sich todt stellen, seinen Herrn zu kämmen, und ihm den Kopf nach Art der Affen zu kratzen; wenn es zahm ist, so verfolgt es die Hunde, und beißt sie bisweilen hart; man muß aber Achtung geben, daß er das Hausgeräthe nicht verderbe, denn es nagt an allem, was es findet, wie die Ratten. Wenn man ihm zu fressen giebt, so nimmt es dasselbe mit den Vorderpfoten, deren es sich wie das Eichhorn bedienet, indem es sich auf den Hintern setzt. Im Felde frißt es Wurzeln, Kräuter, Früchte und auch Käfer: wenn es aber in Häusern gehalten wird, frißt es Brod, Käse, Suppe, Brey, und am liebsten Milch, wobey man es murmeln höret: deswegen, sagt Klein, ist es von den Deutschen Murmelthier genennt worden. Das Weibchen wirft drey bis vier Junge auf einmal. Uebrigens geben diese Thiere im Sommer einen starken Geruch, den man kaum ertragen kann; sie können bis zehn Jahr leben.

Alt-

Altmann, welcher einen Tractat über die Thiere auf den Schweizerbergen geschrieben, konnte nicht begreifen, wie die Murmelthiere sechs Monate nach einander schlafen können, ohne daß die Nahrung, welche sie vorher gefressen, in eine Art von Gährung oder Fäulniß übergehe, die nothwendig ihr Eingeweide angreifen müßte; er hörte aber von den Jägern, daß sie vierzehn Tage zuvor, ehe sie einzuschlafen pflegen, zu fressen aufhören, und sich den Magen und die Gedärme durch eine Menge Wasser, welches sie trinken, dergestalt reinigen, daß, wenn man sie im Winter öffnet, man nicht den geringsten Rest von Nahrungsmitteln in ihnen findet. Der lange Schlaf der Murmelthiere machte ihm einen zweyten Zweifel wegen ihres Athemholens, welches während einer Zeit von sechs Monaten das Fleisch dieser Thiere fast gänzlich verzehren müßte: man hob aber seinen Einwurf, indem man ihn versicherte, daß sie während ihres Schlafes die Schnautze in das Hintertheil des Leibes stecken, so, daß ihre Ausdünstungen wieder in den Körper zurückgehen, und nicht in die Luft verfliegen. Uebrigens aber ist es gewiß, daß die Murmelthiere im Frühlinge sehr mager sind; woher es glaublich ist, daß ihr Fett nach und nach geschmolzen, und in die Gedärme gebracht wird, und ihnen also während des Schlafs zur Nahrung dienet. Da dieses Thier den beständigen Verfolgungen der Raubvögel und der Einwohner des Landes ausgesetzt ist, so ist es beständig auf seiner Hut, und sobald es einigen Anschein der Gefahr merkt, fängt es an stark zu zischen; dieses Zischen dienet allen Mur-

melthieren, die es hören, zum Zeichen, daß sie die Flucht nehmen sollen.

Das Murmelthier heißt auf griechisch Arctomus; auf italiänisch **Marmota, Marmontana** oder **Montanella**; auf englisch **Moutain=Mouse; Mormeldiur.**

Dieses Thier enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Die Einwohner der Alpen bedienen sich desselben zur Speise; sie bereiten das Fleisch zu, wie das Schweinfleisch, indem sie es entweder einpökeln oder räuchern, und alsdann mit Kraut und Rüben kochen. Es gehöret aber ein guter Magen dazu, dasselbe zu verdauen, denn dieses Fleisch ist fett und ölicht, und folglich erzeugt es Cruditäten und dicke Säfte.

Man braucht in der Medicin das Fett des Murmelthiers; es ist erweichend, schmerzstillend und zertheilend: man rühmt es wider Nervenzufälle und die Steifigkeit der Gelenke. Es ist eines der besten Mittel, welches man äußerlich wider die Nierensteinkolik brauchen kann: man salbet die Gegend der Nieren damit; es ist auch nicht weniger nützlich wider das Seitenstechen; und **Paracelsus** machte ein Geheimniß aus folgendem Unguent, womit er die schmerzhafte Seite salben ließ.

Nimm Murmelthierfett, eine Unze; süß Mandelöl, eine halbe Unze; Rosen- und Chamillenöl, von jedem eine Drachme. Vermische alles zu einem Unguent wider das Seitenstechen.

Ovis.

Ovis.

Das Schaaf; Ovis, *Offic. Schroeder.* 303. *Bosch. Quad.* 287. *Blas.* 94. *Valent.* 125. *Herm. Cynos.* 826. *Lemer.* 644. *Dal. Pharm.* 437. *Charl. Onom.* 6. *Schwenckf. de Quad.* 57. *Gesn. de Quad.* 872. *Aldrou. de Quad. bisulc.* 370. *Ionst. de Quad.* 38. Ovis domestica, cuius mas Aries dicitur, foetus Agnus, *Raii Synops. Quad.* 73. Ovis cornibus compressis lunatis, *Linn. Faun. Suec.* 43. Aries, Ovis, Vervex, Agnus, *Klein. Quad.* 13. Aries laniger, cauda rotunda brevi, *Briss. Quad.* 74. Ovis vulgatior, *Nonnull.* franz. Brebis commune.

Der Widder, das Schaaf, das Lamm und der Schöps gehören zu einerley Geschlechte, welches die Naturkündiger das Schafgeschlecht, Genus ovinum, oder Pecus ovillum nennen. Dieses Geschlecht aber trägt den Namen des Weibes, und nicht des Mannes, ohne Zweifel, weil man vielmehr Weiber und verschnittene Männer auferziehet, als ganze Männer; denn es giebt Heerden von Schafen, und Heerden von Schöpsen; niemals aber hat man Heerden von Widdern gesehen, weil man ihrer nur so viel nöthig hat, als zur Befruchtung der Weiber erfordert werden. Diese Thiere sind allzubekannt, als daß man nöthig hätte, sie zu beschreiben, wenn man den meisten Naturforschern glaubt. Es ist aber nur ein Vorwand, dessen sich die Faulheit bedient, um sich die Arbeit zu ersparen; denn daher kömmt es, daß die gemeinsten Thiere am wenigsten bekannt sind. Gerard Blasius,

welchen **Bernhard Valentini** zum Theil ausgeschrieben, hat uns eine sehr weitläuftige anatomische Beschreibung des Schafes hinterlassen: wir finden aber nichts, was sowohl in Ansehung der Anatomie als der Naturgeschichte des Thiers besser sey, als das, was **Daubenton** und **Büffon** im fünften Bande ihrer Histoire Naturelle génerale et particulière davon gesagt haben.

Wenn man, sagt **Daubenton**, den Widder und den Stier nach dem äußerlichen Ansehen beurtheilet, so findet man nur eine geringe Aehnlichkeit unter diesen beyden Thieren; wenn man aber die innern Theile untersucht, so erstaunt man, nur einen geringen Unterschied darinnen anzutreffen, und man siehet deutlich, daß sie in ihrer Conformation, etwas weniges ausgenommen, einander sehr gleich sind. Denn wenn man die Eingeweide des Widders mit des Stieres seinen vergleicht, so siehet man, daß der eine von dem andern hierinn eben so wenig unterschieden ist, als der Esel vom Pferde, ausgenommen die Größe. Unterdessen ist das Skelet des Widders, mit dem vom Stiere verglichen, nicht nur kleiner, sondern auch verschiedentlich proportionirt. Aus dieser Ursache sind diese Thiere äußerlich einander so wenig ähnlich, daß, wenn der Widder auch an statt der Wolle mit Haaren bedeckt wäre, wie der Stier, er diesem dennoch in Ansehung der Gestalt des Körpers nicht ähnlich seyn würde; er würde allezeit einen kleinen Kopf, eine schmale Schnautze, einen kurzen Hals und lange Hörner und Schenkel haben, in Vergleichung des Stiers. Die

gewöhn-

gewöhnlichste Farbe der Widder, Schöpse und Schaafe ist weißlich; es giebt aber auch viele schwarzbraune, wie auch schwarz und weiß gefleckte. Alle diese Thiere sind mit Wolle bedeckt, welche eine Art von Haare ist, die aber von des Pferdes, Esels und Ochsens seinen sehr unterschieden ist. Die Wolle besteht aus starken, aber sehr biegsamen Fasern, weich und fett anzufühlen, und auf solche Art gewunden, daß ein Flöckchen gekräuselte Wolle, funfzehn Linien lang, sich bis auf drey Zoll und drey Linien ausdehnen läßt: auf dem Rücken, an den Seiten des Halses, des Bauches und der Schultern, ist diese Wolle weniger gekräuselt und länger; auf der äußern Seite der Schenkel aber, und auf dem Schwanze ist sie härter, dicker und beynah glatt. Die Physionomie dieser Thiere kann man auf den ersten Anblick entscheiden; die Augen sind groß, und stehen weit von einander ab; die Hörner sind gelblich, und gehen anfangs ein wenig in die Höhe, alsdann krümmen sie sich vor und seitwärts, verlängern sich nach unten und nach vornen, und schlagen sich endlich oben und ein wenig seitwärts zurück. Die Hörner, welche ich an einigen Schafen gesehen, hatten beynah eben dieselbe Richtung, wie bey den Widdern. Obgleich die Hörner an diesen Thieren zu ihrer Vertheidigung sehr unvortheilhaft gestellt sind, so scheinen doch die Schaafe ohne Hörner, die Schöpfe und Lämmer schwächer und dümmer, als die Widder und Schaafe, denen die Hörner nicht mangeln. Ueberhaupt bemerkt man an den Thieren dieser Art weder Geschicklichkeit, noch Stärke, noch Muth; ihr Körper stellt eine unförmliche Masse vor, die auf

vier steifen Schenkeln ruhet; die vordersten sind gerade, wie Stöcke, und die hintersten gekrümmt, so, daß der hohle Theil vorwärts siehet. Wenn es geschieht, daß die Widder sich erboßen, und zum Streite geschickt machen, so zeigt ihre erste Bewegung vielmehr Furcht und Kleinmüthigkeit an, als Hitze und Muth; sie hängen den Kopf, und stehen unbeweglich gegen einander; endlich nähern sie sich und stoßen einander mit der Stirne und dem untersten Theile der Hörner hart und zu wiederholten malen. Sie haben keine andre Kunst sich zu vertheidigen, oder einander anzufallen, als daß sie die Stirne den Stößen entgegen halten, oder selbst mit der Stirne stoßen; und in dem hartnäckigsten Streite ist ihr Auge ohne Feuer, und das Maul und die Ohren bleiben fast ohne Bewegung.

Wir wollen itzt zu der Naturgeschichte des Schaafs gehen. Man kann nicht zweifeln, sagt Büffon, daß die wirklich zahmen Thiere nicht zuvor wild gewesen sind; diejenigen, deren Historie wir beschrieben, haben den Beweis davon gegeben, und man findet noch heut zu Tage wilde Pferde, Esel und Stiere. Aber der Mensch, welcher sich so viele Millionen einzelne Geschöpfe unterworfen hat, kann sich nicht rühmen, eine einzige ganze Art unter das Joch gebracht zu haben. Da alle geschaffen worden sind, ohne daß der Mensch Theil daran gehabt hätte, kann man da nicht glauben, daß alle den Befehl bekommen, zu wachsen, und sich zu vermehren, ohne sein Zuthun. Jedoch, wenn man auf die Schwäche und Dummheit des Schaafes Ach-

tung

tung giebt; wenn man zugleich erwägt, daß dieses Thier ohne Vertheidigung sein Heil nicht einmal in der Flucht finden kann; daß alle fleischfressende Thiere seine Feinde sind, die es vorzüglich aufsuchen, und es aus Geschmack zu fressen scheinen; daß übrigens diese Art wenig hervorbringt, und daß jedes einzelne Geschöpf davon nur kurze Zeit lebte: so könnte man versucht werden, zu vermuthen, daß das Schaf von Anfang her der Obsicht des Menschen anvertrauet worden, daß es den Schutz desselben nöthig gehabt hat, und die Wartung, um sich zu vermehren, weil man in der That keine wilde Schaafe in den Wüsten findet; weil ferner an allen Orten, wo der Mensch nicht herrscht, der Löwe, der Tiger, der Wolf, durch die Stärke und Grausamkeit herrschen; weil diese blutdürstigen Thiere länger leben, und sich alle viel häufiger vermehren, als das Schaaf; und weil endlich, wenn man die zahlreichen Heerden dieser Art, die wir so sehr vermehrt haben, noch itzt in den Wäldern irren ließe, sie vor unsern Augen bald ausgerottet seyn, und die ganze Art durch die Menge und Gefräßigkeit der feindlichen Arten vernichtet werden würde. Es scheinet daher, daß diese Art von Thieren nur vermittelst unsrer Hülfe und unsrer Sorgfalt für sie bisher gedauert hat, noch itzt dauert, und noch künftig dauern wird; und es ist wahrscheinlich, daß sie durch sich selbst nicht bestehen würde. Das Schaf ist ganz und gar ohne eigene Hülfe und Vertheidigung; der Widder hat nur schwache Waffen, sein Muth ist für ihn selbst nur eine unnütze Verwegenheit, und andern beschwerlich, und man benimmt ihm denselben vermit-

telst der Castration. Die Schöpse sind noch furchtsamer, als die Schafe; es geschieht aus Furcht, daß sie sich so oft in Heerden versammlen; das geringste ausserordentliche Geräusch ist vermögend, sie so zu erschrecken, daß sie sich dicht an einander drängen, und diese Furcht ist mit der größesten Dummheit begleitet; denn sie wissen die Gefahr nicht zu fliehen; sie bleiben, wo sie sich befinden, im Regen, im Schnee, hartnäckig stehen, und um sie zu bewegen, den Ort zu verändern, und sich auf den Weg zu machen, müssen sie einen Anführer haben, den man abrichtet, voran zu gehen, und dessen Bewegungen die andern Schritt vor Schritt folgen. Dieser Anführer würde selbst mit sammt der Heerde auf eben dem Platze ohne Bewegung stehen bleiben, wofern er nicht von dem Hirten getrieben, oder von einem Hunde in Bewegung gesetzt würde, welcher in der That für ihre Sicherheit wacht, sie beschützt, lenket, trennet, zusammentreibet, und ihnen die Bewegungen, welche ihnen fehlen, mitzutheilen weis. Die Schöpse sind daher unter allen vierfüßigen Thieren die dümmsten, und haben die wenigste Macht und den geringsten Instinkt sich zu helfen. Die Ziegen, welche ihnen in so vielen andern Absichten ähnlich sind, haben vielmehr Empfindung; sie können ihren Weg verfolgen, die Gefahr vermeiden, sich mit den neuen Gegenständen leicht bekannt und gemein machen; da hingegen das Schaaf weder zu fliehen noch sich zu nähern weis; wie nöthig dasselbe auch Hülfe haben mag, so kömmt es doch nicht gern zu dem Menschen, wie die Ziege, und was in diesen Thieren der höchste Grad der Furchtsamkeit oder der Unempfindlichkeit zu seyn

scheinet,

scheinet, ist dieses, daß es sich sein junges Lamm entführen läßt, ohne dasselbe zu vertheidigen, ohne zu widerstehen, ohne sich zu erzürnen, oder seinen Schmerz durch ein von seinem gewöhnlichen Blöken unterschiedenes Geschrey zu erkennen zu geben.

Dieses Thier aber, so verächtlich es auch an sich selbst, und so sehr es der Empfindung beraubt ist, ist dennoch für den Menschen dasjenige, dessen Nützlichkeit die unmittelbarste und ausgebreiteste ist; es ist einzig und allein zu den vornehmsten Bedürfnissen und Nothwendigkeiten der Menschen hinlänglich; es reicht ihnen zugleich Nahrung und Kleider dar, die besondern Vortheile ungerechnet, die man aus dem Fette, der Milch, dem Fell, den Gedärmen, den Knochen und dem Miste dieses Thieres ziehen kann, welchem die Natur, so zu reden, nichts eigenes geschenket hat, als bloß, um es dem Menschen wieder zu geben. Die Liebe, welche in den Thieren die lebhafteste und durchgängigste Empfindung ist, scheinet dem Widder allein einige Lebhaftigkeit zu geben; er wird muthwillig, fängt mit den andern Widdern Streit an, bisweilen fällt er selbst den Hirten an; das Schaaf aber, ob es gleich in der Brunst ist, scheinet deswegen nicht muthiger, nicht bewegter zu seyn; es hat nur so viel Instinkt, als nöthig ist, dem Widder die Annäherung nicht zu verweigern, seine Nahrung zu suchen, und sein Lamm zu erkennen. Der Instinkt ist um so viel sicherer, je maschinenmäßiger er ist, und so zu sagen, je angebohrner; das junge Lamm sucht selbst unter einer zahlreichen Heerde die Zizen seiner Mutter, und findet diesel-

ben auch, ohne jemals fehl zu gehen. Man sagt auch, daß die Schöpse gegen die Annehmlichkeiten des Gesangs empfindlicher sind, und beym Klange der Schallmey fett werden; man sagt aber auch mit mehrerm Grunde, daß die Musik dem Schäfer zum Zeitvertreibe dienet, und daß man den Ursprung derselben dieser müßigen und einsamen Lebensart zu verdanken habe. Diese Thiere, deren Naturell einfältig ist, haben auch eine sehr schwache Leibesbeschaffenheit; sie können nicht lange Zeit gehen, durch die Reisen werden sie schwach und mager; so bald sie laufen, schlägt ihnen das Herz, und es fehlt ihnen am Athem; die große Hitze ist ihnen eben so beschwerlich, als die Nässe, die Kälte und der Schnee; sie sind vielen Krankheiten unterworfen, davon die meisten ansteckend sind; sie sterben zuweilen für Ueberfluß des Fettes, und das allzuviele Fett verhindert die Schafe sich zu vermehren; sie werfen oft zu frühzeitig, und haben mehr Sorgfalt und Wartung nöthig, als keines von den andern zahmen Thieren. Wenn das Schaaf bald gebähren will, so muß man es von der Heerde absondern, und ihm zu Hülfe kommen, wenn es gebiert; so bald es von der Frucht befreyet ist, stellt man es gerad auf die Füße; zu gleicher Zeit zieht man die Milch aus den Zitzen der Mutter, weil die erste Milch verdorben ist, und dem Lamme schädlich seyn würde; man wartet daher, bis sich neue Milch gesammlet hat, ehe man das Lamm saugen läßt; man hält dieses warm, und schließt es drey bis vier Tage nebst der Mutter ein, damit es dieselbe kennen lerne. Das Mutterschaaf muß in dieser Zeit, um seine Kräfte wieder herzustellen, mit

gutem

gutem Heu und gemahlener Gerste, oder mit Kleyen und etwas Salz gefüttert werden, oder man giebt ihm laues Wasser mit ein wenig Mehl, Weitzen-Bohnen oder Hirsenmehl zu saufen; nach vier oder fünf Tagen kann man es wieder zu der ordentlichen Lebensart nach und nach gewöhnen, und es mit den andern auf die Weide treiben; nur muß man es nicht zu weit führen, damit die Milch sich nicht erhitze. Nach einiger Zeit, wenn das Lamm stark geworden, kann es der Mutter auf die Weide folgen. Man verkauft gemeiniglich dem Fleischer alle Lämmer, welche schwach scheinen, und behält nur die stärksten, fettesten, und welche die meiste Wolle haben; die erstgebohrnen Lämmer sind niemals so gut, als die folgenden.

Wenn die Widder, Schaafe und Schöpse ein Jahr alt sind, so verlieren sie die beyden Zähne der untern Kinnlade; es fehlen ihnen, wie bekannt ist, die einschneidenden Zähne an der obern. Das Alter des Widders erkennt man an den Hörnern; sie kommen im ersten Jahre, oftmals auch von der Geburt an zum Vorschein, und wachsen alle Jahre einen Ring größer bis zum Ende des Lebens. Gemeiniglich haben die Schaafe keine Hörner, sondern nur knochichte Erhebungen auf dem Kopfe, an eben den Stellen, wo die Hörner bey den Widdern wachsen. Es giebt aber doch einige Schaafe, welche zwey und so gar vier Hörner haben: Diese Schaafe gleichen den andern, ihre Hörner sind fünf bis sechs Zoll lang, und weniger gewunden, als der Widder ihre; wenn sie vier Hörner haben, so sind die beyden äußern kürzer als die andern beyde.

Ein schöner und guter Widder muß einen starken und großen Kopf haben, eine breite Stirne, große und schwarze Augen, große Ohren, einen dicken Hals, einen langen und hohlen Körper, große Geilen und einen langen Schwanz: die besten unter allen sind die weissen, und welche viel Wolle tragen.

Das Schaaf giebt sieben bis acht Monate lang Milch, und in großer Menge; diese Milch ist eine sehr gute Nahrung für die Kinder; es werden auch sehr gute Käse daraus gemacht, besonders wenn man sie mit Kuhmilch vermischt. Die Stunde, wenn die Schaafe gemolken werden können, ist unmittelbar vor der Austreibung auf die Weide, oder gleich, nachdem sie von der Weide gekommen; im Sommer können sie täglich zweymal, und im Winter einmal gemolken werden. Die Schaafe werden zu der Zeit fett, wenn sie trächtig sind, weil sie alsdann mehr als zu andern Zeiten fressen, und da sie öfters unzeitig gebähren, werden sie bisweilen unfruchtbar, und bringen sehr oft Mißgeburten: jedoch wenn sie sorgfältig gewartet werden, so können sie während ihres ganzen Lebens, das ist, zehn bis zwölf Jahre tragen.

Das Fleisch des Widders mag so fett seyn als es kann, so ist es doch allezeit eine schlechte Speise; das Schaaffleisch ist weichlich und unschmackhaft, da hingegen das Schöpsenfleisch das saftigste und beste unter allen gemeinen Arten des Fleisches ist. Diejenigen, welche eine Heerde Schaafe halten, und Nutzen davon ziehen wollen, kaufen Schaafe und Schöpse von achtzehn Monaten oder zwey Jahren; man kann ihrer hun-

hundert der Führung eines Schäfers anvertrauen; wenn dieser wachsam ist, und einen guten Hund hat, so werden ihm wenige verlohren gehen; er muß vor ihnen hergehen, wenn er sie aufs Feld führet, und sie gewöhnen seine Stimme zu kennen. Die Seiten der Ufer und erhabnen Flächen auf den Hügeln sind die Oerter, welche ihnen am zuträglichsten befunden werden; man vermeidet, sie auf niedrigen, feuchten und sumpfichten Orten weiden zu lassen. Da die allzugroße Hitze ihnen sehr beschwerlich ist, und die Sonnenstralen ihnen den Kopf schwindlicht machen, so thut man wohl, sie des Morgens an Gegenden zu führen, welche gegen Sonnenuntergang liegen, damit sie im Schatten weiden können. In trocknem Boden und auf erhabenen Orten, wo Quendel und andre wohlriechende Kräuter häufig wachsen, ist das Schöpsenfleisch von weit besserer Beschaffenheit, als in den niedrigen Flächen und feuchten Thälern, es müßte denn seyn, daß diese Flächen sandicht wären, und nahe an der See lägen, weil daselbst alle Kräuter salzicht sind, und das Schöpsenfleisch nirgends so gut ist, als in diesen salzichten Gegenden; die Schaafmilch ist daselbst auch in größerer Menge und von besserem Geschmack. Nichts reizt den Appetit dieser Thiere so sehr, als das Salz, es ist ihnen auch nichts gesünder, wenn es ihnen mäßig gegeben wird; und in einigen Gegenden hängt man in den Schaafställen einen Sack mit Salz oder ein Stück Steinsalz, woran sie alle lecken gehen.

Nichts trägt zur Mästung der Schöpse mehr bey, als wenn sie eine große Menge Wasser saufen, und

nichts ist der Mästung so schädlich, als die Sonnenhitze; daher muß man sie gegen acht oder neun Uhr des Morgens wieder in den Stall treiben, und ihnen Salz geben, um ihnen Lust zum saufen zu machen; um vier Uhr des Nachmittags muß man sie zum zweytenmal auf das Feld führen, und zwar auf die kühlsten und feuchtesten Weiden. Diese geringe Sorgfalt, wenn sie zwey oder drey Monate lang beobachtet wird, ist hinlänglich, den Schöpsen das beste Ansehen zu geben, und sogar sie so fett zu machen, als sie es werden können. Dieses Fett aber, welches von dem vielen Wasser herrühret, ist nur eine Art von Geschwulst, woran die Schöpse in kurzer Zeit sterben würden, wofern sie nicht sogleich geschlachtet würden; das Fleisch selbst, weit gefehlt, daß es derb und saftig wäre, ist oft desto unschmackhafter; man muß also, wenn man ein gutes Fleisch haben will, ihnen nicht zu viel Wasser geben, sondern sie auch mit saftigerem Futter, als das Gras ist, versorgen.

Man findet oft Würmer in der Leber dieser Thiere; die Beschreibung dieser Würmer in den Schöpsen- und Ochsenlebern findet man im Journal des Sçavans, Année 1668. und in den Ephemerid. Germ. Tom. 5. ann. 1675. 1676. Man glaubte, diese besondern Würmer fänden sich nur in der Leber der wiederkäuenden Thiere; aber Daubenton hat dergleichen auch in der Leber des Esels gefunden, und es ist wahrscheinlich, daß man ihrer auch in diesem Eingeweide bey vielen andern Thieren finden würde. Man giebt aber auch vor, Schmetterlinge in der Le-

ber

ber der Schöpse gefunden zu haben. In einem Briefe des Gachet de Beaufort, eines Arztes zu Montier, wird folgende Nachricht gegeben: Man hat seit langer Zeit bemerkt, daß die Schöpse, (welche auf den Alpen die besten in ganz Europa sind) bisweilen zusehends mager wurden, die Augen waren weiß, das Blut wäßricht, fast ohne einigen rothen Theil, die Zunge trocken, die Nase voll gelblichen und eiterhaften Schleims; sie wurden äußerst schwach, ob sie gleich viel fraßen, und endlich kam ihre ganze thierische Oekonomie in Verfall.

Nach vielen genauen Untersuchungen ist man gewahr worden, daß diese Thiere weiße Schmetterlinge von der Größe der Seidenwürmer in der Leber hatten: mehr als siebenzig solcher Schmetterlinge, die ich aus den beyden Lappen herausdrückte, überzeugten mich von der Wahrheit der Sache; man hat dergleichen Insekte nur in den Blutadern, niemals aber in den Pulsadern bemerkt, man hat auch kleine Insekten nebst kleinen Würmern in dem Gallengange gefunden. Die Pfortader und die Kapsel des Glissons waren so weich, daß sie dem geringsten Berühren nachgaben. Die Lungen und andern Eingeweide waren gesund.

Es wäre zu wünschen, daß Beaufort uns eine genauere Beschreibung dieser Schmetterlinge gegeben hätte, um den Zweifel zu benehmen, welchen man haben muß, daß diese Insekten die gewöhnlichen Würmer der Schöpsenleber sind, welche sehr platt, breit, und von einer so besondern Figur sind, daß man sie

bey dem ersten Anblicke vielmehr für Blätter als für Würmer halten würde.

Alle Jahre wird den Schöpsen, Schaafen und Lämmern die Wolle abgeschoren; in den warmen Ländern, wo man nichts befürchtet, wenn man diese Thiere ganz nackend macht, schneidet man die Wolle nicht weg, sondern reisset sie ab, und dieses geschiehet oft jährlich zweymal; in den kalten Ländern aber begnügt man sich des Jahrs nur einmal mit großen Scheeren die Wolle abzuschneiden, und läßt den Schöpsen noch einen Theil davon, um sie vor der kalten Witterung zu verwahren. Diese Wollschur geschieht im Monat May, und um die Wolle so rein als möglich zu machen, werden die Schöpse zuvor wohl geschwemmt; im April ist es noch zu kalt dazu, und wenn man bis auf den Junius und Julius warten wollte, so würde die Wolle während des übrigen Sommers nicht genugsam wachsen, diese Thiere im Winter vor der Kälte zu schützen. Die Wolle der Schöpse ist gemeiniglich häufiger und besser, als die von den Schaafen, die um den Hals und auf dem Rücken ist von der besten Beschaffenheit, die von dem Bauche und Schwanze ist nicht so gut, und diejenige, welche den todten oder kranken Thieren abgeschoren wird, ist die schlechteste. Man zieht auch die weiße Wolle der grauen, braunen und schwarzen vor, weil sie alle Arten von Farben annehmen kann.

Die Alten haben gesagt, alle wiederkäuende Thiere hätten Schmeer; dieses ist aber eigentlich nur von der Ziege und dem Schöpse wahr; das Schöpsenschmeer

fenschmeer ist auch in größrer Menge und weisser, derber und von besserer Eigenschaft, als jedes andre. Das Fett ist vom Schmeer darinn unterschieden, daß es allezeit weich bleibt, an statt, daß das Schmeer sich verhärtet, indem es kalt wird. Das Schmeer sammlet sich vornehmlich um die Nieren in großer Menge, und die linke Niere ist allezeit mehr damit bedeckt, als die rechte; es sammlet sich auch vieles im Netze und um die Gedärme; aber dieses Fett ist bey weitem nicht so derb, noch so gut, als das von den Nieren, dem Schwanze und den andern Theilen des Körpers. Die Schöpse haben kein andres Fett, als das Schmeer, und diese Materie findet sich so durchgängig in ihrem Körper ausgebreitet, daß auch das äußerste des Fleisches damit versehen ist; das Blut selbst enthält eine ziemlich große Menge davon, und die Saamenfeuchtigkeit ist damit so beladen, daß sie von einer ganz andern Consistenz zu seyn scheinet, als bey andern Thieren. Die Saamenfeuchtigkeit der Menschen, der Hunde, Pferde, Esel und wahrscheinlicher Weise aller Thiere, welche kein Schmeer haben, wird durch die Kälte flüssig, verdünnt sich an der Luft, und wird um desto flüssiger, seit je längerer Zeit sie aus dem Körper des Thieres gekommen; bey dem Widder aber, und wahrscheinlich auch bey dem Bocke und den andern Thieren, welche Schmeer haben, wird diese Feuchtigkeit, an statt, daß sie sich an der Luft verdünnen sollte, hart wie das Schmeer, und verliert durch die Wärme alle ihre Flüßigkeit. Ich habe diesen Unterschied bemerkt, indem ich diese Saamenfeuchtigkeit durch das Vergrösserungsglas betrachtet; die vom Widder verdickt

sich einige Secunden, nachdem sie aus dem Körper gekommen, und wenn man die lebenden organischen Theilchen, welche darinn in erstaunender Menge enthalten sind, entdecken will, so muß man das, worauf das Object gelegt wird, erwärmen, um die Saamenfeuchtigkeit in der Flüßigkeit zu erhalten.

Der Geschmack des Schöpsenfleisches, die Feinheit der Wolle, die Menge des Schmeeres, und selbst die Größe und Dicke des Körpers dieser Thiere, sind nach Beschaffenheit der Länder sehr verschieden. Die italiänische spanische und englische Wolle ist feiner, als die französische und deutsche.

Die Thiere mit langen und breiten Schwänzen, welche in Afrika und Asien gemein sind, und die von den Reisenden die Schaafe aus der Barbarey genennt werden, scheinen eine von unsern Schaafen verschiedene Art zu seyn. Weil die weiße Wolle weit höher geschätzt wird, als die schwarze, so duldet man fast nirgends die schwarzen oder gefleckten Lämmer; jedoch giebt es Oerter, wo beynah alle Schaafe schwarz sind, und man sieht öfters, daß von einem weißen Widder und weißen Schaafe schwarze Lämmer hervorgebracht werden.

Wir haben geglaubt, die Naturgeschichte des Schaafes, welche Büffon mit solcher Richtigkeit und Schönheit beschrieben, etwas ausführlicher abzuhandeln. Gesner und Aldrovandus zeigen über diese Materie eine sehr weitläuftige Gelehrsamkeit.

De Perce hat sich vor kurzer Zeit vorgesetzt, eine Wartung der wolletragenden Thiere festzusetzen, vermittelst welcher die Schöpse von den meisten Krankheiten, denen sie gemeiniglich unterworfen sind, befreyet bleiben, und die Schaafe die Veränderungen der Luft und der Jahrszeiten leichter vertragen sollten; die Zucht, welche von ihnen hervorgebracht würde, sollte mehr Fleisch, eine schönere, feinere und häufigere Wolle, wie auch größere und stärkere Häute haben. Dieses Unternehmen aber, von welchem man eine so schöne Hoffnung gefaßt hatte, hat keinen glücklichen Erfolg gehabt, und der Herr de Perce, welchem eine unzählige Menge Schöpse umgekommen sind, hat sich genöthigt gesehen, sich aller wolletragenden Thiere, die ihm übrig geblieben waren, zu entschlagen.

Man findet sehr oft in dem Magen der Schöpse und Schaafe eine Kugel von der Größe eines Apfels, welche inwendig mit Wolle, Mooß u. s. w. erfüllt, auswendig aber mit einer grauen und harten weinsteinartigen Rinde überzogen ist. Ich besitze eine davon, die ich aus Norwegen erhalten, und die in meiner Sammlung unter dem Namen Tophus ovinus Norwagicus befindlich ist. Diese Kugeln formiren sich ohne Zweifel aus der Wolle und andern verdauten Sachen, welche die Schöpse und Schaafe aus Mangel einer andern Nahrung fressen, und die runde Figur dieser Kugeln kömmt theils von der beständigen Bewegung des Magens her, wodurch dergleichen fremde und unverdauliche Materien beständig

dig zusammen gedrückt, und hin und her getrieben werden. Die Rinde oder Schaale kömmt von dem Schleim im Magen her, welcher diese Materien umgiebt.

Man findet in dem Journal étranger, vom Monat Februar 1755 einen Unterricht über die Methode, die beste Art von Schaafen aufzuziehen und zu warten, von Herrn Hastfer. Die Schriften des Varro, Columella, und des unsterblichen Verfassers der Georgicorum, sind heut zu Tage in Ansehung des Ackerbaues und aller einzelnen Stücke der Landwirthschaft das, was die Entdeckungen der Physikverständigen ebenderselben Zeit für die unsrigen sind; nämlich, da die alten Schriftsteller die ersten gewesen, welche ihre Kenntnisse in eine Methode gebracht, so haben sie nur den Grund zu einer Kunst gelegt, deren Vollkommenheit ihren Nachkommen aufbehalten war. So ist es mit allen den neuen Einsichten beschaffen, deren Fortgang von der Erfahrung abhängt. Wenn wir diejenigen, welche von unsern Vorgängern auf uns gekommen sind, vollkommner gemacht haben, so können wir vermuthen, daß die Nachkommenschaft die unsrigen vollkommner machen wird. Unter den Bemühungen so vieler geschickten und eifrigen Bürger, welche gleichsam wetteifernd ihre Einsichten, ihre Talente und Kräfte anwenden, die nordischen Länder in einen blühenden Zustand zu setzen, und den Einwohnern dieser großen Reiche, die Vortheile des Landes, die der Himmel demselben zugetheilt hat, zu verschaffen, unter diesen Bemühungen ist diejenige eine

der

der nützlichsten, welche der Chevalier zu Verbesserung der Schaafzucht in Schweden angewandt, um die Sorgfalt und Wartung, welche diese Thiere fodern, den Eigenthümern vortheilhafter zu machen. Er formirte dieses wichtige Project, nachdem er in Erwägung gezogen, daß die Engländer viele hundert Millionen durch die Einführung der spanischen Widder in ihr Land gewonnen haben. Das Salz, welches die Schaafe lieben, und das ihnen sehr zuträglich ist, ist in Schweden sehr gemein. Weit gefehlt, daß ein vorgegebner Mangel der Wärme ihnen schädlich seyn sollte, so hat die Erfahrung gezeigt, daß man, den spanischen und englischen Schaafen in Schweden fortzuhelfen, sie im Sommer vor der Sonnenhitze durch den Schatten, und im Winter durch andre Mittel zu schützen. Da die Erfahrung den Herrn Alstrom gelehret, daß bey diesen Thieren die Mütter zu der Güte der jungen Zucht nichts beytragen, so ließ er Widder aus Spanien und England kommen, die Schaafe in Schweden damit zu belegen. Der Vorzug dieser ausländischen Widder besteht in der größern Menge und bessern Beschaffenheit ihrer Wolle. Die spanischen Widder haben etwas weniger Wolle, als die englischen, aber sie ist von besserer Eigenschaft. Anfangs bildete man sich ein, daß die Bemühungen des Herrn Alstrom ohne Nutzen seyn würden; er richtete aber, ohne den Muth sinken zu lassen, zu Hoyenterp und Berga, nicht nur große Schäfereyen auf, sondern auch Schäferschulen, wo seit einigen Jahren junge Leute diese Beschäfftigung methodisch lernen. Das ganze Königreich ist diesem Beyspiele gefolgt;

gefolgt; man wählt durchgängig Schäfer, welche die andern zu unterrichten fähig sind. Um zu verhindern, daß die fremde Race nicht ausarte, so läßt man von Zeit zu Zeit fremde Widder aus den besten Provinzen Spaniens und Englands kommen.

Hastfer beschreibt hierauf die Naturgeschichte der Schaafe. Diese Thiere haben ein phlegmatisches Temperament; ihr schwaches Gehirn kann weder die brennende Sonnenhitze, noch das Schrecken vertragen. Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft, und bringen öfter, als jede andre Art von Thieren, Mißgeburten zur Welt; sie sind auch mehreren Krankheiten unterworfen; sie leben selten über zwölf Jahr, und gegen dieses Alter verlieren sie die Zähne. Man kann die Schaafe belegen lassen, wenn sie achtzehn Monate alt sind, wenn man aber wartet, bis sie etliche Jahre alt geworden, so bekömmt man viel stärkere Lämmer.

Die Schaafe erschrecken sehr vor dem Feuer, wenn sie trächtig sind, und die Wolle der Lämmer wird davon roth. Ein Widder ist für funfzehn Schaafe genug. Die isländischen Schaafe haben sechs bis acht Hörner. Es geschieht in der zwoten Zeugung, daß die deutschen Schaafe, mit spanischen und englischen Widdern, Lämmer von dergleichen Race hervorbringen. Die Abkömmlinge der schwedischen Schaafe veredlen sich erst bey der dritten Zeugung. Aus einer Vorsichtigkeit, welche der Natur wenig gemäß, aber die Reinlichkeit der Wolle zu erhalten, sehr dienlich ist, räthet der Verfasser, daß man den Lämmern

gegen

gegen das Alter von zween Monaten den Schwanz abschneiden soll.

Diese Thiere sind einer Art von Pest unterworfen, die mit Geschwulsten begleitet ist, und oft eine große Anzahl derselben aufreibt; sie werden außerdem mit noch vielen andern Krankheiten behaftet, in deren Betrachtung Hastfer sich die Observationen des Sauvages zu Nutze macht. Der Verfasser kömmt alsdann auf die sorgfältige Wartung, welche die Schaafe im Sommer und Winter erfordern. Er räth hauptsächlich, sie nicht weiden zu lassen, wenn Thau gefallen ist. Er merkt bey dieser Gelegenheit an, daß die wilden besser als die zahmen kennen, was ihrer Gesundheit zuträglich ist; und diese haben diesen Instinct weniger nöthig, weil die Vorsicht sie gleichsam der Hut der Menschen überlassen hat. Man muß den Schaafen allezeit Schatten wider die Mittagshitze zu verschaffen suchen. Die trocknen Hecken, wobey ein wenig Holz ist, sind die besten Weiden für sie. Die kürzlich abgemähten Felder sind ihnen eine allzu nahrhafte Weide; denn es kömmt viel darauf an, sie zu verhindern, daß sie nicht allzu geschwind fett werden: sie müssen gutes Flußwasser haben, und man muß sie nicht zu oft trinken lassen. Der Verfasser handelt ferner weitläuftig von der Art und Weise, wie man den Schaafen Salz geben soll. Er will, die Ställe dieser Thiere sollen auf einem trocknen und erhabenen Boden stehen, und groß genug seyn, daß sie vielmehr kalt als warm seyn mögen. Für dreyßig Schaafe z. E. will er einen Stall von ungefähr zwanzig Fuß lang, und neun oder

zehn Fuß hoch. Er verlangt auch Fenster und Dachlöcher darein. Zum Futter der Schaafe rühmt er das Erbsenstroh und Heckerling, alle Arten von Baumblättern, selbst die von den Fichten, nebst ein wenig Heu. Das warme Wasser, welches man an gewissen Orten in Deutschland den zahmen Thieren für sehr zuträglich hält, ist den Schaafen keinesweges dienlich. Die Schaafe, welche jährlich nur einmal geschoren werden, sind besser, als die man zweymal schieret: deswegen hat der Churfürst zu Brandenburg, Johann Georg, ausdrücklich verboten, Schaafe von dieser letztern Art zu halten. Die spanischen und englischen Schaafe leiden es nicht, daß man sie bade, welches jedoch den schwedischen und deutschen vortheilhaft seyn soll. Man muß dazu, wenn es möglich ist, ein helles Wasser brauchen, welches über Sand fließt: ein salzichtes Wasser würde schädlich seyn. Bey der Schaafschur muß man eine besondre Sorgfalt brauchen, die verschiedenen Sorten der Wolle wohl von einander abzusondern, nämlich, die von den spanischen, englischen und deutschen Schaafen, die von den Widdern, Schöpsen, Schaafen und Lämmern; endlich die von dem Rücken, den Füßen und Schultern. Die feine Wolle kann nur mit vieler Mühe gereinigt werden: man reinigt sie in Wasser und Urin, von jedem die Hälfte genommen, und rührt sie darinn um. Wenn die Wolle an feuchten Orten liegt, so wird sie roth, und es kommen Würmer hinein. Man muß nur diejenigen Schaafe melken, welche eine schlechte Wolle tragen. Viele große Herren in Spanien halten bis auf sechzig tausend Schaafe, welche sie

einem

einem Oberschäfer anvertrauen, unter dem wieder andre Schäfer stehen. Nach dem Beyspiele der orientalischen Völker machen sich diese Herren ein Vergnügen daraus, mit ihrer ganzen Familie bey der Schaafschur zu seyn. Der Schäfer muß ein Instrument spielen können; denn die Schaafe hören die Musik gern, und werden davon munter. Endlich beschließt der Autor seinen Tractat mit dem medicinischen Theile, wo er von den Mitteln wider die Krankheiten der Schaafe redet. Er preist unter andern ein Pulver sehr an, welches aus einem Ameishaufen besteht, den man im Herbst nebst den Ameisen, mit Mastixblättern und Holzreisern im Ofen trocknen läßt, worauf man es zu Pulver macht, und dieses in einem Gefäß, worinnen Salz gelegen hat, zum Gebrauch aufhebt: wenn man dieses Pulver den Schaafen giebt, so vermischt man es mit Salz und Haber. Man hat gefunden, daß die Schaafe, welche durch dieses Pulver im Jahr 1746 von einer Seuche kurirt worden, an der Leber keinen Schaden erlitten, sondern sie sehr gesund erhalten hatten; dahingegen dieses Eingeweide bey andern Schaafen, welche dieses Pulver nicht bekommen hatten, voller Wasserblasen war. Wenn man Salz in Menschenharn auflöst, so dienet es den Schaafen zu einem Brechmittel; Spießglas oder Schwefel mit Bierhefen vermischt, ist ihnen eine Purganz. Häfer rühmt und räth auch sehr den täglichen Gebrauch des aus vielerley Ingredienzien zusammengesetzten Pulvers, welches in Deutschland das pommerische Pulver genennt wird. Endlich handelt er sehr weitläuftig von den Pocken der

Schaa-

Schaafe. Wenn diese Krankheit sie im Frühling anfällt, so will er, man soll sie mit einer Vermischung von Toback, Oel und Alaune reiben: im Sommer zieht er das Oel vor, worinn man Erlenblätter gekocht hat.

Der Widder heißt auf ebräisch Eel, auf griechisch Krios, auf italiänisch Ariete, auf spanisch Carnero, auf englisch Ram oder Tup: das Schaaf, auf ebräisch Zon, auf griechisch Ois oder Probaton, auf italiänisch Pecora, auf spanisch Oveia, auf englisch Scheepe, auf schwedisch Faor: das Lamm auf ebräisch Rebes, auf griechisch Arnos oder Agnos, auf italiänisch Agno oder Agnello, auf spanisch Cordero, auf englisch Lamb oder Hogg. Der Schöps auf italiänisch Montone oder Castrato.

Der Widder enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Das Fleisch dieses Thieres wird wegen seines widrigen Geruchs und sehr bockstinkenden Geschmacks selten gegessen; es ist überdieses unverdaulicher als das Schaaf- Schöps- und Lammfleisch. Man braucht in der Medicin die Galle, das Schmeer und das Mark vom Widder. Die Galle ist purgierend; man taucht Wolle hinein, und legt diese als ein Cataplosma den kleinen Kindern auf den Nabel, um ihnen den Leib zu öffnen; welches in denen Fällen gut ist, wo man ihnen keine Arzney durch den Mund beybringen kann. Wenn man diese Galle mit Frauenmilch vermischt, so dienet sie die Geschwüre der Ohren zu reinigen und zu heilen. Das Schmeer und das Mark des Widders sind erweichend,

chend, schmerzstillend und zertheilend; man braucht sie zu vielen Salben und Pflastern.

Das Schaaf enthält viel Oel und flüchtiges Salz; sein Fleisch pflegt man öfter zu essen, als des Widders: jedoch macht man sich nicht viel daraus, weil es unschmackhaft, schleimicht und dicke Säfte zu erzeugen geschickt ist. Die Schaafmilch hat wenig wäßrichte Feuchtigkeit und einen Ueberfluß an käsichten und butterhaften Theilen, welche sie fett und dick machen; man macht deswegen auch nur Käse daraus: unterdessen kann man sich ihrer, in Ermangelung andrer Milch, bedienen; man hat aber bemerkt, daß ihr öfterer Genuß weiße Flecken auf der Haut verursacht. Das Schaaf giebt in der Medicin das Fett, die fette Wolle, bevor sie gewaschen wird und den Koth, welcher gemeiniglich Schaaflorbern genennt wird. Das Fett oder Schmeer ist erweichend und schmerzstillend; man nimmt es zu Klystieren wider die Kolik und rothe Ruhr; es wird auch zu vielen lindernden Pommaden gebraucht. Aus der fetten Wolle unter dem Halse und zwischen den Schenkeln der Schaafe und Schöpse zieht man eine Art fettichten Schleims von der Consistenz einer Salbe. Man wäscht diese Wolle, und kocht sie in Wasser, die Fettigkeit herauszuziehen, damit sie wie andre Wolle gebraucht werden könne: wenn das Wasser, worinn sie gekocht worden, ein wenig gestanden hat, so findet man oben drüber einen fetten Schaum, welchen man sammlet, durch eine Leinwand drückt, und alsdann kalt werden läßt. Man wähle diese Materie, wenn sie frisch, von guter Consistenz, brauner Farbe, und einem unangenehmen

Geruch ist, jedoch muß sie nicht stinken; denn wenn sie alt worden, so verdirbt sie, und wird hart wie Seife. Diese Materie ist erweichend, schmerzstillend und zertheilend, sie dienet die Gelenke zu stärken, und wird wider die Verrenkungen und Quetschungen äußerlich gebraucht. Die fette Wolle, welche auf lateinisch Lana succida heißt, wird von dem Halse und zwischen den Schultern der Schaafe genommen; sie ist erwärmend, erweichend und zertheilend; sie lindert äusserlich aufgelegt die Schmerzen, befördert und vermehrt die Transpiration des Theils, auf welche sie applicirt wird. Wir haben Weibspersonen gesehen, welche auf der Brust verletzt worden, deren Schmerzen den Krebs befürchten ließen; sie wurden aber geheilt, indem sie fette Wolle als ein Cataplasma auf die Brust legten. Die Schaaflorbern sind zertheilend und eröffnend; man rühmt sie wider die Gelbsucht; die Dosis davon ist zween Scrupel bis zu einer Drachme. Aeußerlich werden sie als ein Cataplasma auf die Geschwulst der Milz gelegt, wie auch auf die Hüneraugen und andre Erhebungen der Haut.

Das Lamm enthält viel Oel, Phlegma und flüchtiges Salz; sein Fleisch ist befeuchtend und kühlend; es nähret sehr, aber es erzeugt schleimichte und dicke Säfte, vornehmlich wenn es allzu jung ist; daher dient es nur jungen Leuten von einem hitzigen und gallichten Temperamente; Personen aber, welche ein kaltes und phlegmatisches Temperament haben, müssen sich desselben enthalten, oder es sehr mäßig geniessen. Man bedient sich in der Medicin vieler Theile

des Lammes, als der Lungen, des Laabs, welches man in dem Magen desselben findet, und des Fells. Die Lungen werden wider die Schwindsucht und andre Brustbeschwerungen gerühmt, insonderheit aber in den Wunden der Lungen: man macht lindernde Brühen daraus, wie aus den Kalbs- und Fuchslungen. Daß wir aber mit einigen Aerzten glauben sollten, daß die Theile der Thiere ebendenselben Theilen der Menschen, vermittelst der Sympathie dienlich sind, dieses halten wir für eine verborgene Physik, welche heut zu Tage bey Verständigen keinen Beyfall findet, und durch die Erfahrung nicht bestätiget wird. Das Laab aus dem Lammsmagen hält man für heilsam wider die Gifte und die Bisse giftiger Thiere. Ettmüller sagt, die Ammen pflegten davon einzunehmen, die geronnene Milch in ihren Brüsten zu zertheilen. Das heiße Fell eines frisch geschlachteten Lammes ist schmerzstillend und zertheilend, man umhüllt damit die Theile, welche große Quetschungen erlitten. Hippokrates, in seinem Tractat de de Superfoetatione, verordnet ein ganz warmes Lammfell den Mägdchen, deren Monatzeit ausbleibt, auf den Bauch zu legen. Bey uns ist es gewöhnlich, ein Lammfell mit der Wolle auf diejenigen Theile zu legen, welche mit Flüßen behaftet sind, oder von einer Lähmung bedroht werden.

Der Schöps oder Hammel enthält in allen seinen Theilen viel Oel und flüchtiges Salz. Das Fleisch dieses Thieres nährt sehr, und ist leicht zu verdauen, weswegen es allen Temperamenten dienlich ist: wenn der Schöps sehr alt worden, ist er trocken, hart, und nicht so gut zu verdauen.

Was übrigens den Nutzen des Schöpses in der Medicin betrifft, so ist derselbe sehr eingeschränkt. Man kocht den Kopf und die Füße in Wasser, und braucht dieses als ein Bad wider das Schwinden der Glieder. Dieses Mittel ist kräftig, es giebt denen zurückgezogenen Gliedern die Gefügigkeit wieder, und befördert ihre Nahrung. Man macht auch Clystiere wider den Zwang des Mastdarms und die rothe Ruhr, indem man einen mit sammt der Wolle zerstoßnen Schöpskopf in Wasser kocht: diese Klystiere sind sehr besänftigend und lindern die Schmerzen sehr bald. Das heiße Netz eines Schöpses, wenn es auf den Bauch gelegt wird, ist ein bewährtes Mittel wider die Kolik und rothe Ruhr. Die Wolle, das Schmeer und der Koth des Schöpses haben eben die Eigenschaften, wie die vom Schaafe und Widder, von welchen wir oben geredet.

Nimm Brühe von gekochten Schöpsfüßen, zehn Unzen; zwey Eydotter; Lucatellbalsam, eine Unze; Hammelschmeer, zwo Unzen. Vermische alles, und mache ein schmerzstillendes und balsamisches Klystier wider die rothe Ruhr mit Verenterungen der Gedärme.

Dieses Klystier giebt man in demjenigen Grad der Wärme, welcher nöthig ist, die Gerinnung des Schmeers zu verhindern: man verhindert solches auch, wenn man das Schmeer mit den Eydottern zusammenschlägt.

Nimm

Nimm Baumöl, ein Pfund; weiß Wachs, Schweinschmeer, frische Butter, Schöpsenschmeer und Silberglätte, von jedem anderthalb Pfund. Mische alles über dem Feuer zusammen, und rühr es beständig um, bis die Masse dunkelroth wird, und die Consistenz eines Unguents erhält. Es dienet zur Zertheilung der Milch in den Brüsten, und deren Verhärtungen zu erweichen.

Phoca.

Der Meerwolf; Phoca, *Offic. Lem.* 680. *Dal. Pharm.* 443. *Charl. de Pisc.* 48. *Blas.* 284. *Klein. Quad.* 93. Phoca seu Vitulus marinus, *Gesn. de Aquat.* 826. *Aldrou. de Pisc.* 722. *Ionst. de Pisc.* 156. *Schonev. Ichth.* 56. *Raii Synops. Quad.* 189. *Briss. Quad.* 230. Vitulus marinus, *Bellon. de Aquat.* 19. *Rondel. de Pisc.* 453. *Merr. Pin.* 167. Phoca dentibus caninis tectis, *Linn. Faun. Suec.* 11. Phoca, Vitulus seu Bos marinus; Canis seu Lupus marinus, *Nonnull.* franz. Veau-Marin.

Man findet in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux, die anatomische Beschreibung eines Meerwolfs, die in Ansehung der Vollständigkeit und Richtigkeit den Beschreibungen des Severini und des Blasius, wie auch zween andern in den Ephemerid. Germ. vorzuziehen sind.

Rondelet hat bemerkt, daß der Meerwolf von zweyerley Art ist, davon die eine sich in dem mittelländischen Meere, die andre im Ocean findet. Er setzt jedoch keinen andern Unterschied zwischen diesen beyden Arten, als daß die aus dem Ocean einen stärkern Leib haben, als die aus dem mittelländischen Meer.

Der Meerwolf, welchen wir gesehen, hatte mehr Aehnlichkeit mit dieser zwoten Art. Der Hals war lang, und der Kopf bey weitem nicht so sehr zwischen den Schultern gedrängt, als bey dem Meerwolf aus dem Ocean. Die Brust war breit, wegen der Lage der Schulterblätter, welche mehr vorwärts stunden, als bey andern Thieren, deren Brust zugespitzt und schmal ist, wenn die Schulterblätter mehr vorwärts stehen. Das ganze Thier war acht und zwanzig Zoll lang, von der Schnautze bis zum Ende der Hinterfüße gemessen, die nach der Stellung, welche diesem Thiere natürlich ist, ausgestreckt, und an einander gedrängt waren, so daß sie bloß deswegen die Gestalt eines Fischschwanzes hatten, nach des Aristoteles Beschreibung, die des Rondelets seiner widerspricht, welcher die Meerwölfe, sowohl den aus dem Ocean, als den aus der mittelländischen See, ohne Hinterfüße vorstellt, und den Aristoteles widerlegt, welcher gesagt hat, dieses Thier habe an den Hinterfüßen Zehen, die denen an den Vorderfüßen gleich wären; so daß Rondeler den wahren Meerwolf der Alten mit der westindischen Seekuh verwechselt zu haben scheinet, welcher keine Hinterfüße hat, sondern bloß einen übel-

gestal-

gestalteten Fischschwanz, dessen er sich zum schwimmen bedienet, welches er mit sehr großer Geschwindigkeit thut, wie Clusius meldet, welcher einen gesehen zu haben sagt, den die Holländer aus Indien gebracht hatten. Der Meerwolf, welchen wir beschreiben, hatte nicht nur zween Hinterfüße, sondern auch außer diesen einen anderthalb Zoll langen Schwanz, welchen Aristoteles richtig dem Schwanz eines Hirsches vergleicht. Es ist wahr, daß die Zehen an den Füßen nicht so gestaltet waren, wie an den Vorderfüßen, und daß jene, ausgestreckt und an einander gedrängt, vielmehr die Figur eines Fischschwanzes hatten. Sie waren den Füßen derer Vögel ähnlich, welche man Taucher nennt, die nicht wie die andern Vögel mit dem Körper parallel gegen die Erde, sondern aufrecht wie der Mensch gehen. Aristoteles sagt, die Füße des Meerwolfs wären wie Hände gestaltet.

Aelian hat bemerkt, daß die Meerwölfinnen sehr bemüht sind, ihre jungen oft, bald ins Meer, bald ans Land zu tragen; dieses geschiehet wahrscheinlicher Weise, dieselben durch öftere Uebung schwimmen und gehen zu lernen. Vielleicht nennt Homer die Meerwölfe Nepodes, weil man sagen kann, daß sie mit den Füßen schwimmen, und nicht, weil sie keine Füße hätten, wie Eustachius es erklärt hat. Nichtsdestoweniger hatten diese Füße Klauen, die zum schwimmen nicht nöthig sind, wie sie zum Gehen erfodert werden; so, daß es scheinet, daß die Natur, welche den Meerwolf so wie den Bieber bestimmt hat,

auf dem Lande und im Wasser zu leben, sie auch mit Gliedmaßen begabt, sich mit mehr oder weniger Leichtigkeit zu bewegen, nachdem sie mehr auf dem einen als in dem andern Elemente sind. Denn der Meerwolf, welcher sich öfter in der See aufhält, als auf dem Lande, geht nicht mit so viel Leichtigkeit, als der Bieber, und dieser schwimmt nicht so gut, wie der Meerwolf, weil er nur ins Wasser geht, Fische zu fangen, nicht aber seinem gewöhnlichen Aufenthalt macht. Aus dieser Ursache haben das Herz und die Lungen des Meerwolfs eine besondre Conformation, damit dieses Thier lange Zeit, ohne Athem zu holen, unter dem Wasser bleiben könne: der Bieber aber, welcher sich nicht lange im Wasser verweilt, hat diese besondre Structur des Herzens nicht, wenigstens haben wir sie in den beyden Biebern, welche wir zergliedert, und davon der eine aus Canada, der andre aus Frankreich war, nicht gefunden.

Der Kopf war nicht kurz und rund, wie Rondelet ihn beschrieben, und die Schnautze war lang genug, um einem Kalbskopfe ähnlich zu seyn. Die Augen aber glichen den Kalbsaugen nicht, welche sehr gewölbt sind, und gleichsam außer dem Kopfe stehen; denn die an unserm Thiere waren verborgen und in die Augenhöhle eingedrückt, deren Rand oben nicht so erhoben war, wie bey dem Kalbe. Diese Augen waren jedennoch groß, indem sie funfzehn Linien im Durchschnitt hatten. Ueber den Augen fanden wir keine solche lange Haare, wie Rondelet und Severin daselbst angeben; es waren derglei-

chen

chen nur an den Seiten der Schnauze, von einer besondern Figur, indem sie platt waren, und hin und wieder Knoten hatten. Ueber den Ohren fanden sich Löcher an statt der Ohren, wie bey den Vögeln; die äussern Ohren aber fehlten gänzlich. Aristoteles hat angemerkt, daß dieses das sonderbarste bey dem Meerwolf ist, daß er unter allen Thieren, die eine lebendige Frucht erzeugen, das einzige ist, welches innere Ohren und keine äussere hat. Die ganze Haut war mit kurzen Haaren bedeckt, die den ordentlichen Kalbshaaren sehr ähnlich waren. Plinius sagt, diese Haare behielten lange Zeit, nachdem die Haut abgezogen worden, eine solche Sympathie mit der See, daß es den Bewegungen derselben folge, und sich bald sträube, bald wieder platt werde, wenn die See durch die Ebbe und Fluth bald ab, bald zunimmt. Severinus versichert dieses Wunder gesehen zu haben; er drückt sich aber so ausschweifend darüber aus, daß es dadurch weniger glaubwürdig ist. Er sagt, daß, wenn der Nordwind wehe, die Haare, welche zuvor beym Südwinde gesträubet gewesen, nicht nur niedersinken, sondern auch gänzlich verschwinden. Cardanus versichert, diese Eigenschaft, welche man für fabelhaft gehalten, sey in Indien wahr befunden worden. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß dieses Wunder zu Paris nicht geschiehet, denn da wir eine Haut von einem Meerwolfe viele Monate lang aufgehoben und beobachtet, haben wir jederzeit gefunden, daß die Haare einerley Höhe und Lage behalten haben. Die Haut war hart und dick. Plinius sagt, man könne den Meerwolf nicht anders tödten, als wenn man ihm den

Kopf zerschmisse. Die Geschichtschreiber von Westindien sagen, das zugerichtete Leder der Seekuh sey eines Fingers dick, und es würden Schuhsohlen daraus gemacht. Die Zähne, welche an beyden Kinnladen lang und scharf waren, glichen den Wolfszähnen, so, daß die Spanier und Deutschen Recht haben, wenn sie dieses Thier Meerwolf nennen. Ueberdieses ist es ein Raubthier, und vereinigt sich mit seines gleichen, die größten Fische anzugreifen, und auf dem Lande die Bären anzufallen. Jedoch können wir dieses von dem Meerwolfe, welchen wir zergliedert haben, kaum glauben, und es kann nur von denen behauptet werden, welche man nahe bey England fängt, und die, nach Gesners Bericht, so groß sind wie die Bären, oder vielmehr von denen, von welchen Gomara, Oviedo, Pedro Cieca und die leztern Nachrichten aus den Antillischen Inseln melden, daß daselbst Meerwölfe von zwanzig Fuß lang, und sieben breit angetroffen werden. Man hat aber den Fischen sehr oft einiger Aehnlichkeit wegen, die sie mit gewissen Sachen haben, Namen gegeben, die Aehnlichkeit mag nun von der Gestalt oder den Eigenschaften hergenommen seyn.

Aristoteles und Plinius sagen, die Knochen des Meerwolfs wären knorplicht: wir haben aber gefunden, daß es wahre und sehr harte Knochen sind, besonders die Hirnschale. Da die Fische gemeiniglich nur sehr wenig Gehirn haben, so ist, nach der Anmerkung der Naturforscher, bey dem Meerwolf eine Ausnahme zu machen, welcher nach Proportion mehr

Gehirn

Gehirn hat, als ein Kalbskopf, und an Verschlagenheit den klügsten Thieren, die auf dem Lande leben, nichts nachgiebt. Plinius bezeugt, daß man Meerwölfe zu Rom gesehen, die, wenn man sie geruffen, geantwortet, und mit Stimme und Geberden das Volk in den Schauspielen gegrüßt haben.

Anderson hat in seiner Naturgeschichte von Island, Grönland und der Davis-Bay auch eine Beschreibung eines jungen Meerwolfs gegeben. Der Seehund oder das Meerkalb, sagt er, welcher im nördlichen Amerika Meerwolf genennt wird, ist bey dem Martens sehr wohl beschrieben, und sonst bekannt genug. Sein Kopf ist einem Hundskopfe, dem die Ohren ganz abgeschnitten sind, völlig ähnlich. Er hat einem Knebelbart von langen, steifen und auf eine besondre Art gekräuselten Haaren. In der Davis-Bay erreichen diese Thiere beynah die Länge von zween Menschen; sie haben zwischen der Haut und dem Fleische ohngefähr vier Finger dick Fett, welches ein sehr gutes Oel giebt. Wenn der Wallfischfang nicht so vortheilhaft ist, als sonst, so sucht man sich auf diesen Reisen, so viel man kann, schadlos zu halten, und weil die Meerwolfshaut sehr gesucht wird, so bemüht man sich, dergleichen Thiere alle Jahre zu fangen: man überfällt dieselben auf dem Eise, wenn sie schlafen, und schlägt sie mit großen Prügeln auf die Nase, wo diese Thiere sehr empfindlich sind, oder man ersticht sie mit Lanzen.

Die Meerwölfe sind den wilden Einwohnern der Davis-Enge sehr nützlich. Das Fleisch dienet ihnen

zur

zur Nahrung, das Blut zur Arzney, die Haut zur Kleidung und zum Tauwerk, die Knochen zu allerley Arten von Hausrath. Dieses sind Vortheile, welche der Mensch aus einer einzigen Creatur ziehen kann, so lange sein Geschmack durch den Misbrauch des Ueberflußes nicht verderbt ist, welcher uns verzärtelt und faul macht, und wenn Hunger und der Mangel des überflüßigen ihn antreiben, das wenige, was er findet, zu allerley Gebrauch anzuwenden.

Linnäus sagt, der Meerwolf wohne in dem bothnischen und balthischen Meer: es giebt zwo Varietäten desselben, die auf schwedisch Grao-Siael und Wikare-Siael heißen; diese wirft ihre Jungen im Februar, und jene im Jänner; diese ist schwarz, und jene weißlicht. Nach des Rajus Bericht finden sich viele Meerwölfe am äußersten Vorgebirge von Cornwallien. Man sagt, diese Thiere vertheidigten sich gegen ihre Nachfolger, indem sie Steine auf dieselben würfen, und dieses wird durch das Zeugniß der Einwohner von Cornwallien bestätigt.

Der Meerwolf heißt auf griechisch Phoke, auf italiänisch Vecchio marino, auf spanisch Lobo marino, auf holländisch Zeehundt, auf dänisch Saelhund, auf norwegisch Kaabe, auf grönländisch Pusa, auf englisch Sea-Calf, auf schwedisch Siael.

Nach dem Lemery, in seinem Traité des Alimens, ist das Fleisch des Meerwolfs bey weitem nicht

so

so derb, als das von der Seekuh oder Monati: im Gegentheil ist es weich, und so fett und schwammicht, daß, wenn man es lange Zeit mit den Händen drückt, fast völlig zerfließt. Daher macht es sehr bald satt, verursacht Ekel, und giebt eine gesunde Nahrung, weswegen es kaum von dem niedrigsten Pöbel gegessen wird.

In der Medicin braucht man von diesem Thiere nichts, als das Fett; es ist erweichend, schmerzstillend und wider die Mutterbeschwerungen dienlich: man reibt die Gegend der Mutter damit, die Monatzeit zu befördern, und die Vapeurs niederzuschlagen. Aus der Meerwolfshaut werden Schuhe gemacht, denen man die Kraft vor dem Podagra zu präserviren zuschreibt. Es scheint aber, daß diese Wirkung, wenn sie wahr ist, bloß von der Härte des Leders herrühret, wodurch die Kälte und Nässe, die das Podagra öfters verursachen, abgehalten werden.

Rhinoceros.

Das Naßhorn; Rhinoceros, *Offic. Schroed.* 305. *Lem.* 743. *Dal Pharm.* 441. *Gesn. de Quad.* 842. *Aldrov. de Quad. bisulc.* 878 *Ionst. de Quad.* 66. *Charl. Exerc.* 12. *Mont. Exot.* 5. *Raii Synops. Quad.* 122. *Klein. Quad.* 26. *Briss. Quad.* 114. Albada siue Rhinoceros, *Bont. Ind. Orient.* 50. Rhinoceros cornu unico conico, *Linn. Syst. Nat.* 25. Taurus seu Bos Æthiopicus; Quadrupes naso cornigero; Nasicornis, *Quorund.* franz. Rhinoceros.

Dieses

Dieses Thier, welches Pausanias sehr falsch den äthiopischen Stier oder Ochsen nennt, und welches mit Recht für das seltsamste, und nach dem Elephanten für das größte unter den vierfüßigen Thieren gehalten wird, ist noch heut zu Tage den Naturforschern so wenig bekannt, daß wir nirgends eine anatomische Beschreibung der innern Theile des Naßhorns finden: was aber noch mehr zu verwundern, ist, daß man noch nicht gewiß weis, ob es nur ein einziges Horn auf der Nase hat, oder ob ihrer bisweilen zwey sind. Die Reisebeschreiber sind hierüber nicht einig: einige versichern, nach dem Pausanias, daß Naßhorn habe zwey Hörner, ein sehr großes, welches aus der Nase kömmt, und ein kleines, etwas höher über der Stirne; andre behaupten, dieses gelte nur von dem männlichen Naßhorn, welches ein kleines Horn über dem Rücken auf der rechten Schulter hat, und ein andres größres auf der Nase; noch andre haben vorgegeben, das wahre Naßhorn habe drey Hörner, nämlich eines über den Nasenlöchern, das andre auf der Stirne, und das dritte auf dem Rücken. Einige sagen, nach dem Pausanias, diese Hörner stünden nicht fest, sondern bewegten sich hin und her, und wenn das Thier zornig wäre, würden sie so steif, daß es damit Bäume ausrisse. Hieraus aber kann man deutlich schließen, daß Pausanias niemals ein Rhinoceros oder Naßhorn gesehen; denn es ist gewiß, daß die Hörner fest und unbeweglich stehen, wie am Stier, wenn man auch annimmt, daß es mehr als ein einziges Horn hätte: übrigens ist es ganz und gar unwahrscheinlich, daß die Hörner, wenn das Thier zornig ist, steif würden, denn

dieses

dieses widerstreitet der Natur des Horns. Cosmus, ein Mönch in Aegypten, hat das Naßhorn beschrieben, und ist in eben den Irrthum verfallen, er gesteht aber auch, daß er niemals eines außer von weitem gesehen, und daß dasjenige, was man im Pallast des Königs von Aethiopien gezeigt, nur eine mit Stroh ausgestopfte Haut eines solchen Thieres gewesen sey. Der gelehrte Pater Don Bernard de Montfaucon, welcher die Werke des Cosmus in griechischer und lateinischer Sprache herausgegeben, scheint keinen Begriff von dem Rhinoceros gehabt zu haben; wie man aus der Figur, die er davon gegeben, sehen kann. Wenn man gewissen Schriftstellern Glauben beymißt, so ist das afrikanische Naßhorn von dem asiatischen darinn unterschieden, daß es ein doppeltes Horn hat. Klein und Carl von Bergen scheinen von der Wahrheit dieser letztern Meynung überzeugt zu seyn. Dem sey aber wie ihm wolle, so nehmen wir in Erwartung, daß die Naturforscher durch eine größre Erfahrung unterrichtet, uns das Gegentheil beweisen, nur eine einzige Art des Rhinoceros an, welches ein Horn auf der Nase hat, wie solches Plinius, Solinus, Dion, Strabo, Oppian, Bontius, Scheuchzer, Ludolff und viele andre glaubwürdige Schriftsteller bezeugen. Nach dem Brisson besteht der Charakter des Naßhorns darinn, daß es an jeder Kinnlade zween weit von einander abstehende Einschneidezähne, drey Zehen mit Klauen an jedem Fuße, und ein Horn auf der Nase hat.

Von-

Bontius sagt, er habe dergleichen Thiere tausendmal gesehen, entweder in Ställen oder in den Wäldern.

Das Naßhorn wird von den Indianern Abada genennt, und ist ohne Widerrede an Größe und Dicke dem Elephanten gleich. Dapper, welcher den Bontius abgeschrieben zu haben scheinet, sagt, ein Naßhorn von mittelmäßiger Größe weiche nicht einem Elephanten von mittlerer Gestalt, ob es gleich kürzere Füße hat, und daher kleiner scheint.

Dieses Thier hat keine Hundszähne, aber viele andre scharfe und schneidende Zähne, mit welchen es das Stroh und die Aeste der Bäume, wie mit Scheeren, durchschneidet. Die Zunge ist nicht rauh, noch mit einer Haut bedeckt, welche Zähne hat, wie eine Feile, daß es damit einen Menschen, oder ein Pferd bis auf die Knochen abstreifen könnte, wie viele Naturforscher versichert haben; und man muß sich verwundern, daß Bontius, welcher eine so große Menge Naßhörner gesehen, in diesen Irrthum verfallen ist: im Gegentheil ist die Zunge dieses Thieres nicht dicker, als die Zunge eines Hundes, und so glatt, daß man glauben sollte, man fühle Sammet an, wenn man mit der Hand darüber fährt. Wenigstens darf man nicht sagen, daß diese vorgebliche Rauhigkeit nur von der Zunge des männlichen Naßhorns, und nicht von des weiblichen seiner zu verstehen sey, welches ganz und gar nicht wahrscheinlich ist. Es würde eben so wenig wahr seyn, wenn man sagen wollte, die Zunge des afrikanischen Naßhorns wäre nicht so glatt, als des asiatischen,

sondern

sondern rauh und scharf wie eine Feile, welches einige Schriftsteller vorgegeben haben. Die Augen sind nach Proportion der Größe des Thiers klein, und stehen weit unter der Stirne gegen die Nasenlöcher, gerade vorwärts: daher sagt man auch, das Naßhorn könnte nur vorwärts sehen, und das sicherste Mittel, ihm, wenn es wütend ist, zu entfliehen, sey, daß man ein wenig auf die Seite springe, wenn man neun oder zehn Schritte davon ist. Uebrigens werden die Augen feurig und roth, wenn sich dieses Thier erzürnet. Die Ohren sind sehr groß, und den Eselsohren ähnlich, ausser, daß sie etwas breiter sind; ihre Höhe beträgt eilf Zoll, und das Thier bewegt sie leicht; übrigens sind sie mit einer dünnen und weichen Haut bedeckt.

Das Horn, welches dieses Thier auf der Nase trägt, ist hart und dicht, inwendig ohne einige Höhle, und nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts des Naßhorns an Größe sehr verschieden. Das Horn des weiblichen Thiers ist von der Wurzel an einen halben Fuß oder einen Zoll hoch, und steht von den Ohren vierzehn Zoll ab: unten ist dasselbe hell, oben aber schwärzlich, wie die Haut; es ist sehr dick, aber nicht ganz rund, und ein wenig gegen den Rücken gebogen. Das Horn des männlichen Naßhorns ist, wie gemeiniglich in Ansehung aller andern Thiere geschieht, dicker und länger, als des weiblichen seines; es hat von der Wurzel an zwey bis drey Fuß in der Länge, und einen halben bis ganzen Fuß im untersten Umfange; es ist so hart wie Eisen, und oben ein wenig zurückgebogen, aber spitziger als des weiblichen Naßhorns. Uebri-

gens merkt Bontius an, daß diese Hörner nicht immer einerley Farbe haben, indem sie gemeiniglich schwarz, oft aschfarbig, bisweilen weiß sind, wiewohl man die letztern seltner antrifft; weswegen sie auch theurer als die andern verkauft werden.

Die Haut ist sehr dick und nicht schuppicht, wie die Maler sie vorzustellen pflegen; sie gehet drey Fuß lang von den Ohren bis zum Anfange des Rückens ohne Runzeln fort, hernach faltet sie sich an beyden Seiten des Halses in Form einer platten Münchskappe, weswegen die Portugiesen diesem Thiere den Namen des Indianischen Mönchs gegeben.

Die Haut des Naßhorns ist dunkelgrün, wie des Elephanten, und durchgängig, ausgenommen am Kopf und unter dem Bauche, mit Erhebungen, die den Knöpfen eines Rockes ähnlich sind, bedeckt, welche ungefähr eine Linie hoch über die Haut hervorragen. Bontius versichert, daß diese Erhebungen geblutet haben, wenn das Thier sich wider die Wände des Behältnisses, worinnen dasselbe eingeschlossen war, gerieben. Ueberhaupt ist die Haut ganz kahl oder nackend, denn dieses Thier hat keine Haare, außer etlichen wenigen an dem Ende der Ohren und des Schwanzes. Einige Naturforscher haben vorgegeben, daß das Naßhorn einen Buckel unter dem Bauche habe, wie das Kameel einen auf dem Rücken hat; aber dieses Vorgeben ist falsch. Rajus giebt dem Naßhorn einen in vier Klauen gespaltenen Fuß; man weis aber gewiß, daß die Füße dieses Thiers alle dreyspaltig sind, weswegen auch Klein dasselbe Trichelon genennt hat.

Damit

Damir und Alkazuin, zween arabische Schriftsteller, sagen nach Samuel Bocharts Bericht, das weibliche Naßhorn werfe sein junges, nachdem es dasselbe drey Jahre getragen, und es bringe sein Leben auf sieben hundert Jahre. Andre Reisebeschreiber versichern, das Naßhorn gelange erst nach fünf und zwanzig Jahren zu seiner natürlichen Größe, und sein Leben währe hundert und funfzig Jahr. Wir glauben aber, daß alles dieses übertrieben sey. Es ist ausgemacht, je länger Zeit ein Thier wächst, bis es seinen vollkommnen Zustand erreicht, desto längere Zeit braucht es auch zum Abnehmen. Nun braucht, nach dem, was uns bekannt ist, das Naßhorn nur drey Jahre, um seine natürliche Größe zu erlangen. Wenn wir also nach der Analogie der Natur davon urtheilen, so kann dasselbe ungefähr zwanzig Jahre leben; und eine andre Ursache, die uns zu glauben bewegt, daß es nicht länger lebe, ist, weil es vieles mit dem Ochsen gemein hat.

Wir müßten ein ganzes Buch schreiben, wenn wir alle die Fabeln, welche die arabischen und orientalischen Schriftsteller von dem Horne des Rhinoceros erzählen, anführen wollten. Algiahid und Damir sagen, wenn man dieses Horn mitten durchspalte, so stelle es die Figur eines Menschen vor, und zugleich sähe man auch daran Figuren von Pfauen und andern Vögeln, von Rehen und andre noch wunderbarere Gestalten. Deswegen, sagen sie, lassen die chinesischen und indianischen Prinzen Zierrathen zu ihren Thronen daraus machen. Es werden auch Halsschnuren und

Messerhefte zum Gebrauch der indianischen Könige daraus gemacht, welche sich derselben beständig bey der Tafel bedienen, und sehr theuer bezahlen, weil dieses Horn, wie sie sagen, zu schwitzen anfängt, so bald ihm ein Gift nahe kömmt, es sey was für eins es wolle.

Es ist nicht zu zweifeln, daß das Horn dieses Thieres in Indien nicht von großem Werth sey, und daß man es nicht zu vielen Sachen brauche, weil es von einer außerordentlichen Härte ist. Allein, diese Schriftsteller haben die verschiedenen Figuren, welche darauf gemalt worden, für natürliche gehalten, und daß sie sagen, das Horn des Rhinoceros fange an zu schwitzen, wenn es etwas giftigem zu nahe kömmt, dieses ist augenscheinlich fabelhaft. Denn die alten griechischen und lateinischen Schriftsteller haben dieses Gegengiftes nicht im geringsten erwähnt, und viele Gelehrte in den neuern Zeiten haben bewiesen, daß dieses Horn ganz und gar keine solche Kraft besitze. Wenn man aber bisweilen Hörner findet, die einige Wirkung thun, so sind es künstliche, die man mit Gegengiften zubereitet, und für wahre Rhinoceroshörner verkauft hat. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist diese wahre oder falsche Meynung aus Indien nach Europa gekommen. Der Pabst Clemens der Siebende machte dem Könige von Frankreich ein Geschenk mit einem Rhinoceroshorn, und glaubte ihm etwas sehr kostbares zu senden. Die Venetianer kauften eines um sehr hohen Preis von einem Juden; und Paul Jovius erzählt, daß die Franzosen, als sie den Pallast des Peter

ter von Medicis, Großherzogs von Toscana plünderten, einen Schatz gefunden zu haben glaubten, da sie ein Rhinoceroshorn Beute machten. Heut zu Tage hat man dieses Vorurtheil in Europa sehr abgelegt, und man zeigt dergleichen Hörner nur als Raritäten in den Cabinettern der Prinzen und der Liebhaber der Seltenheiten. Uebrigens stimmen wir der Meynung des Samuel Dale bey, welcher das Naßhorn für das einzige Monoceros oder Einhorn unter den vierfüßigen Thieren hält.

Man findet dieses Thier, wie die Elephanten, in den afrikanischen Wüsten, in Abyßinien, Aethiopien und Ostindien. Der Pater du Halde versichert, daß man es auch in China in der Provinz Quangsi antreffe. Die Länder aber, wo sich die Naßhörner in großer Menge aufhalten, sind die Staaten des großen Moguls, des Königs von Ava, die Königreiche Bengala, Cambaya, die Inseln Sumatra, Borneo und Java. Wir glauben nicht, daß es in Amerika dergleichen Thiere giebt. Das weibliche Naßhorn, welches man im Jahr 1748 und 1749 zu Paris sehen ließ, war in der Provinz Acham, in den Staaten des Königs von Ava gefangen, und von einem holländischen Capitain nach Holland, von da nach Deutschland und Frankreich gebracht worden. Rajus sagt, das große männliche Naßhorn, welches man 1684 und 1685 in England sehen lassen, habe Heu und Rübenkraut gefressen, am liebsten aber Disteln und andre stachlichte Pflanzen. Da dieses Thier eine dünne und weiche Zunge hat, so glauben wir, daß es dieselbe zurückziehet, und an den Gaumen drückt, damit

mit sie von den Dornen und Stacheln nicht verletzt werde. Man will auch versichern, daß das Naßhorn schwimmen könne, und sich wie die Enten im Wasser gern untertauche, und daß es mit einer großen Leichtigkeit laufen könne.

Das Naßhorn hat einen außerordentlich subtilen Geruch, und bedient sich dessen vielmehr als des Gesichts. Wenn man einigen Reisebeschreibern Glauben beymißt, so kann es, wenn ihm der Wind entgegen kömmt, alle Arten von Thieren in sehr großer Weite spüren, und es geht ihnen in gerader Linie entgegen, indem es alles, was es auf dem Wege antrifft, niederreißt. Wenn ihm unglücklicher Weise ein Mensch in rother Kleidung begegnet, so geht es auf ihn loß, und wirft ihn über den Kopf mit solcher Gewalt, daß der Fall schon allein tödtlich ist. Wie **Bontius** sagt, so beschädigt das Naßhorn niemanden, außer wenn es gereizt wird.

Plinius versichert, das Naßhorn sey der natürliche Feind des Elephanten, es schärfe sein Horn an den Felsen, wenn es sich zum Streite bereitet, und wenn es den Elephanten anfällt, so suche es ihm das Horn in den Bauch zu stoßen, wo die Haut am weichsten ist. **Agatharchidas** von Gnidus im **Photius**, **Oppian** in seinem Gedichte von der Jagd, **Aelian** in seiner Historie der Thiere, **Diodor** von Sicilien, **Martial**, **Gregorius Magnus**, und überhaupt alle alte und neuere Schriftsteller haben von diesem Streite des Naßhorns mit dem Elephanten geredet. Diese Thiere streiten aber wegen der Weiden mit einander,

ander, weil sie beyde sehr gefräßig sind, und einander verhindern wollen, an allerley Orten zu weiden. Jedennoch halten einige Schriftsteller diesen Krieg des Naßhorns mit dem Elephanten für fabelhaft; aber man kann ihn schwerlich in Zweifel ziehen: denn ausserdem, daß alle alte und neuere Schriftsteller davon reden, finden wir noch ein glaubwürdiges Zeugniß von dieser Sache. Wir reden nämlich von dem männlichen Naßhorn, welches im Jahr 1515 dem Könige in Portugall **Emanuel** gebracht wurde. Die Geschichtschreiber melden, daß dieser Prinz dasselbe mit einem Elephanten streiten lassen, und daß dieser letztere überwunden worden.

Das Naßhorn heißt auf ebräisch Reem, auf chaldäisch Karas oder Karasch, auf persisch Elkerkedom, auf griechisch Rinokeros, auf italiänisch Rinoceronte, auf indianisch Abada, Gomela oder Noemba, auf pohlnisch Nozerozec, auf schwedisch Enhörning.

Die Reisebeschreiber berichten, daß die Mauren in Indien und die Hottentotten das Fleisch des Naßhorns essen, und es für eine sehr wohlschmeckende Speise halten; dieses muß man aber wahrscheinlicher Weise nur von den jungen Thieren verstehen, denn wenn sie alt sind, haben sie ein soledernes und hartes Fleisch, daß man eiserne Zähne haben müßte, dasselbe zu essen.

In der Medicin bedient man sich des Bluts, des Horns und der Klauen des Rhinoceros: diese Theile

enthalten viel Oel und flüchtiges Salz. Das Blut wird getrocknet und zu Pulver gemacht; das Horn und die Klauen giebt man, zu Pulver gerieben, von einem Scrupel bis zu zween in ansteckenden Krankheiten, den Schweiß zu treiben, und dem Gifte zu widerstehen. Das Horn vornehmlich wird als ein gifttreibendes Mittel sehr gerühmt; wir glauben aber, daß seine Kostbarkeit und Seltenheit sein vornehmstes Verdienst ausmachen, und daß das Hirschhorn wenigstens eben so gut ist: sie sind von einerley Natur und einerley Bestandtheilen. Warum sucht man also etwas besonders oder geheimes darinn, und warum zieht man ausländische Mittel denen vor, womit die Vorsehung unsre Länder so sehr bereichert hat?

Man macht aus dem Rhinoceroshorne Schaalen, in welchen man eine Zeitlang Wein stehen läßt, um ihn zu trinken. Dieser Wein soll das Blut reinigen, und der verderbten Luft widerstehen: wir halten aber auch dieses für eine bloße Einbildung, und es würde thöricht seyn, sich zur Pestzeit an ein solches Mittel zu halten.

Simia.

Der Affe; Simia, *Offic. Lemer.* 846. *Bossch. de Quad.* 296. *Dal. Pharm.* 444. *Sehwenckf. de Quad.* 121. *Blas.* 108. *Charl. Exerc.* 16. *Gesn. de Quad. digit.* 147. *Aldrov. de Quad. digit.* 225. *Ionst. de Quad.* 96. *Klein Quad.* 8. Simia simpliciter dicta, cauda carens, *Raii Synops. Quad.* 149. Simia mammis, quaternis, capite ad aures

aures crinito, *Linn. Syst. Nat.* 63. Simia unguibus omnibus planis et rotundatis, *Briss. Quad.* 188. Simia siue Simius cauda nulla, Simia non caudata, *Nonnull.* franz. Singe oder Guenon.

Nach des Linnäus Meynung sind die verschiedenen Arten der Affen noch nicht beschrieben, noch ihre wahren Eigenschaften entdecket worden. Brisson bemerkt, daß es unter den Affen, deren er acht und dreyßig Arten beschreibt, einige ohne Schwanz, und andre mit einem Schwanze giebt: unter diesen beyden Arten haben einige eine kurze, und andre eine längere Schnauze. Sie theilen sich in fünf Racen; die ersten sind diejenigen, welche keinen Schwanz und eine kurze Schnauze haben, und die eigentlich genannten Affen sind; die zwote Race besteht aus denen, die keinen Schwanz und eine lange Schnauze haben; die dritte hat einen sehr kurzen, nnd die vierte einen langen Schwanz und eine kurze Schnauze, und endlich die fünfte hat einen langen Schwanz und eine lange Schnauze. Ich habe, sagt Brisson, vielerley Arten von Affen ohne Schwanz gesehen, die nur in Ansehung der Größe von einander unterschieden waren. Das Gesicht, die Ohren und Klauen sahen eben diesen Theilen an den Menschen ähnlich. Die Haare, welche ihren Körper bedecken, ausgenommen der Hintere, welcher nackend ist, sind grünlicht und gelblicht vermischt: man findet die Affen in Afrika.

Wir finden beym Blasius eine vollständige anatomische Beschreibung des Affens, und eine andre in den Ephemerid. Germ. die aber nicht so weitläuftig

ist; vorzüglich aber preisen wir diejenigen an, welche in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux zu lesen ist.

Plinius theilt die Affen in zwo Gattungen ein, nämlich in diejenigen, welche Schwänze haben, und in die, welche keine haben. Die erstere Gattung begreift zwo Arten unter sich. Die Lateiner haben den Namen, welchen sie ihnen geben, von den Griechen entlehnet: denn die einen heißen Cercopitheci, das ist, geschwänzte Affen; die andern werden Cynocephali genennt, weil ihre Köpfe wegen der langen Schnauze einem Hundskopfe ähnlich sind.

Die Schriftsteller stimmen wegen der innern Theile des Affens nicht mit einander überein. Aristoteles, Plinius und Galen sagen, daß sie völlig so, wie in dem Menschen, beschaffen sind. Albertus hingegen versichert, daß, so sehr auch die Affen äußerlich den Menschen gleichen, so sehr wären sie innerlich von diesen unterschieden; so daß es kein Thier gäbe, dessen Eingeweide von den menschlichen so sehr verschieden wäre, als des Affens. Die Beobachtungen, welche wir gemacht haben, widerstreiten diesen beyden Meynungen, welche allzu übertrieben sind. Jedennoch haben wir gefunden, daß die Affen, welche wir zergliedert haben, in Ansehung des äußerlichen eine größre Aehnlichkeit mit den Menschen hatten, als in Ansehung der innerlichen Theile.

Aristo-

Aristoteles sagt, daß die Zeugungsglieder des Affens so beschaffen sind, wie bey den Hunden; wir haben aber gefunden, daß sie von diesen eben sowohl unterschieden waren, als von den menschlichen.

Die Figur der Hirnschale war der menschlichen sehr ähnlich, indem sie rund und an den Seiten ein wenig platt war, und keinen dreyeckichten Knochen hatte, wodurch das Gehirn und kleine Gehirn von einander abgesondert wird, welcher Knochen sich in den meisten Thieren findet. Das Gehirn war nach Proportion des Körpers groß.

Die Affen wohnen vornehmlich in Afrika, und in den beyden Indien. Sie sind haufenweise zu drey bis vier tausenden beysammen. Man giebt vor, daß sie Republiken formiren, in denen Eintheilung und Ordnung in Acht genommen wird; sie sollen unter gewissen Anführern, die von der größesten Art sind, reisen, und es ist gewiß, daß sie sehr verwegen sind.

Die Negern essen das Affenfleisch mit großer Begierde. **Le Maire** unterscheidet vielerley Arten von Affen längst der Küste von Senegal. Die mit einem langen Schwanze nennt er **Guenons**, und die gar keinen Schwanz haben, **Magots**. Die erstere Art findet sich überall in großer Menge, und darunter giebt es einige, welche sehr klein sind, und **Bewailers** oder **Pleureurs** genennt werden, weil ihr Geschrey so lautet, als ob ein Kind weinte. Sie haben nicht nur Hände und Füße, sondern auch etwas in den Geberden und übrigen Betragen, was mit dem Menschen sehr übereinkömmt.

Die

Die Negern glauben, daß diese Affen reden können, wie die Menschen, daß sie aber mit Fleiß schweigen, aus Furcht, sie würden sonst zur Arbeit gezwungen werden. Man kann sich kaum vorstellen, was für Verwüstung diese Thiere in den Feldern der Negern anrichten, wenn der Hirse, der Reis, und andre Saamenkörner reif sind. Froger sagt, sie raubten ofmals junge Mägdchen von acht oder neun Jahren, und es sey sehr schwer, sie aus ihren Händen zu befreyen; denn sie trügen dieselben auf die höchsten Bäume. Die Negern rächen sich an diesen grausamen Feinden, indem sie eine große Anzahl derselben tödten, und das Fleisch davon essen. Die jungen Affen lassen sich leicht zahm machen. Die sicherste Art sie zu fangen, ist, daß man sie im Gesicht verwunde, wenn sie auf dem Baume sitzen, denn sie fahren bey der ersten Empfindung des Schmerzens ins Gesicht, und fallen, indem sie den Ast fahren lassen, herunter. Wir würden nicht fertig, wenn wir alle die verschiednen Arten der Affen beschreiben wollten, die sich von Arguim an bis nach Sierra Leona finden. Was das merkwürdigste ist, so vermischen sie sich nicht unter einander, und man sieht niemals zweyerley Sorten in einer Wohnung. Diejenigen, welche die Waldungen nicht verlassen, sind entweder grau oder weiß, oder mit grau, weiß und roth gefleckt. Ihr Gesicht ist schwarz, das äußerste der Backen weiß, und unten am Kinn haben sie einen kleinen zugespitzten Bart. Es giebt andre, die noch viel häßlicher sind, und deren Figur zum erschrecken ist. Die Negern essen dieselben ohne Unterschied, und halten das Affenfleisch für eines ihrer besten Gerichte.

Eini-

Einige kochen es mit Reis, andre räuchern es, wie wir die Schinken.

Es giebt noch eine andre Art von Affen, welche von den Portugiesen Elselvago oder die wilde, und von den Negern Quoja-Vorau genennt wird. Diese Art ist fünf Fuß lang und von einer sehr häßlichen Gestalt; aber sehr gelehrig. Sie lernen aufrecht gehen, einen Eimer Wasser auf dem Kopfe tragen, und andre Dienste thun. Man nennt diese Art Affen in Borneo und Java Oran-Utang. Wenn sie nicht zahm gemacht worden, sind sie so boshaft und stark, daß sie einen Menschen anfallen, zu Boden werfen, ihm die Augen auskratzen, oder ihn sonst beschädigen: sie fallen auch einander selbst an. Ihr Gesicht und ihre Ohren gleichen den menschlichen, aber die Nase ist sehr platt. Die Weibchen haben einen vollen Busen und runden Bauch mit einem sehr eingedrückten Nabel. Die Gelenke der Armen und Hände, die Füße und Fersen haben mit unsern eine vollkommne Aehnlichkeit, wenn sie nämlich aufrecht stehen.

Alle Schriftsteller, sagt Brisson, welche von dieser Art der Affen geredet haben, versichern, daß sie dem Menschen vollkommen ähnlich, und mit kurzen und weichen Haaren bedeckt sey; aus der Figur aber, welche Bontius davon gegeben, sieht man, daß die Haare auf dem Kopfe lang sind, und daß sie auch unter dem Kinne wachsen.

Die Affen fressen Kräuter, Saamenkörner, Früchte, auch Fleisch und Fische; sie trinken gern

Milch und bisweilen Wein. Sie ähmen alles, was sie andre thun sehen, nach, und dieser Instinct der Nachahmung macht ihren ganzen Werth und ihre Nutzbarkeit aus. In den Gegenden, wo der Pfeffer und die Cocosnüsse wachsen, bedienen sich die Indianer der Geschicklichkeit der Affen diese Früchte zu sammlen.

Der Affe heißt auf ebräisch **Koph**, auf chaldäisch **Kophin**, auf arabisch **Kataph**, auf griechisch **Pithecos**, auf spanisch Ximio, auf englisch Ape. Er enthält viel flüchtiges Salz und Oel; sein Fleisch ist zusammenziehend, und wird von den Negern gegessen. Man giebt vor, das Herz desselben, wenn es gebraten und gegessen wird, stärke das Gedächtniß. Das Fett ist nervenstärkend und zertheilend; man rühmt es auch wider die Steifigkeit der Gelenke. Zuweilen findet man in der Gallenblase oder auch im Kopfe einer gewissen Art indianischer Affen, einen runden oder eyförmigen schwärzlichen Stein, von der Größe einer Haselnuß, welcher sehr rar und theuer ist. **Tavernier** sagt, daß er für mehr als hundert Thaler verkauft werde, wenn er so groß als eine welsche Nuß ist. Dieser Stein wird für schweiß- und gifttreibend gehalten, als alle andre Bezoarsteine: man bedient sich desselben als eines Gegengifts, in ansteckenden Krankheiten und wider die Pest; die Dosis davon ist zween bis sechs Gran.

Sus.

Sus.

Das zahme Schwein; Porcus, *Offic. Dal. Pharm.* 440. *Blaſ.* 104. *Valent.* 122. *Klein. Quad.* 25. Porcus ſiue Sus, *Boſſch. de Quad.* 232. Sus, *Herm. Cynoſ.* 809. *Schwenckf. de Quad.* 123. *Geſn. de Quad.* 872. *Aldrov. de Quad. biſulc.* 937. *Ionſt. de Quad.* 70. *Charl. Exerc.* 13. *Lem.* 848. Suſ ſeu Porcus domeſticus, *Raii Synopſ. Quad.* 92. Sus dorſo antice ſetoſo, cauda piloſa, *Linn. Syſt. Nat.* 28. Sus caudatus, auriculis oblongis, acutis, cauda piloſa, *Briſſ. Quad.* 106. Sus vel Porcus villaticus, manſuetus ſiue cicur, *Quorund.* franz. Cochon, Porc oder Pourceau domeſtique.

Unter allen vierfüßigen Thieren ſcheinet das Schwein das dümmſte und gröbſte zu ſeyn. Es enthält viel Oel, flüchtiges Salz und Phlegma. Sein Fleiſch giebt viel und ſtarke Nahrung, iſt aber ſchwer zu verdauen, und erzeugt viel ſchleimichte und grobe Säfte. Deswegen dürfen alte und ſchwächliche Perſonen daſſelbe nicht eſſen, und es dienet nur jungen Leuten von trocknen und gallichten Temperamente, die einen guten Magen und ſtarke Arbeit haben. Das Saufleiſch hat keinen guten Geſchmack; das Ferkel aber wird von vielen für eine wohlſchmeckende Speiſe gehalten, wenn es mit guten Kräutern gefüllt und gebraten iſt; es iſt aber ſchleimicht und ſchwer zu verdauen.

In der Medicin braucht man vom Schweine das Fett, die Galle und den Koth, und von der Sau das

Geburts-

Geburtsglied. Das frische Schweinsfett oder der Speck ist schmerzstillend und erweichend, und wird zu kühlenden Unguenten genommen. Man vermischt es mit Breyumschlägen zur Erweichung der Geschwulsten, welche mit Entzündung begleitet sind, und Borellus hält es für ein vortreffliches Mittel, wenn man Lorbeerblätter in geschmolznes Schweinsfett getaucht, auf gebrannte Theile legt. Es ist bekannt, daß man den Kindern, welche Zähne bekommen wollen, das Zahnfleisch mit Speck reibt. Ettmüller giebt folgendes Mittel für sehr dienlich aus, wider den heftigen Husten, welcher besonders in der Nacht sehr beschwerlich ist:

Nimm drey Knoblauchsköpfe, stoße und vermische sie mit genugsamer Menge Schweinsfett, und salbe damit Abends bey Schlafengehen und im Bette die Fußsohlen und das Rückgrad. Er versichert, man werde dieses Mittel kaum dreymal gebraucht haben, so werde der Husten ohnfehlbar nachlassen.

Die Schweinsgalle ist wider die Zufälle der Augen und Ohren dienlich; sie reinigt und heilt die Geschwüre an diesen Theilen. Man trocknet diese Galle und vermischt sie mit Stuhlzäpfchen.

Der Schweinskoth ist zertheilend; man legt ihn ganz heiß auf die harten Blattern und Geschwülste der Haut: wenn man daran riecht, so hemmt er das Nasenbluten, man kann sich desselben auch in folgender Mixtur bedienen:

Nimm

Nimm getrocknete Schweinsgalle, drey Drachmen; Rosenpulver, eine halbe Drachme. Vermische es mit Wegebreit- oder Nesselsaft, und tauche ein wenig Baumwolle hinein, und lege sie in die Nase.

Wenn man ganz heißen Schweinskoth in Leinwand hüllt, und auf die Schaam legt, so ist es ein vortreffliches Mittel wider den Blutfluß der Mutter.

Man gießt weißen Wein auf Schweinskoth, und giebt das durchgeseigte zu drey bis vier Löffeln wider das Wechselfieber; es erfolgt darauf ein starker Schweiß, wodurch das Fieber gehoben wird. Dieses Mittel wird in den Ephemerid. Germ. angepriesen.

Das äußerliche Geburtsglied der Sau wird als ein specifikes Mittel gerühmt, wenn der Urin wider Willen abgeht. Man kann hierüber die Ephemerid. Germ. Dec. 1. ann. 7. nachlesen. Man wird aus vielen Wahrnehmungen sehen, daß dieses Mittel in Fällen, wo andre vergeblich waren angewendet worden, beständig einen glücklichen Erfolg gehabt. Man kann diese Speise zurichten auf was Art man will. Wir rathen denen, die mit dieser Krankheit behaftet sind, sich dieses Mittels zu bedienen, weil es doch bey weitem nicht so ekelhaft ist, als die jungen Ratten, welche wider eben denselben Zufall angepriesen werden.

Nimm ungesalznes Schweinsfett, eine Unze; eine calcinirte und zu Pulver geriebene Austerschale. Vermische es genau mit einander, und applicire

diese Salbe Abends bey Schlafengehen auf die geschwollne und schmerzhafte güldne Ader.

Nimm reife Wachholderbeeren, eine beliebige Menge; brate sie mit Schweinsfett, und drücke es durch eine Leinwand. Diese Salbe dienet wider den Hauptgrind.

Nimm Schwefelblumen, eine Unze; Schweinspeck, zwo Unzen; den ausgedrückten Saft von zwo Limonien, und Rosenöl so viel nöthig. Rühr es zusammen in einem Mörsel um, und bediene dich dieser Salbe wider die Krätze.

Nimm frisches Schweinsfett, zwo Unzen; präparirtes rothes Quecksilber, zwo Drachmen. Vermische es und mache eine Salbe wider die juckenden Flechten der Haut.

Das wilde Schwein oder der Eber; Aper, *Offic. Schroed.* 268. *Lemer.* 54. *Bossch. de Quad.* 239. *Herm. Cynos.* 16. *Schwenckf. de Quad.* 54. *Dal. Pharm.* 440. *Gesn. de Quad.* 918. *Aldrou. de Quad. bisulc.* 1013. *Ionst. de Quad.* 74. *Charl. Exerc.* 13. Sus agrestis siue Aper, *Raii Synops. Quad.* 96. Sus dorso antice setoso, cauda pilosa, *Linn. Faun. Suec.* 36. Aper, porcus syluestris, *Klein Quad.* 25. Sus caudatus, auriculis breuibus, subrotundis, cauda pilosa, *Briss. Quad.* 108. Aper simpliciter vel Aper agrestis, Sus, Porcus siue Verres ferus vel syluaticus, Sus singularis vel Monius dictus, *Nonnull.* franz. Sanglier oder Cochon sauvage.

Nach

Nach der Meynung des Daubenton hat das wilde Schwein die Kennzeichen der Schweinsart ohne einige Veränderung: es trägt zwischen den Borsten ein kurzes, welches, aschgraues oder schwärzliches Haar, an verschiednen Theilen des Körpers: dieses Haar ist beynah so kraus und weich wie Wolle, und mangelt den gemeinen Schweinen gänzlich.

Das siamische oder chinesische Schwein hat von Geburt an eine schwarze Farbe, welche es beständig behält. Das wilde Schwein hat einen längern Kopf, wie auch größre und schärfere Hauer, als die andern Schweine; der Schwanz ist kurz und gerade.

Die afrikanischen Eber sind von den unsrigen sehr unterschieden; sie haben gar keine Borsten, sondern ihre Haut ist glatt und eben, aber außerordentlich hart.

Zur Brunstzeit sucht der Eber die wilde Sau, und bleibt gemeiniglich dreyßig Tage in dem dickisten Gehölze bey ihr. Er ist zu derselben Zeit wilder als jemals: die Sau aber wird nicht grimmig, außer wenn man ihre jungen angreift. Dieses ist überhaupt allen wilden Thieren eigen, daß die männlichen mehr oder weniger unbändig werden, wenn sie sich zu paaren suchen, und die weiblichen, wenn sie junge geworfen haben. Man jagt die wilden Schweine mit Hunden, oder überfällt sie des Nachts bey Mondenschein: da sie nur langsam fliehen und einen starken Geruch hinter sich lassen, auch öfters die Hunde gefähr-

lich verwunden, so muß man sie nicht mit guten Hunden jagen, die zur Hirschjagd bestimmt sind. So bald als das wilde Schwein getödtet ist, schneiden ihm die Jäger die Geiled ab, deren Geruch so stark ist, daß, wenn sie nur fünf bis sechs Stunden daran gelassen werden, das ganze Fleisch davon inficiret wird.

Das zahme Schwein heißt auf ebräisch Chasir, auf chaldäisch Chasira, auf arabisch Kanisir, auf griechisch Hus oder Choiros, auf italiänisch Porco, auf spanisch Puerco, auf englisch Hog, auf schwedisch Swin.

Das wilde Schwein heißt auf griechisch Capros oder Suagros, auf italiänisch Cinghiale, auf spanisch Puero sylvestre, oder Javali, auf englisch Wild Boar. Es enthält viel flüchtiges Salz und Oel; sein Fleisch wird gegessen und ist schmackhafter, weniger schleimicht und leichter zu verdauen, als das gemeine Schweinefleisch. Diejenigen, welche in Thiergärten sind gehalten worden, sind nicht so gut, wie die, so in Freyheit leben, und sich mit Wurzeln, Trüffeln, Korn und allerley Früchten nähren.

Obgleich das Fleisch dieses Thiers leichter zu verdauen ist, als das gemeine Schweinfleisch, so bringt es doch für zärtliche und alte Personen eine allzustarke Nahrung hervor; sie müssen es also nur sehr mäßig essen; junge Leute aber von einem trocknen und gallichten Temperamente, und welche viel Arbeit und einen guten Magen haben, können dieses Fleisch ohne Gefahr genießen.

Man

Man braucht in der Medicin das Fett, die Zähne, die Ruthe und den Koth des wilden Schweins. Von den beyden erstern gilt eben dasselbe, was wir von dem zahmen Schweine gesagt haben. Die Ruthe und die andern Zeugungsglieder des Ebers dienen, wie man vorgiebt, wider das Unvermögen und die Unfruchtbarkeit: man läßt sie trocknen und macht sie zu Pulver; die Dosis ist ein bis zween Scrupel.

Die Zähne werden am meisten gebraucht, sie sind alkalinisch, schweißtreibend und dämpfen die Schärfe der Säfte; man macht sie zu einem feinen Pulver, und giebt dieses von einem Scrupel bis zu einer halben Drachme wider das Blutspeyen, Seitenstechen und die Bräune; man kann es in Klapperrosen- oder Kardobenedictenwasser geben. Valeriola rühmt folgendes Tränkchen als ein bewährtes Mittel wider das Seitenstechen und die Bräune.

Man findet bisweilen in der Gallenblase eines gewissen indianischen wilden Schweins eine Art von Bezoarstein, welcher Pietra del Porco genennt wird, und nicht größer als eine Haselnuß ist; er ist nicht immer von einerley Farbe, gemeiniglich aber grünlich, und glatt anzufühlen. Wenn ein solcher Bezoar nach Amsterdam gebracht wird, so wird er daselbst sehr theuer verkauft. Es kaufen ihn reiche Personen, und schenken ihn zuweilen als etwas sehr kostbares an die Großen. Die Indianer nennen diesen Bezoarstein Mastica de Soho, und schreiben ihnen viele erstaunliche Eigenschaften zu, als, daß er allem Gifte widerstehen, die bösartigen Fieber, die

Pocken, den Friesel und alle ansteckende Krankheiten heilen soll: nur den Schwangern ist der Gebrauch desselben verboten, denn man weis aus der Erfahrung, daß er eine frühzeitige Geburt verursacht. Um diesen kostbaren Stein zu verwahren, und zugleich den Gebrauch desselben zu erleichtern, verschließt man ihn in ein rundes goldnes Büchschen, welches hin und wieder durchlöchert ist, und an einer kleinen Kette von oben dem Metall hängt; vermittelst dieses Kettchens hängt man es in eine Feuchtigkeit, wenn man sich der Infusion dieses Bezoarsteins bedienen will; nach einer halben Stunde zieht man das Büchschen nebst dem Steine heraus, und hängt es an einen trocknen Ort, damit er seine natürliche Härte wieder erlange, weil er in der Feuchtigkeit weich geworden. Helvetius, der Aeltere, hat sich bemüht, als er keinen wahren Pietra del Porko in Frankreich bekommen konnte, einen künstlichen zu präpariren, dessen Wirkungen durch eine lange Erfahrung dem wahren gleich befunden worden. Das Recept dazu ist folgendes:

Nimm die Galle von einem Schweine, und laß sie in einem glasurten irrdenen Gefäß evaporiren, bis daß sie die Consistenz eines dicken Gummi bekömmt; hernach laß sie trocken werden, und reibe sie zu Pulver, und sieb es durch ein seidenes Sieb.

Nimm eine Unze von diesem Pulver und eben so viel Vipernpulver: vermische es genau mit einander, und verwahre es in einer verschloßnen Flasche. Die gewöhnliche Dosis sind fünf Gran für Kinder, und zehn

zehn bis zwölf Gran für Erwachsene: man giebt es dem Kranken in ein wenig warmer Scorzonerenptisane, hernach bedeckt man ihn etwas mehr als gewöhnlich, den Schweiß zu befördern, der auf diese Arzney erfolgen muß; zwo Stunden darauf kann man ihm etwas Fleischbrühe geben.

Auf diese Art braucht Helvetius diesen durch die Kunst bereiteten Bezoarstein wider die bösartigen Fieber, Masern und Pocken, und in allen Fällen, wo es darauf ankömmt, daß eine schädliche Unreinigkeit, die mit dem Blute vermischt ist, durch den Schweiß herausgetrieben werde.

Die wilden Schweinszähne kommen zum Pulver wider das Seitenstechen, in der Pharmacopee des Lemery.

Nimm Schwefelblumen, zwo Unzen; Pulver von wilden Schweins- und Hechtzähnen, von jedem eine Unze; Klapperrosen, eine halbe Unze; vermische alles genau mit einander, und gieb dieses Pulver wider das Seitenstechen: die Dosis ist eine halbe Drachme bis zu zween Scrupel, täglich zweymal zu nehmen.

Talpa.

Der Maulwurf; Talpa, *Offic. Schroed.* 308. *Lemer.* 855. *Bossch. de Quad.* 310. *Blas.* 116. *Valent.* 183. *Dal. Pharm.* 450. *Merr. Pin.* 168. *Schwenckf. de Quad.* 128. *Charl. Exerc.* 25. *Gesn. de Quad. digit.* 931. *Aldrov. de Quad. digit.* 451.

 Ionst.

Ionst. de Quad. 118. *Raii Synopſ. Quad.* 236. *Herm. Cynoſ.* 885. Talpa noſtras, nigra communiter, *Klein Quad.* 60. Talpa caudata, *Linn. Faun. Suec.* 17. Talpa caudata, nigricans, pedibus anticis et poſticis pentadactylis, *Briſſ. Quad.* 280. Talpa vulgaris, mus terrenus vel caecus perperam, *Nonnull.* franz. Taulpe oder Taupe.

Man findet bey verſchiednen Schriftſtellern die anatomiſche Beſchreibung des Maulwurfs. Dieſes Thier, welches jedermann bekannt iſt, iſt von der Schnautze bis zum Anfang des Schwanzes ungefähr fünf Zoll, und bis zum Ende des Schwanzes einen halben Fuß lang.

Einige haben ſich eingebildet, der Maulwurf ſey von der Art der Ratten, und haben ihn die blinde Ratte genannt, weil ſie falſch dafür gehalten, daß er des Geſichts beraubt ſey. Die Augen werden aber von den Haaren bedeckt, und wenn man dieſe auf die Seite ſtreicht oder bläſt, erſcheinen ſie als zween kleine ſchwarze Punkte; jedes iſt von der Größe eines Hirſekorns. Marc Aurel Severini folgt der Meynung des Ariſtoteles und Plinius, welche ſagen, der Maulwurf könne ganz und gar nicht ſehen: denn ob er gleich geſteht, daß er dieſe kleine ſchwarze Punkte geſehen, ſo ſcheinet er doch geneigt zu ſeyn, zu glauben, daß es keine wahren Augen ſind, weil ſie keine Sehnerven haben, und weil ihnen über dieſes noch viele zum Sehen nöthige Dinge fehlen. Georg Seger ſagt, wenn dieſe Augen zerſchnitten worden, hätten ſie keine Feuchtigkeit gegeben: jedennoch glaubt er, daß

man

man dem Maulwurf nicht alles Vermögen zu sehen absprechen könne, weil es gewiß ist, daß die Natur nichts vergeblich macht. Olaus Borrichius versichert, daß diese kleine Augen, da sie als schwarze Puncte schwer zu sehen sind, einen nervichten Anhang haben, der zum Gehirn gehet, und vermittelst dessen sie nach Gefallen des Thiers hervor und zurück gezogen werden können; ferner behauptet er, daß in diesen Kügelchen, welche die Augen ausmachten, die wäßrichte Feuchtigkeit in großer Menge schwömme, von den andern Säften aber würde man nur einige wenige Spuren gewahr. Schneider bemerkt, daß die Natur, da sie den Maulwurf zu einer solchen Lebensart bestimmt hat, die darinn besteht, daß er seine Tage unter der Erde zubringen muß, ihm auch sehr kleine Augen geben, damit diese kostbarste Theile des Körpers nicht von dem Staube verletzt würden, und überdieses wären sie auch von den Haaren bedeckt. Sie haben ihre eigenen Säfte und diejenige schwarze Haut, welche Vvea genennt wird: es geht auch ein Sehnerve hinein, wiewohl durch einen Weg, der von dem gewöhnlichen unterschieden ist, indem die Hirnschale an diesem Orte keine Oeffnung hat. Derham sagt, er habe viel Maulwurfsaugen sorgfältig zergliedert, und sich dabey guter Vergrößerungsgläser bedient. Nach einer genauen Untersuchung, fährt er fort, sah ich die gläserne und crystallinische Feuchtigkeit deutlich; ich konnte ohne Mühe entdecken, daß die Prunelle eine runde, und die Hornhaut eine zugespitzte oder kegelförmige Figur hatte. Das Auge steht weit vom Gehirn ab, der Sehenerve ist sehr zart und lang, und gehet

vom Auge durch das Fleisch bis zum Gehirn, längst an dem Geruchsnerven, welcher der dickste unter allen Nerven dieses Thieres ist. Ich glaube, daß die Maulwürfe ihre Augen nach innen zurückziehen können, vielleicht auch gänzlich in den Kopf, wie die Schnecken, wenigsten können sie dieselben unter den Haaren verbergen, nachdem sie mehr oder weniger nöthig haben, die Augen zu gebrauchen oder zu vertheidigen. Galen sagt, daß die Maulwürfe Augen haben, und eine crystallinische und gläserne Feuchtigkeit, die von ihren Häuten umgeben sind.

Die Maulwürfe haben an statt langer und hervorragender Ohren runde Höhlen zwischen dem Halse und der Schulter, wodurch sie nebst den dichtern Haaren wider die Verletzungen von außen hinlänglich beschützet werden. Der innere Gehörgang ist lang, knorplicht und rund; man hat eine Art von Ohrenschmalz darinn gefunden. In den Ephemerid. Germ. finden wir, daß Christoph Schellhammer den Bau der Maulwurfsohren auch untersucht, und sowohl kleine Knochen als Höhlen darinn entdeckt hat.

Der Maulwurf hat sehr kurze Füße; die Vorderpfoten sind breiter als die Hinterpfoten, und die Erde zu durchgraben geschickt; die Zehen, deren fünf an jeder Pfote sind, haben größre, längere und breitere Klauen, als andre Thiere nach Proportion des Körpers; der ganze Körper ist mit kurzen, dichten, welchen und schwärzlichen Haaren bedeckt; der Schwanz ist sehr kurz und kaum einen Zoll lang, am Ende stumpf und nicht sehr rauch. Die Haut dieses Thiers ist sehr hart, nervicht und dick, so daß sie dem Messer widersteht,

steht, und scheinet also sehr geschickt zu seyn, eine allzu starke Ausdünstung zu verhindern, und die Wärme der Eingeweide zu erhalten, welche sonst die Kälte in der Erde sehr empfinden würden. Das Fleisch hängt so fest an der Haut, daß man es nicht davon trennen kann; dieses dienet nicht allein zur Bewegung der Haut, sondern auch die Kälte abzuhalten. Ueber dem Fleische liegt eine sehr dünne und durchsichtige Haut, die den ganzen Bauch, so wie auch die Brust umgiebt, und die man, ohne sie zu zerreissen, absondern kann. Man könnte sie die gemeinschaftliche Haut der Muskeln, die darunter liegen, nennen. Die Gedärme sind mit einem Netze bedeckt, und an statt, daß sie sich wie in den meisten andern Thieren in dünne und dicke unterscheiden ließen, hatten sie in dem Maulwurfe, welchen wir zergliederten, vom Anfang bis zum Ende einerley Dicke, ausgenommen das Ende des Mastdarms, welches weiter und voller Höhlen war. Der Magen lag auf der linken Seite, um der Leber Platz zu machen; er war nach Proportion des Körpers sehr groß, inwendig voller Runzeln. Die Leber nahm nicht nur die rechte Seite ein, sondern auch den ganzen obern Theil des Bauchs; sie war aus fünf ungleichen Lappen zusammengesetzt, davon der oberste sich in drey kleinere theilte. Die Gallenblase war sehr deutlich zu sehen, und mit einer grünlichen Galle erfüllt. Schellhammer hat aus der Erfahrung erkannt, daß diese Galle nicht die geringste Schärfe, sondern nur einige Bitterkeit hatte, so wie in allen Thieren. Ebenderselbe hat in dem Gekröse unter den Gedärmen einen drüsichten Körper von ziemlicher

licher Größe entdeckt, so daß er einem dicken Darme ähnlich war, und aus Milchdrüsen zusammengesetzt schien. Die Milz hängt unmittelbar an dem Magen, und ist röthlich, platt und in Form einer Zunge ausgedehnt. Die Nieren sind ebenfalls röthlich, und haben in Vergleichung ihrer Kleinheit eine ziemlich große Höhle. Die Ruthe war, wie Schellhammer sagt, inwendig beynah ganz verborgen, und kam an Länge dem halben Körper des Thieres gleich. Die Geilen hiengen nicht herunter, sondern waren unter der Haut eingeschlossen, und so groß als die Nieren. Um die Harnblase, welche sehr dick, runzlicht und nervicht war, befand sich noch ein andrer runder, auswendig fleischigter, inwendig nervichter Körper, der über der Ruthe lag, und in welchen sich die zuführenden Kanäle endigten, woraus man sehen konnte, daß es die Vorstehdrüsen waren. Schellhammer hat in der Brust des Maulwurfs weder einen Herzbeutel noch ein Brustfell gefunden; das Herz lag auf der linken Seite, die Lunge auf der rechten, und was zu verwundern ist, unter dem Herzen: ich weis aber nicht, sagt er, ob es in diesem Thiere, das ich zergliederte, widernatürlich war. Wir können aber versichern, daß wir in dem Maulwurfe, den wir zergliedert haben, ziemlich große Lungen gefunden, die aus fünf Lappen zusammengesetzt waren, deren zwey über dem Herzen lagen, und wovon der rechte der größte unter allen war: diese Lungen hatten kleine braune Flecken, und die Herzohren waren schwärzlich. Severin hat bemerkt, daß das Gehirn in Vergleichung der Größe des Thieres sehr groß gewesen.

Der

Der Bau des Halses, der Schultern und der Brust des Maulwurfs ist verwundernswürdig, und von einer solchen Beschaffenheit, welche man an keinem andern Thiere findet. Die Schultern sind nicht so breit, weswegen die verschiednen Muskeln, die bey den andern Thieren von der Schulter herkommen, von dem ersten Knochen der Brust entstehen. Die Schultern hängen größtentheils mit dem Brustbeine zusammen, und gehen bis an die Mitte des Halses. Die Brust ist anfänglich schmal, und wird nach und nach breiter. Die Wirbelbeine des Rückens und der Lenden, wie auch die ungenannten Beine sind wie in der Ratte und im Eichhörnchen beschaffen.

Der Maulwurf hat dreyzehn Rippen; das heilige Bein, an welchem der Schwanz hängt, besteht aus einem einzigen Knochen. Da dieses Thier eine Wohnung hat, die von der Wohnung der andern vierfüßigen Thiere unterschieden ist, so ist es auch mit Werkzeugen und Gliedmaßen begabt, welche auf eine besondre Weise zu den verschiednen Absichten und Bedürfnissen seines unterirrdischen Lebens dienen: es hat eine spitzige Nase, die ausnehmend stark und hart ist, und das, was von dem Schweine gesagt wird, gilt auch von dem Maulwurfe, dessen Hals, Schnautze, Augen und Ohren seiner Art unter der Erde zu leben vollkommen bequem und angemessen sind. Er durchwühlt die Erde und macht sich mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit einen Weg hindurch; er nährt sich mit allerley Gewürm und mit kleinen Wurzeln, weswegen er in den Feldern, Wiesen und

Gär-

Gärten vielen Schaden thut; daher sucht man ihn auch durch verschiedne Mittel auszurotten. Bradley sagt, daß man im December die Maulwürfe in ihren Höhlen finde, die mit Blättern, Stroh, Mooß und Erde erfüllt sind, und man treffe sie gemeiniglich an warmen und trocknen Orten an. Albert sagt, er habe gesehen, daß der Maulwurf die Kröten und Frösche zu seiner Nahrung suche; hingegen fressen diese die todten Maulwürfe, welche sie antreffen. Wenn die Erde von den Sonnenstralen allzusehr erhitzt wird, so kriechen die Maulwürfe gemeiniglich aus ihren Löchern heraus, frische Luft zu schöpfen, welches im Julio geschiehet, und alsdann kann man sie leichter fangen.

Der Maulwurf durchwühlt die Erde vornehmlich des Morgens und Abends, weil ihn zu dieser Zeit der Hunger treibt; eben so ist es nach dem Regen, weil er bey feuchtem Wetter die Würmer leichter riecht, und ihre Bewegung hört, und weil über dieses die Erde durch die Nässe lockerer wird, und leichter zu durchwühlen ist. Uebrigens aber glauben wir nicht mit einigen Schriftstellern, daß die Maulwürfe aus ihren Löchern gehen müßten, um sich zu paaren. Sie sind nicht stumm, wie einige sagen, sondern machen ein helles Geschrey, besonders wenn sie geschlagen werden. Einige zählen diese Thiere unter die Insekten, aber es ist abgeschmackt, dieses zu sagen. Man findet bisweilen weiße Maulwürfe, und nach Kleins Bericht ist diese Abänderung der Farbe in gewissen Gegenden nicht selten anzutreffen.

Der

Der Maulwurf heißt auf griechisch Spalax, auf italiänisch Topinara, auf spanisch Topo, auf pohlnisch Kret, auf englisch Mole, oder Moldwarp, oder Want, auf schwedisch Mullvad.

Dieses Thier enthält viel flüchtiges und fixes Salz; in der Medicin braucht man das ganze Thier, das Herz, die Leber und das Blut. Die Asche eines verbrannten Maulwurfs dienet wider die Flüße, (Rhevmatismus) den Aussatz und die Kröpfe: die Dosis davon ist eine halbe Drachme bis zu zween Scrupeln, in einem Glase Wein; man vermischt sie auch mit Honig oder Oel, und bedient sich derselben als einer Salbe wider nur erwähnte Krankheiten. Wenn man einen lebendigen Maulwurf in der Hand erstickt, so hält man dieses für ein bewährtes Mittel wider das Fieber. Ettmüller geht noch weiter; denn er versichert, daß derjenige, welcher einen Maulwurf mit der Hand erstickt hat, die Kröpfe und so gar den Krebs zu heilen die Kraft habe, wenn er die Hand auf die schadhaften Theile legt. Das getrocknete und pulverisirte Herz dieses Thieres dienet, nach Schröders Bericht, die Brüche zu heilen: man muß täglich ein solches Herz einnehmen, drey bis vier Tage nach einander. Die getrocknete und pulverisirte Leber dienet die hysterischen Vapeurs zu besänftigen, und die Nachwehen zu lindern. Wenn man den Kopf mit frischen Maulwurfsblute bestreicht und reibt, so befördert solches das Wachsthum der Haare: man rühmt dieses Blut auch sehr wider den heißen Brand, (Gangraena) besonders der Brüste; man bestreicht ein Stück Papier

pier oder weiße Leinwand damit, und läßt es trocken werden; alsdann taucht man es in ein dienliches Wasser, und legt es auf den kranken Theil. Es werden auch Mützen von Maulwurfsfellen gemacht, und den Kindern auf den Kopf gesetzt, um sie vor den Zuckungen zu bewahren.

Ursus.

Der Bär; Ursus, *Offic. Schroed.* 312. *Lemer.* 928. *Bossch. de Quad.* 198. *Dal. Pharm.* 447. *Blas.* 127. *Valent.* 47. *Schwenckf. Quad.* 137. *Charl. Exerc.* 14. *Gesn. de Quad. digit.* 941. *Aldrou. de Quad. digit.* 117. *Ionst. de Quad.* 86. *Raii Synops. Quad.* 171. *Klein Quad.* 82. Ursus cauda abrupta, *Linn. Faun. Suec.* 2. Ursus niger, cauda unicolore, *Briss. Quad.* 258. Ursus et Ursa vulgo, Ursus vulgaris, *Quorund.* franz. Ours.

Die Größe und Dicke des Fells, womit der ganze Körper des Bären bedeckt ist, so, daß er kaum das Ansehen eines Thiers zu haben scheinet, hat gemacht, daß Virgil den Bären mit Recht ungestalt genennt hat; aber niemand findet, daß dieses Thier ganz und gar unförmlich sey; denn man kann seine wahre Figur ungehindert sehen, so bald ihm die Haut abgezogen worden. Diese Ungestalt des Bären, so wie auch des Affen, welche für die häßlichste unter allen Thiergestalten gehalten wird, gründet sich auf die Aehnlichkeit, die man zwischen diesen beyden Thieren und dem schönsten von allen Thieren findet, nach der generellen

und

und allezeit wahren Regel, daß die Verschlimmerung der vollkommensten Dinge die allerschlimmste ist. Das, was den menschlichen Körper wunderswürdig macht, ist, nach Galens Meynung, der Bau der Füße und Hände, wodurch der Körper des Menschen von der andern Thiere ihrem unterschieden ist, so wie der Verstand den Unterschied der Seelen macht. Diese Structur ist in dem Bäre ganz und gar ausschweifend, darinn, daß sie etwas hat, was dem Ansehen nach die Vollkommenheit dieser Gliedmaßen ausmacht, und daß dennoch wirklich das wichtigste in ihrer Bildung verderbt ist, oder gänzlich fehlt. Galen giebt zwey Dinge an, die zum bequemen Gebrauch dieser Thiere vornehmlich nöthig sind; nämlich in der Hand, daß fünf Finger so abgetheilt sind, daß viere davon von einerley Art beysammen sind, und der fünfte besonders von jenen absteher, welches zur vornehmsten Bewegung der Hand dienet; und am Fuße, daß er eines Theils aus der Ferse, und andern Theils aus den Zehen zusammengesetzt ist, die der Ferse gegen über stehen, so wie die vier Finger an der Hand dem Daumen gegen über stehen. Plinius, der von der Aehnlichkeit redet, welche die Vorder- und Hinterfüße des Bären mit den menschlichen Händen und Füßen haben, hat diese Aehnlichkeit nicht recht eingesehen, indem er sie in der Lage der Ellnbogen und Knie bestehen läßt, von denen er sagt, sie wären bey dem Affen wie bey dem Menschen beschaffen.

Die Substanz der Bärenfüße ist eben so besonders beschaffen, als ihre Structur. Plinius und Plutarch melden, daß sie ein herrliches Essen seyn, und

Michael Herus sagt, es würden in Deutschland noch auf fürstlichen Tafeln eingesalzne und geräucherte Bärenfüße aufgetragen.

Wir haben gefunden, daß diese wohlschmeckende Substanz ein fettichtes und sehr weißes Band seyn müsse, ungefähr zween Zoll dick, welches die Bären inwendig umgiebt, und es ist zu vermuthen, daß einige Feuchtigkeit aus diesem Theile kommen könne, welches dem Aelian und Plinius Gelegenheit gegeben, zu sagen, der Bär könne vierzig Tage ohne einige andre Nahrung leben, als die er durchs Lecken aus seinem rechten Fuße zieht.

Die Klauen der beyden Bären, welche wir zergliedert haben, waren an dem letzten Gliede der Zehen befestigt, auf eben die Art, wie bey dem Löwen; sie waren schwarz und nicht so groß, als bey diesem. Aus der Art und Weise, wie diese Klauen abgenutzt waren, konnte man sehen, daß ihre Substanz von den Löwenklauen sehr verschieden ist: denn in den Löwen, die wir zergliedert haben, waren die Klauen auch ein wenig abgenutzt, aber so, als wie zaserichtes Holz abgenutzt wäre; da hingegen die Bärenklauen wie Eisen waren, nämlich die Löwenklauen bestehen aus Zasern, die sich von einander trennen lassen, und die Bärenklauen sind von einer dichten Substanz. Die Zähne waren kleiner als des Löwens; weswegen man sagt, daß er sich bloß der Klauen bediene, die Netze zu zerreissen, weil die Größe und Dicke seiner Lefzen ihn verhindert, die Zähne zu brauchen.

Die Bärenhaut ist auf dem Rücken sehr hart und dick, unter dem Bauche aber dünn und zart. Das Fell ist nicht so rauch als des Löwens, indem es etwas wollartig ist.

Was die innern Theile betrifft, so fanden wir das Netz ziemlich groß, aber sehr mager, und der ganze Körper war sowohl inwendig als auswendig ohne Fett, welches wohl die Wirkung einer Krankheit seyn mußte: denn sonst ist der Bär von Natur sehr fett, und im Winter mästet er sich am meisten. Die Leber war sehr groß, und in sieben Lappen getheilt. Die Gallenblase war nicht halb so groß als im Löwen; jedennoch fanden wir viel Galle auf den Häuten der herumliegenden Theile ausgebreitet. Der Schlund hatte nur vierzehn Linien im Durchschnitte, und war gegen den obern Magenmund nicht weiter, aber durchgängig auswendig sehr fleischicht; der Magen war außerordentlich klein, obgleich Aristoteles versichert, daß der Bär so wie das Schwein einen sehr großen Magen habe: dieses hat er vielleicht mit allen andern Schriftstellern deswegen gesagt, weil man geglaubt hat, der Bär müßte einen großen Magen haben, weil er sehr viel frißt. In unsern Kadavern war er noch nicht einen Fuß lang, und seine größte Weite war nach oben zu nur sechs Zoll, und gegen die Mitte zween und einen halben Zoll, wo er sich verengerte, und nach und nach wieder weiter ward, um einen zweyten Magen von ungefähr drey und einen halben Zoll zu formiren. Der Grund dieser beyden Magen war hart, drey Linien dick, und gegen die untere Magenöffnung fünf Linien dick, welche noch härter war. Ihre

innere Haut war nicht eben und gleich, wie sie gemeiniglich ist, sondern einigermaßen wie die Haut in dem Magen der wiederkäuenden Thiere beschaffen, wegen der vielen Erhebungen, welche sie hatte; diese Erhebungen aber hatten keine solche reguläre Figur, die man in den Magen der wiederkauenden Thiere siehet. Was das Gedärme betrifft, so kann man sagen, daß es nur ein einziger Darm war, weil man keinen Unterschied darinn sah, den man in den meisten Thieren wahrnimmt, in Ansehung der Verschiedenheit der Farbe, der Substanz und Größe: überhaupt war das Gedärme vierzig Fuß lang. Diese Gleichförmigkeit des Gedärmes kann die Ursache gewesen seyn, daß Theodor Gaza in der Uebersetzung des Aristotelis, wo von den Därmen des Bären die Rede ist, die Einheitszahl Intestinum an statt der Vielheitszahl ἔντερα (Entera) setzet, und es ist wahrscheinlich, daß diese Sonderbarkeit dem Scaliger unbekannt gewesen, wenn er den Gaza tadelt, daß er sich diese Freyheit genommen. Die Milz war klein und dünne, sechs Zoll lang und zween breit, und noch keinen Zoll dick. Die Structur der Nieren schien uns ganz besonders zu seyn; ihre Figur war fünf und einen halben Zoll lang, und zwey und einen halben breit. Als wir die Fetthaut, die aber hier ohne Fett war, weggenommen hatten, fanden wir eine andre sehr harte und dicke Haut, welche sechs und funfzig kleine Nieren gleichsam als in einem Sack enthielt. Die Figur jedes kleinen Nierens hatte von außen einen breiten Grund, und ward nach innen zu schmäler, wo sie wie die Beeren einer Weintrauben beysammen hiengen; dieser Grund

oder

oder untere Theil war an einigen sechs- an den meisten fünf- und an andern viereckicht; sie waren auch von verschiedener Größe, die meisten wie eine mittelmäßige Kastanie, einige wie eine Haselnuß, und überhaupt stellten sie einen reifen Tannzapfen vor.

Die Lungen hatten fünf Lappen, drey auf der rechten und zween auf der linken Seite; die beyden obern der rechten Seite waren sehr groß, der mittelste war unten in drey Spitzen getheilt. Die Zunge war breit und dünn, wie bey den Katzen und Hunden, und oben mit kleinen fleischichten Erhebungen ohne Rauhigkeit besetzt. Die Hirnschale war nicht so zerbrechlich, als die Schriftsteller sagen; man fand sie unter der Säge sehr hart. Es ist wahr, daß sie nur halb so dick war, als die Löwenzunge, die wir am dünnsten Orte sechs Linien dick fanden. Der Knochen, wodurch das große Gehirn von dem kleinen abgesondert wird, war auch dünner und von einer ungleichern Figur, als im Löwen. Hingegen war das Gehirn viermal größer, indem es vier Zoll lang und drey Zoll breit war.

Die ausnehmende Magerkeit unsrer beyden Bären verhinderte uns das Fett zu untersuchen, und die Wahrheit dessen zu erläutern, was Aristoteles, Theophrast und Plinius davon sagen, nämlich, daß das Bärenfett, wenn es den Winter über verwahrt wird, an Größe und Schwere augenscheinlich zunehme. Wenn dieses wahr wäre, so würde es die Meynung bestätigen, daß der Bär unter allen Thieren das stärkste Vermögen zu wachsen besitze. Denn

ob er gleich im Anfange seines Lebens das kleinste unter allen; und zwar nach des Aristoteles und Plinius Bericht nicht viel größer als eine Maus ist, so wird er dennoch eines der größten Thiere; und ob er schon lange Zeit mit der Milch einer Mutter, die nichts frißt, genährt wird, (wenn es wahr ist, was Aristoteles sagt, daß die Bären, nachdem sie ihre jungen geworfen, vierzig Tage lang, ohne etwas zu fressen, in ihrer Höhle bleiben) so wächst er doch hernach so, wie das Crocodill, während seiner ganzen Lebenszeit. Die Betrachtung dieser besondern Eigenschaft des Bären führt uns auf das Temperament dieses Thieres, welches nach des Aristoteles Meynung durchgängig feucht ist; diese Feuchtigkeit aber muß dem Leben zuträglich seyn, und nicht leicht vertrocknen können, welches eine Wirkung, nicht der Crudität, wie die überflüßige Feuchtigkeit der Excremente, sondern der Vollkommenheit der Verdauung ist, die durch die gute Beschaffenheit der Theile des Körpers verursacht wird, so daß alle Arten von Nahrungsmitteln in einen guten Saft verwandelt werden, und in die eigne Substanz des Körpers übergehen. Unsre Beobachtungen über diese Vollkommenheit des Temperaments des Bären haben uns folgende Kennzeichen an die Hand gegeben: erstlich, daß ein Thier, welches alle Arten von Fleisch ohne Unterschied frißt, und mit einerley Leichtigkeit rohes Fleisch, Fische, Krebse, Insecten, Kräuter, Baumfrüchte, Hülsenfrüchte und Honig verdaut, und alles dieses in einem sehr kleinen Magen in engen Gedärmen, unter welchen kein Blinddarm zu finden ist, daß, sagen wir, ein solches Thier eine sehr starke Dauungs-

kraft

kraft haben müsse, weil es durch sein gutes Temperament dasjenige zu ersetzen vermögend ist, was an der Bequemlichkeit der Structur fehlet, die man an den Werkzeugen der andern Thiere siehet, welche diese Verrichtungen vollkommen zu machen und viele Nahrungsmittel zu verdauen, dieselben lange Zeit in grossen Behältnissen aufbehalten, und durch viele Falten und Krümmungen durchführen, wie wir von dem Kameel angemerkt haben, dessen Gedärme fast noch einmal so lang waren, als des Bären seine. Zweytens, die geringe Fähigkeit der Leber und der Milz, die Auswürfe anzunehmen, zeiget an, daß die Wirksamkeit der natürlichen Hitze in dem Bäre so ordentlich ist, daß sie weder dem Mangel noch dem Uebermaaß unterworfen ist, wodurch die Nahrungsmittel entweder verbrannt oder nur halb gekocht werden, woraus folget, daß das Blut, welches dadurch verdorben wird, von vielen Theilen gereinigt werden muß, die den Körper zu nähren unfähig sind: denn wenn auch die Natur dem Bären eine große Menge kleiner Nieren bloß zur Ausführung einer häufigern Serosität gegeben hätte, so könnte man dennoch den Ueberfluß dieses Auswurfs nicht für ein Merkmaal der schwachen Wärme und der unvollkommenen Verdauung halten; sondern vielmehr für eine Wirkung der unmerklichen Ausdünstung, wegen der dicken Haut des Bären. Man muß noch hinzusetzen, daß dieser Mangel der Ausdünstung nicht ein Merkmaal eines Mangels an Wärme seyn könne, weil der Bär, so grob und ungeschickt er auch zu seyn scheint, dennoch eine Hurtigkeit und Stärke hat, die von einem Ueberfluß und einer Feinheit der

Lebensgeister zeugen, welche vermöge der natürlichen Hitze hervorgebracht werden. Drittens, diese starke Wachsthumskraft des Bären ist das Merkmaal einer sehr vollkommenen Feuchtigkeit, welche die Theile des Körpers zur Ausdehnung fähig macht, und ihre Größe so vermehret, daß dadurch ihre Stärke nicht verringert wird. Die Muthmaßung, die wir aus unsern Wahrnehmungen gezogen, um die außerordentliche Kleinheit glaublich zu machen, welche der Bär im Anfange seiner Erzeugung und ersten Bildung haben soll, gründen sich auf die Kleinheit seiner Augen, aus dem Grunde, daß die Augen, so bald als die Bildung geschehen ist, gemeiniglich in Vergleichung mit dem übrigen Körper so groß sind, daß jedes Auge die Größe des ganzen übrigen Kopfs übertrifft, so wie der Kopf größer ist, als der ganze übrige Körper.

Dieses ist die anatomische Beschreibung des Bären, deren Weitläuftigkeit und Richtigkeit leicht zu erkennen geben, aus welcher Quelle wir sie geschöpft haben, nämlich aus der vortrefflichen Sammlung der Memoires de l' Academie Royale des Sciences pour servir à l' Histoire Naturelle des Animaux: daher haben auch **Blasius**, **Valentin** und **Rajus** aus eben dieser Quelle geschöpft. **Rajus** merkt nur nach den **Willughby** an, daß der Bär auf den Fersen geht, und sich wie der Mensch darauf stützt; daß die Wurzeln seiner Klauen vermittelst harter Ringe befestigt sind; daß die Bärinn zwo Brüste unter den Schultern hat, und daß das Skelet dieses Thieres dem Skelet des Menschen sehr ähnlich ist; daß er ein

Schwanzbein hat, obgleich keinen Schwanz, keine Schlüsselbeine; vierzehn Ribben an jeder Seite der Brust; drey und dreyßig Wirbelbeine am Rückgrade, und sieben am Halse.

Wir lesen in den Ephemerid. Germ. Decur. ann. 9. et 10. p. 40. eine Observation, daß der Bär, welcher vielleicht unter allen Thieren den feinsten Geruch besitzt, eine große Ausdehnung der innern Oberfläche der Nase hat, vermöge welcher er die Eindrücke der riechbaren Dinge annimmt.

Nach Kleins Bericht hat der Bär vier Brüste und beynah keinen Schwanz; in den nordischen Ländern ist er sehr bekannt; seine größte Stärke hat er in den Füßen, der Kopf aber ist sehr schwach; er kann auf den Hinterfüßen gehen und laufen; er klettert auf die Bäume nach Honig; er schlägt mit den Vorderfüßen wie mit Fäusten zu, und indem er also schlägt, tödtet er die größten Thiere, sogar auch Ochsen; er ist verschlagen, boshaft, gefährlich, und allezeit geneigt einen bösen Streich zu spielen; an List ist er mit dem Fuchse zu vergleichen. Der gemeine Bär ist in Pohlen von unterschiedner Art zu finden, der größte heißt der Ameisenbär, weil er sich mit Ameisen nähret; von Farbe ist er schwärzlich; der mittlere, welches der gemeine Bär ist, hat eine gelbe Farbe; der kleine wird der weiße oder silberfarbige Bär genennt. Die größten sind die grausamsten. In dem Palatinat Polocski in Litthauen hat man einen Bären von außerordentlicher Größe gesehen, welcher einige Dutzend Pferde, außer den andern Thieren, erwürgt hatte.

Der Bär, sagt Denys in seiner Histoire Naturelle de l'Amerique Septentrionale, ist ganz schwarz, und so hoch als ein großes Schwein, nicht so lang, aber dicker; er hat ein dickes Fell, einen großen platten Kopf, kleine Ohren, fast gar keinen Schwanz, große Klauen; er klettert auf die Bäume, lebt von Eicheln, frißt wenig Aaß, und geht an das Ufer der See, wo er die Fische frißt, welche die See auswirft; sein Fleisch ist gut zu essen, weiß wie das Kalbfleisch, und von eben so guten, ja fast besserm Geschmacke.

Wenn man dem Scaliger Glauben beymißt, so pflegt man in Savoyen das Bärenfleisch häufig zu essen; aber das Fett davon taugt nichts. Viele läugnen, daß der Bär den ganzen Winter hindurch schlafe, wie der Luchs und das Murmelthier, so, daß er sich während dieser ganzen Jahrszeit von allen Nahrungsmitteln enthalte. Nichts destoweniger finden wir in einem Auszuge einer neuern dänischen Schrift, daß gegen den Tag Allerheiligen die Bäre in Norwegen sich in ihre Höhlen begeben, die sie sich an dem Fuß der Felsen gegraben, oder an den Wurzeln großer Bäume, die der Wind umgerissen hat. Sie tragen eine große Menge Mooß hinein, worauf sie bequem liegen, aber keinen Vorrath von Lebensmitteln. Wenn sie herausgehen, so findet man nichts in ihren Höhlen, woraus man schließen könnte, daß sie während der ganzen Zeit etwas gefressen hätten. Man kann unterdessen doch nicht sagen, daß die Bären diese ganze Zeit über schlafen, sondern sie liegen still und saugen an ihren Pfoten. Um aber zu begreifen, wie der Bär eine so

lange

lange Zeit ohne alle Nahrungsmittel bleiben könne, muß man in Erwägung ziehen, erstens, daß der Bär im Sommer äußerst gefräßig ist, und ohne Zweifel vielen Nahrungssaft sammlet; weswegen er auch so fett wird, daß er bisweilen mehr als zehn Finger dick Fett an den Seiten nnd Schultern hat; zweytens ist sein Fleisch während des Sommers sehr schwammicht und aufgedunsen, weil die Zäserchen, woraus das Fleisch zusammengesetzt ist, voller Nahrungssaft sind; woher es kömmt, daß dieses Thier einen Ueberfluß an Feuchtigkeit hat, und daß sein Fleisch im Sommer einen viel widrigern Geschmack und Geruch hat, als im Winter; drittens findet man, daß seine Pfoten im Winter dick und aufgeschwollen sind, und wenn man hineinschneidet, einen Milchsaft geben; weswegen der Bär in dieser Jahrszeit beständig an seinen Pfoten saugt.

Plinius, Schwenckfeld, Jonston und andre Naturforscher sagen, daß die Bäre sich gegen den Monat Februar oder zu Anfange des Winters paaren, und daß sie alsdann viel gefährlicher sind.

Der Bär heißt auf ebräisch Dob, auf chaldäisch Duba, auf arabisch Dubbe, auf griechisch Arctos, auf italiänisch und spanisch Orso, auf böhmisch Nedwad, auf pohlnisch Wewer oder Niedzwiedz, auf englisch Bearn, auf schwedisch Biorne.

Der Bär enthält viel flüchtiges Salz und Oel; sein Fleisch ist kalt, und giebt eine sehr schlechte Nahrung, und wird nur von armen Leuten gegessen; jedoch gehören

hören seine Vorderfüße unter die Leckerbissen der Großen.

Die Galle und das Fett dieses Thieres werden in der Medicin gebraucht; die Galle ist scharf und durchdringend; sie zertheilt die zähe Materie, welche eine Quelle unzähliger Krankheiten ist. Man preiset sie innerlich zu nehmen an, wider die Epilepsie, das Asthma und die Gelbsucht: die Dosis davon ist drey bis acht Tropfen. In Finnland, wo es viele Bären giebt, bedienen sich die Einwohner dieser Galle, getrocknet; wider viele Krankheiten, und machen eine Panacee daraus, welche den Schweiß treibt. Man braucht sie auch äußerlich als ein Pulver wider alte und krebsartige Geschwüre, wider Zahnschmerzen und Blödigkeit des Gesichts.

Das Bärenschmalz ist erweichend, zertheilend und durchdringend; man reibt die Gegend der Lenden und das Rückgrad damit, die Darmbrüche zu verhüten: es ist auch ein Schönheitsmittel, welches die Haut glatt macht.

Homo.

Wir wollen die Abhandlung von der Materia Medica mit dem Menschen beschließen, der mit Recht das Meisterstück des Schöpfers genennt wird, welcher ihm die Herrschaft über alle Thiere gegeben hat.

Der Mensch; Homo, *Offic. Schroed.* 69. *Lem.* 428. *Dal. Pharm.* 452. *Linn. Syst. Nat.* 63. *et omnium Auctorum;* Opus mirificum sextae diei, *Nonnull.* franz. Homme.

Es

Es giebt, nach des Linnäus Meynung, Abänderungen des Menschen; indem er in Europa weiß, in Amerika röthlich, in Asien braun, und in Afrika schwarz ist.

Der Körper des Menschen wird in den Stamm und in die Extremitäten oder Enden eingetheilt. Der Stamm enthält drey Höhlungen, nämlich die obere oder den Kopf, die mittelste oder die Brust, und die untere oder den Bauch. Die Extremitäten unterscheiden sich in obere und untere; die obern sind der Arm und die Hand; die untern die Schenkel und Füße. Die Theile, welche den ganzen Körper bedecken, werden die gemeinschaftlichen Decken genennt, und sind die Haut und das Fett. Unter den zehn Muskeln des Bauches liegt das Darmfell, welches den größten Theil der Eingeweide des Unterleibes einschließt. Das Netz ist eine doppelte Haut, die mit Fettstreifen versehen ist, und an dem Magen, am Zwölffingerdarm und an der Milz hängt, über den Därmen unbefestigt liegt, und gemeiniglich bis unter den Nabel geht. Der Magen liegt im obern Theile des Bauchs, etwas mehr auf der linken als auf der rechten Seite; die beyden Oeffnungen desselben, nämlich die obere, worein sich der Schlund endigt, und die untere, welche der Pförtner genennt wird, sind höher als der Grund des Magens: er besteht aus vier über einander liegenden Häuten, wovon die äußere häuticht, die zwote muskulös, die dritte nervicht, und die vierte zotticht ist; dieses gilt ebenfalls von den Därmen und dem Schlunde. Der Canal, welcher vom Magen bis zur Oeffnung des Hin-

Hintern gehet, besteht aus den Gedärmen, welche in dünne und dicke eingetheilt werden; die dünnen sind der Zwölffingerdarm, der Leerdarm, der Hüftdarm, und die dicken der Blinddarm, der Dickdarm und der Mastdarm. Alle diese Därme machen einen Canal aus, welcher sechsmal länger ist, als der Körper. Das kleine Gekröse besteht aus zwoen Häuten, zwischen welchen sich ein höhlichtes Gewebe findet, nebst einer großen Anzahl von Gefäßen und Drüsen. Der Blinddarm stellt gleichsam einen Sack vor, und hat auswendig einen wurmförmigen Anhang. Die dünnen Därme liegen in der Mitte und vorwärts; die dicken nehmen die Seiten und den obern und untern Theil des Bauchs ein.

Die Leber besteht aus unzähligen kleinen Drüsen, und ist dunkelroth und von ziemlich dichter Consistenz; sie theilt sich gemeiniglich in zween Lappen, davon der rechte größer ist, als der linke, welcher einen guten Theil des Magens bedeckt; sie hängt an den nahgelegenen Theilen, vornehmlich aber am Zwerchfell, vermittelst vier Bänder.

Dieses Eingeweide dienet die Galle aus dem Blute abzusondern. Das Blut wird der Leber durch die Leber-Pulsader und Pfortader zugeführt, welche letztere aus der Vereinigung der Blutadern formirt wird, die aus den meisten Eingeweiden des Unterleibes kommen. Die Pfortader verrichtet die Function einer Puls- und Blutader, indem sie das Blut der Leber zuführt, und dasselbe, nachdem die Galle daraus abgesondert worden, nebst dem Blute aus der Leber-Pulsader in die Hohlader führt.

Die

Die Gallenblase ist ein kleiner häutichter Sack, von der Figur einer Birne, und von der Größe eines kleinen Hühnereyes; sie berühret den Dickdarm, und theilt ihm die gelbe Farbe mit, die der Galle eigen ist. Man findet in der innern Fläche der Gallenblase viele kleine Höhlen oder Zellen, welche von den Falten der Sammethaut formiret werden. Es werden auch öfters in der Gallenblase Steine gefunden, die von der verdickten und trocken gewordenen Galle entstehen: denn diese Steine behalten die Farbe und den Geschmack der Galle, und entzünden sich, wenn sie ans Feuer gebracht werden; es ist so gar geschehen, daß diese Steine durch den Gallengang in den Zwölffingerdarm sind gebracht worden; so, daß sie durch den Stuhl abgegangen.

Die Milz ist ein Eingeweide von einer weichen und leicht auszudehnenden Substanz, von Farbe bläulicht oder röthlicht; sie liegt in der linken Seite unter dem Zwerchfell, zwischen den kurzen Ribben und dem Magen, unmittelbar über der linken Niere. An der Seite der Ribbe ist die Milz gewölbt, und gegen den Magen zu ausgehöhlt; an diesem Theile unterscheidet sie sich vermittelst einer Spalte in zween Theile, und durch diese Spalte gehen die Gefäße, welche der Milz eigen sind, in ihre Substanz hinein.

In der Gegend der Lenden liegen die Nieren, eine auf der rechten, und die andren auf der linken Seite; ihre Figur ist einer Bohne ähnlich; die linke Niere liegt gemeiniglich ein wenig höher, als die rechte. Man kann in den Nieren, deren Gewebe ziemlich dicht ist,

dreyerley Substanzen unterscheiden, nämlich, die äusserste, welche drüsicht ist, oder wie eine Rinde aussiehet; die mittelste, welche röhrig oder voller Gefäßchen, und die innere, welche häuticht ist. Die äußerste oder drüsichte Substanz scheinet zur Absonderung des Urins bestimmt zu seyn. Die Pulsadern, welche sich durch die Nieren verbreiten, werden die aussaugenden (arteriae emulgentes) genennt. Die Nierendrüsen sind von der äußern Nierendecke umgeben, welche eine Fetthaut ist. Der Nierenharngang ist ein häutichter Canal, welcher den Harn in die Blase führet.

Die Harnblase ist ein häutichter Sack, der in dem Becken zwischen dem Mastdarm und dem Schaambeine liegt, und zwar außer dem Darmfelle, welches nur dem hintern und obern Theile der Blase anhängt: man sieht daraus, wie es möglich ist, die Blase an ihrem vordersten Theile zu öffnen, und einen Stein heraus zu nehmen, ohne das Darmfell zu verletzen.

Was die Zeugungsglieder des Mannes betrifft, so sind die Hoden zween drüsichte, eyförmige, an den Seiten etwas platte Körper, welche mit vielen Häuten bedeckt sind, die von den Anatomisten in gemeinschaftliche und eigenthümliche unterschieden werden. Die erste von den gemeinschaftlichen Häuten formiret den Hodenbeutel, und ist von außen vermittelst eines Streifes in zwey Theile getheilt. Dieser Streif heisset die Nath, und gehet von dem Bande, wodurch die Vorhaut an die Eichel befestigt wird, bis zur Oeffnung des Hintern; und die Gegend zwischen den Hoden und der Oeffnung des Hintern wird das Perinäum genennt.

Die

Die Saamenbläschen sind zweyhäutigte und zellichte Behältnisse, aus welchen der Saame durch zween zarte Canäle in einen drüsichten Körper, und von da weiter in den Harngang gebracht wird.

Die Theile der männlichen Ruthe sind der höhlichte Körper, der Harngang und die Eichel. Der Theil des Harngangs vom untern Theile des Schaambeines, bis zur Eichel, ist von allen Seiten mit einem zellichten Gewebe umgeben; man nennt es das schwammichte Gewebe, welches auch die Substanz der Eichel ausmacht. Diese ist das empfindlichste unter allen den Theilen, die zur Zeugung dienen.

Die Geburtstheile des Weibes sind die großen Lefzen, die Nymphen, die Clitoris, die Mutterscheide, die Gebährmutter mit ihren Gefäßen und Bändern, die fallopianischen Trompeten, und die Eyerstöcke.

Die Gebährmutter ist der beträchtlichste Theil unter allen; sie liegt zwischen der Blase und dem Mastdarm; von Figur sieht sie einer platten Birne ähnlich, in der Schwangerschaft aber wird sie beynahe rund. Der breiteste Theil der Mutter heißet ihr Grund, und der schmälste ihr Hals, welcher ein wenig in die Scheide hervortritt, und eine eyförmige Oeffnung hat, die der innere Muttermund genennt wird. Der Grund der Mutter wird mit den fallopianischen Trompeten, den Eyerstöcken und den Lendengegenden, vermittelst zweyer breiten Bänder verbunden, und mit der Gegend des Schaambeins durch zwey andre runde Bänder.

Die Eyerstöcke sind zwey kleine, weißlichte, eyförmige, und etwas platte Körper, und liegen an den Seiten der Mutter, mit welcher sie nicht nur, vermittelst der breiten Bänder, sondern auch noch durch ein rundliches verbunden ist, welches die alten für einen Canal angesehen haben. Ihre Substanz bestehet aus einem schwammichten Gewebe und vielen Bläschen, die eine sehr helle Feuchtigkeit enthalten.

Die Zeugung geschiehet durch die Vermischung beyder Geschlechter. Wenn das Ey in die Gebährmutter gebracht worden, so entwickeln sich die Theile desselben, und aus dieser Entwickelung entsteht nicht nur die Frucht, sondern auch der Mutterkuchen, die Nabelschnur, und die Häute, welche das Wasser enthalten, worinn die Frucht schwimmt.

Die zwote Höhle des Stamms heißet die Brust, die an ihrem untern Theile, wo sich das Zwerchfell befindet, breiter ist, als oben. Die darinn enthaltenen Theile sind das Herz und die Lungen. Das Herz wird unmittelbar im Herzbeutel eingeschlossen, und ist ein hohler Muskel, welchen man als das vornehmste Werkzeug des Zirkellaufs des Bluts betrachten muß: seine Figur ist kegelförmig. Es liegt schief in der Mitte des vordern Theiles der Brust, so, daß sein Grund oder sein breitester Theil in der Mitte der Brust, und seine Spitze etwas nach der linken Seite zu lieget. Man findet am breiten Theile des Herzens viel Fettigkeit, und vier beträchtliche Gefäße, die sich in die zwo Herzkammern öffnen, welche, in die rechte und linke, oder besser, in die vorderste

und

und hinterste unterschieden werden. Die vier Gefäße sind zwo Pulsadern und eben so viel Blutadern, nämlich an jeder Herzkammer eine Puls- und eine Blutader. Die Blutadern gehen aber nicht gerade in die Herzkammern hinein, sondern vermittelst zweyer besondern Behältnisse, die zwischen den Ausgängen der Adern und den Oeffnungen der Herzkammern befindlich sind. Diese Behältnisse heißen die Herzohren. Die Blutader, welche in das rechte Herzohr gehet, wird die Hohlader genennet. Sie bringt das Blut, welches aus allen Theilen des Körpers zurück kömmt, in das rechte Herzohr. Die Pulsader, welche das Blut aus der rechten Herzkammer empfängt, ist unter dem Namen der Lungenpulsader bekannt, weil sie das Blut durch die Lungen vertheilet; und die Blutadern, welche das Blut aus den Lungen in das linke Herzohr führet, wird die Lungen-Blutader genennt. Die Pulsader, welche das Blut aus der linken Herzkammer empfängt, um es durch alle Theile des Körpers zu führen, heißt die große Pulsader.

Die Herzohren sind zween hohle Muskeln; das rechte ist so, wie die rechte Herzkammer, größer und weiter, als das linke Herzohr, und die linke Herzkammer. Es ist aber zu merken, daß die Seiten der rechten Herzkammer nicht so dick sind, als die von der linken, und daß die Höhle beyder Herzkammern bis zur Spitze des Herzens gehet, wo die Seiten sehr dünne sind. An der Oeffnung der rechteu Herzkammer befinden sich drey dreyspitzige Häute, (valvulae tricuspidales) und zwo mützen-

förmige (mitrales) an der Oeffnung der linken. Es finden sich auch an den Oeffnungen der Herzkammer, die nach der Lungen-Pulsader, und der grossen Pulsader siehet, halbmondförmige Häute (valvulae semilunares).

Wenn man sich einen gehörigen Begriff von der Bewegung des Blutes machen will, so muß man merken, daß das Blut aus dem Herzen durch die Pulsadern in alle Theile des Körpers fließt, und daß ein Theil dieses Bluts durch die Blutadern wieder zum Herzen gebracht wird.

Diese Bewegung des Bluts aus dem Herzen in alle Theile, und aus allen Theilen zum Herzen wird der Zirkellauf des Bluts genennt, dessen Entdeckung die meisten Anatomisten dem berühmten Harväus zueignen.

Die Lungen sind zween schwammichte Körper, die durch das Brustfell (Mediastinum) von einander abgesondert werden. Jede Lunge ist in Lappen getheilt; die rechte hat gemeiniglich drey, und die linke nur zween Lappen. Ihre Farbe ist in Kindern schön roth, hernach werden sie aschfarbig, und in Greisen bläulicht. Die Lungen sind mit einer Haut bedeckt, welche mit der Ribbenhaut (Pleura) in einem fortgeht.

Die Luftröhre ist ein Canal, welcher längs an dem vordern Theile des Halses in die Lungen geht, wo er sich in viele Aeste theilet. Der oberste Theil der Luftröhre heißet Larynx, und der Knorpel, welcher die Oeffnung desselben bedeckt, wird Epiglottis genennt. Wenn die Luftröhre bis zum vierten Wir-

belbei-

belbeine des Rückens gekommen ist, theilet sie sich in zween Aeste, welche man Bronchia genennt hat.

Das Zwerchfell ist eine muskulöse Haut, wodurch die Brust von dem Unterleibe abgesondert wird. Es hat eine schiefe Lage, so, daß der vordere Theil höher ist, als der hintere, und es formirt eine Art von Gewölbe, dessen erhabener Theil nach der Brust zu siehet. Es finden sich drey beträchtliche Oeffnungen darinn, nämlich eine runde in dem sennichten Theile, (portio tendinea) wodurch die Hohlader gehet; eine eyförmige in dem fleischigten Theile, wodurch der unterste Theil des Schlundes geht, und endlich eine dritte zum Durchgang der untern großen Pulsader und des Milchsaftganges, (Ductus thoracicus).

Der Kopf enthält nicht nur das große Gehirn, das kleine Gehirn, und das längliche Mark mit denen sich darinn ausbreitenden Gefäßen, sondern auch die vornehmsten Werkzeuge der Sinnen.

Das große Gehirn wird von zwoen Häuten umgeben, deren eine die harte, (dura mater) und die andre die zarte Hirnhaut, (pia mater) genennt wird. Man unterscheidet darinn zwo Substanzen, die äussere, welche die aschenfarbige, oder rindenhafte, und die innere, welche die weiße oder die markichte heißt. Auf der Oberfläche der äußern Substanz bemerket man viele Furchen, deren Krümmungen (anfractus) den Verwickelungen der dünnen Därme ähnlich sind.

Wenn man die beyden Halbkugeln des Gehirns ein wenig von einander absondert, so kömmt ein weißer Körper zum Vorschein, welcher nichts anders ist, als die markichte Substanz, die unter dem Namen des schwielichten Körpers (corpus callosum) bekannt ist.

Die Höhlen oder Kammern in der Substanz des Gehirns, die durchsichtige Scheidewand, (septum lucidum) der gestreifte Körper (corpus striatum) die Betten der Sehnerven, (thalami nervorum opticorum) andre Erhebungen, welche nates und testes heißen, die Zirbeldrüse (glandula pinealis) kann man mit bloßen Augen unterscheiden.

Das kleine Gehirn liegt unter dem hintersten Theile des großen Gehirns, von welchem es vermittelst einer Scheidewand getrennet wird. Es besteht auch aus zweyerley Substanz, einer aschfarbigen oder rindenförmigen, und einer weißen oder markichten.

Wenn man das kleine Gehirn der Länge nach aufschneidet, so bemerkt man, daß die markichte Substanz desselben auf jeder Seite eine Art von Baum vorstellet, welcher von einigen der Lebensbaum genennet wird.

Das längliche Mark liegt unter dem kleinen Gehirn. Man betrachtet darinn längs an seinem untern Theile fünf Erhebungen, und außer diesen noch den Ursprung von zehen Nerven-Paaren. Die beträchtlichste dieser Erhebungen heisset nach dem Willis die ringförmige (protuberantia annularis *Willisii,*) und wird von einigen auch die Brücke des Varolius (pons *Varolii*) genennt;

nennt; die zwote und dritte Erhebung heißen die pyramidenförmigen, und die beyden letzten die olivenförmigen. Das längliche Mark und das Mark in dem Canal des Rückgrades geben vielen Nerven-Paaren den Ursprung; aus dem länglichen Mark entstehen ihrer zehn, und aus dem Rückmarke dreyßig Paare Nerven.

Was das Skelet oder die Zusammensetzung aller Knochen des menschlichen Körpers betrifft, so wird dasselbe in den Kopf, den Stamm und die Extremitäten, Gliedmaaßen oder Enden eingetheilt. Der Kopf begreift die Hirnschale und das Gesicht in sich.

Die Hirnschale ist hohl, gewölbt, eyförmig, und besteht aus acht Knochen, welche sind das Stirnbein, das Hinterkopfbein, die beyden Seitenbeine, die beyden Schlafbeine, das Keilbein und das Pflugschaarbein. Die sechs erstern betrachtet man gemeiniglich als die eigentlichen Knochen des Hirnschedels, und die beyden letztern als gemeinschaftliche des Hirnschedels und Gesichts.

Diese Knochen sind an der Ober- und Unterfläche härter, als in der Mitte; daher unterscheidet man sie in zwo Tafeln, nämlich in die äußere und innere; der mittlere Theil aber ist schwammicht, und wird die Diploe genennt.

Das Gesicht wird durch die Verbindung vieler Stücke formirt, die unter dem Namen der Kinnladen begriffen sind, wovon eine die obere, die andre die untere ist.

Die Oberkinnlade ist unbeweglich, und aus dreyzehn Beinen zusammengesetzt; wozu noch die Zähne kom-

kommen, nämlich vier Schneidezähne, zween Hundszähne, und zehn Backenzähne, welche auch Mahlzähne (molares) heißen.

Die Unterkinnlade, welche beweglich ist, besteht aus einem einzigen Knochen, und hat auch sechzehn Zähne, wie die Oberkinnlade.

Der Stamm oder Rumpf des Körpers kann in drey Theile getheilt werden, nämlich in das Rückgrad, den Brustharnisch (thorax) und das Becken (pelvis).

Das Rückgrad ist eine knochichte Säule, die aus vier und zwanzig Wirbelbeinen, dem heiligen Beine und dem Steißbeine zusammengesetzt ist. Die Wirbelbeine werden in Hals- Rücken- und Lenden-Wirbelbeine unterschieden.

Der Brustharnisch ist aus vier und zwanzig Ribben formirt, so, daß ihrer an jeder Seite zwölfe stehen; die sieben obern heißen wahre, und die fünf untern falsche oder kurze Ribben; ferner aus dem Brustbeine (sternum) und aus den Rückwirbelbeinen.

Das Becken besteht aus zween großen Knochen, welche die ungenannten oder Hüftbeine heißen, die sich vornen an dem Schaambeine vereinigen, und hinten am heiligen Beine befestiget sind.

Die Enden oder Gliedmaaßen des Skelets werden in die obern und untern eingetheilt; die obern sind die Schulter, der Arm und die Hand; die untern sind der Schenkel und der Fuß.

Wir wenden uns itzt zu der Naturgeschichte des Menschen, welche wir aus dem Büffon entlehnen wollen. Alles beweist uns die Vortrefflichkeit unsrer

Natur,

Natur, und den großen Abstand, welchen die Güte zwischen den Menschen und Thieren gemacht hat. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen; das Thier ist ein Geschöpf ohne Vernunft; woraus augenscheinlich erhellet, daß der Mensch von einer ganz verschiednern Natur ist, als das Thier, und daß er diesem nur dem äußerlichen nach gleichet.

Wenn etwas fähig ist, uns einen Begriff vom Menschen zu geben, so ist es der Zustand, worinn er sich unmittelbar nach der Geburt befindet. Das neugebohrne Kind ist unfähig, seine Gliedmaaßen zu gebrauchen, und sich seiner Sinnen zu bedienen; es kömmt aus einem Element in das andre; aus dem Wasser, von welchem es von allen Seiten in Mutterleibe umgeben war, findet es sich der Luft ausgesetzt, und empfindet im Augenblick den Eindruck dieses wirksamen Elements. Die Luft wirkt in die Geruchnerven, und in die Werkzeuge des Athemholens, wodurch eine Erschütterung entsteht, und eine Art von Niesen, welches der Brust Erleichterung giebt, und der Luft Freyheit schafft, hinein zu dringen. Die Lungenbläschen werden dadurch erweitert und aufgeblasen; die Luft erwärmt und verdünnet sich darinne bis auf einen gewissen Grad, worauf die elastische Kraft der ausgedehnten Zasern auf diese leichte flüßige Materie wirkt, und sie aus den Lungen heraustreibt.

Diese Verrichtung ist dem Menschen und vielen Arten von Thieren wesentlich, und diese Bewegung ist es, die das Leben unterhält; wenn sie aufhört, so stirbt das Thier. Wenn daher das Athemholen ein-

mal angefangen hat, so hört es nur mit dem Tode auf, und wenn das Kind zum erstenmal angefangen hat Athem zu holen, so fährt es Zeitlebens damit fort.

Es scheinet, daß das Seufzen und Geschrey der Kinder im Augenblick des Athemholens ein ziemlich schres Zeichen des Schmerzens sind, welchen ihm die Wirkung der Luft verursacht.

Die meisten Thiere haben noch einige Tage nach ihrer Geburt die Augen verschlossen; das Kind öffnet dieselben, so bald als es gebohren worden, aber sie sind steif und starr; das neugebohrne Kind unterscheidet nichts, denn seine Augen halten sich bey keinem Gegenstande auf: es fängt erst nach vierzig Tagen an zu lachen und zu weinen, denn vorher sind sein Geschrey und Seufzen mit keinen Thränen begleitet; es kann nicht aufrecht stehen; seine Füße und Schenkel sind noch gebogen, wegen der Gewohnheit, die es in Mutterleibe angenommen: es kann die Arme nicht ausstrecken, oder etwas mit der Hand ergreifen; wenn dasselbe sich selbst überlassen würde, so würde es auf dem Rücken liegen bleiben, ohne sich umkehren zu können.

Der Kopf des Neugebohrnen ist nach Verhältniß des übrigen Körpers größ.r, und dieses ungleiche Verhältniß, welches in dem ersten Alter der Frucht noch beträchtlicher war, verliert sich erst nach der ersten Kindheit. Die Haut des neugebohrnen Kindes ist sehr fein, und scheinet röthlich, weil sie so durchsichtig ist, daß die Farbe des Bluts durchscheinen kann; man behauptet so gar, daß die Kinder,

deren Haut nach der Geburt am röthesten ist, mit der Zeit die schönste und weißeste Haut haben würden.

Die Gestalt des Leibes und der Glieder des neugebohrnen Kindes ist nicht recht wohl gebildet; alle Theile sind allzu rund, sie scheinen sogar aufgeschwollen zu seyn, wenn das Kind sich wohlbefindet. Nach dreyen Tagen kömmt gemeiniglich eine Gelbsucht dazu, und in dieser Zeit zeigt sich auch Milch in den Brüstchen des Kindes, die man mit den Fingern ausdrücken muß. Der Ueberfluß der Säfte und das Aufblasen aller Theile des Körpers vermindern sich alsdann allmählig, nach dem Maaß, daß das Kind wächst.

Man sieht an einigen neugebohrnen Kindern auf dem Wirbel des Kopfs in der Gegend des Fontanells ein Pochen, und bey allen kann man daselbst das Schlagen der Pulsadern des Gehirns fühlen, wenn man die Hand darauf legt.

Die Haut der neugebohrnen Kinder ist mit einer weißlichten schleimichten Feuchtigkeit überzogen, welche man abwaschen muß. In unsern Ländern pflegt man die Kinder allezeit mit lauen Feuchtigkeiten zu waschen: unterdessen giebt es doch selbst in den kalten Ländern ganze Nationen, welche im Gebrauch haben, ihre Kinder, so bald sie gebohren sind, in kaltes Wasser zu tauchen, ohne daß ihnen etwas schlimmes dadurch zustößt: man sagt so gar, daß die Lappländer ihre Kinder in den Schnee legen, bis sie so erfrohren sind, daß die Kälte ihnen fast das Athemholen hemmt: alsdann tauchen sie dieselben in ein warmes Bad. Die nordischen Völker glauben, daß

die

die kalten Bäder die Menschen stärker machen, und aus diesem Grunde zwingen sie die Kinder beyzeiten zu dieser Gewohnheit. Gewiß ist es, daß uns noch nicht genugsam bekannt ist, bis wie weit sich die Gränzen dessen, was unser Körper zu ertragen fähig ist, erstrecken, und wie viel wir durch die Gewohnheit erlangen oder verlieren können: zum Beyspiel, die Indianer in Amerika tauchen sie ohne Schaden in kaltes Wasser, um sich abzukühlen, wenn sie schwitzen; die Weiber werfen ihre Männer hinein, wenn sie trunken sind, damit der Rausch desto eher vorüber gehen möge; die Mütter baden sich nebst ihren Kindern in kaltem Wasser, einen Augenblick nach ihrer Entbindung; und bey diesem Gebrauche, den wir für sehr gefährlich halten würden, geschieht es sehr selten, daß die Weiber an den Folgen des Gebährens sterben, da wir hingegen, ungeachtet aller unsrer Sorgfalt, eine große Menge Kindbetterinnen sterben sehen.

Einige Augenblicke nach der Geburt läßt das Kind den Urin, gemeiniglich, wenn es die Wärme des Feuers fühlt; bisweilen geht zu gleicher Zeit das Meconium, oder der Unrath fort, der sich in den Därmen des Kindes, so lange solches in Mutterleibe gelegen, gesammlet hat. Diese Ausführung geschieht nicht immer so geschwind, sondern wird zuweilen verzögert: wenn sie aber nicht innerhalb des ersten Tages erfolgt, so ist zu befürchten, daß das Kind davon krank werden und Bauchgrimmen bekommen möchte: in diesem Fall sucht man diese Ausführung durch einige Arzneymittel zu befördern. Das Meconium

conium ist schwarz von Farbe; man erkennt, daß das Kind völlig davon entlediget worden, wenn der Unflath nachher eine andre Farbe bekommt, und weißlich wird: diese Veränderung erfolgt gemeiniglich den zweyten oder dritten Tag; sein Geruch ist alsdann stinkender, als des Meconiums, welches beweist, daß die Galle und die bittern Säfte des Körpers sich damit zu vermischen anfangen. Man läßt das Kind nicht so bald, als es gebohren worden, saugen, sondern erst zehn oder zwölf Stunden nach der Geburt. Kaum ist das Kind aus Mutterleibe gekommen, so wird es eingewickelt oder gewindelt; glücklich ist es, wenn man es nicht so fest zusammen schnürt, daß es kaum Athem holen kann. Die Völker, welche ihre Kinder bedecken oder bekleiden, ohne sie einzuwickeln; thun sie nicht besser, als wir? Die Siamenser, die Japoneser, Indianer, Negern, die Wilden in Canada, in Virginien, Brasilien, und die meisten Völker des mittäglichen Theils von Amerika, legen die Kinder nackend auf baumwollene Hangematten, oder in Arten von Wiegen, die mit Pelzwerk bedeckt sind. Wir glauben, daß diese Gebräuche nicht so vielen Beschwerlichkeiten unterworfen sind, als unsre Gewohnheit. Man kann nicht vermeiden, wenn man die Kinder wickelt, sie so zu zwängen, daß sie Schmerzen leiden; die Bemühung, welche sie anwenden, um sich loszumachen, ist mehr vermögend, ihrem Körper zu schaden, als die schlimmen Lagen oder Wendungen, die sie selbst machen könnten, wenn sie in Freyheit wären. Die Windeln können mit den Schnürbrüsten verglichen

wer-

werden, die man die Mägdchen in der Jugend tragen läßt; diese unbequeme Kleidung aber verursacht mehr Beschwerlichkeiten und Ungestaltheit, anstatt, daß sie dieselben verhüten sollte. Wenn die Bewegung, welche die Kinder in den Windeln zu machen sich bemühen, ihnen schädlich seyn kann, so kann auch die Unthätigkeit, worinn sie sich in diesem Zustande befinden, zu Krankheiten Gelegenheit geben.

Der Mangel der Bewegung ist fähig, das Wachsthum der Glieder zu verzögern, und die Stärke des Körpers zu vermindern: dahero müssen die Kinder, welche die Freyheit haben, ihre Glieder nach Gefallen zu bewegen, stärker seyn, als die gewindelten. Aus dieser Ursache ließen die alten Peruaner den Kindern in einer sehr weiten Wiege die Arme frey; wenn sie sie herausnahmen, so setzten sie sie bis an die Hälfte des Leibes in ein in die Erde gegrabenes Loch, welches mit Leinwand umgeben war. Auf diese Weise hatten sie die Arme frey, und konnten den Kopf und Leib nach Gefallen bewegen und biegen, ohne zu fallen uud sich zu verletzen; so bald sie einen Schritt thun konnten, wurde ihnen die Brust ein wenig von fern gereicht, damit sie dadurch zum Gehen gelockt würden. Die kleinen Negern befinden sich bisweilen in einer viel beschwerlichern Stellung zu saugen, sie umfassen eine Hüfte der Mutter mit ihren Knien und Füßen, und zwängen sich so fest daran, daß sie sich ohne die Hülfe der mütterlichen Armen erhalten können; mit den Händen halten sie sich an die Brust der Mutter, und saugen also, ohne in Unordnung zu gerathen, oder zu

fallen,

fallen, ungeachtet der verschiedenen Bewegungen, welche die Mutter macht, indem sie während dieser Zeit, wie gewöhnlich, arbeitet. Diese Kinder fangen im zweyten Monate schon an zu gehen, oder vielmehr auf den Knien und Händen zu kriechen: durch diese Uebung erlangen sie in der Folge der Zeit die Leichtigkeit, in dieser Stellung so geschwind zu laufen, als auf den Füßen.

Die jungen Kinder schlafen viel, aber ihr Schlaf ist oft unterbrochen; es ist auch nöthig, ihnen öftere Nahrung zu geben; man läßt sie des Tages alle zwo Stunden saugen, und während der Nacht, so oft, als sie aufwachen. Man muß die größte Sorgfalt brauchen, ihnen zu Hülfe zu kommen, oder vielmehr, man muß allen ihren Bedürfnissen zuvorkommen, und täglich wenigstens zwey bis dreymal einen Theil ihrer Kleidung verändern, welches auch selbst in der Nacht geschehen muß. Diese Sorgfalt ist so nöthig, daß selbst die Wilden sie beobachten, ob ihnen gleich die Leinwand mangelt, und sie nicht im Stande sind, das Pelzwerk so oft umzuwechseln, als wir es mit der Leinwand thun können; sie ersetzen diesen Mangel dadurch, daß sie einige gemeine Materien brauchen, die sie nicht zu sparen nöthig haben. In dem mitternächtlichen Theil von Amerika legt man auf den Boden der Wiegen oder Betten eine gute Menge von wurmstichigen Holze, welches sich zu Pulver reiben läßt; die Kinder werden darauf gelegt und mit Fellen bedeckt; das Pulver zieht die Feuchtigkeit ein, und nach einiger Zeit thut man frisches hinein. Es ist nur die mütterliche

liche Zärtlichkeit, welche fähig ist, eine soche beständige Wachsamkeit zu beobachten: kann man hoffen, daß gemiethete Ammen eben so sorgfältig seyn werden? einige verlassen die Kinder viele Stunden lang, ohne sich über den Zustand derselben zu bekümmern, andre sind grausam genug, von dem Aechzen derselben nicht gerührt zu werden; alsdenn gerathen diese kleinen unglücklichen in eine Art von Verzweiflung; sie wenden alle Bemühungen an, deren sie nur fähig sind, und schreyen, so lange sie können. Die nachläßigen Ammen haben im Gebrauch, die Kinder in der Wiege zu bewegen, anstatt daß sie andre Mittel anwenden sollten, das Kind zu trösten; diese Bewegung der Wiege bringt es in eine Art der Zerstreuung, und besänftigt das Schreyen, und endlich schläft es ein. Dieser gezwungene Schlaf aber hebt das Uebel nicht; hingegen kann man den Kindern Schaden thun, wenn man sie allzu lange wiegt, und vielleicht ist dieses Hin- und Herbewegen fähig, ihnen den Kopf schwindlicht zu machen.

Die Kinder kehren die Augen allezeit nach der hellesten Seite, und da sie nur das eine Auge nach dem leichtesten Gegenstande heften können, so bleibt das andre ungeübt, und erlangt nicht so viel Stärke, als jenes. Um nun dieses zu verhüten, muß man die Wiege oder das Bette so stellen, daß das Licht auf die Füße fällt, es sey nun durch ein Fenster, oder durch eine Flamme: in dieser Stellung können beyde Augen des Kindes das Licht zu gleicher Zeit empfangen, und vermöge der Uebung eine

gleich-

gleichmäßige Stärke erlangen. Wenn aber das eine Auge stärker wird, als das andre, so wird das Kind schieläugicht. Die Amme muß dem Kinde nur die Milch aus ihren Brüsten statt aller Nahrung geben, wenigstens in den ersten beyden Monaten; man sollte ihm sogar während des dritten und vierten Monats keine andre Speise geben, hauptsächlich, wenn es von einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit ist. So stark aber auch ein Kind seyn könnte, so würde es ihm doch sehr schädlich seyn, wenn man ihm vor Ausgange des ersten Monats eine andre Nahrung, als die Ammenmilch gäbe. In Holland, in Italien, in der Türkey, und überhaupt im ganzen Morgenlande, giebt man den Kindern nichts anders, als die Milch der Brüste ein ganzes Jahr lang. Die Wilden in Canada säugen sie bis ins vierte oder fünfte Jahr, und bisweilen noch länger. Da die meisten Ammen in unsern Ländern nicht Milch genug haben, den Hunger der Kinder zu stillen, so sparen sie dieselbe, und geben ihnen einen Brey aus Mehl und Milch, so gar schon in den ersten Tagen nach ihrer Geburt. Diese Speise stillt den Hunger; allein der Magen und die Därme dieser Kinder ist kaum geöffnet worden, und viel zu schwach, eine grobe und schleimichte Nahrung zu verdauen; folglich leiden die Kinder darunter, verfallen in Krankheit, und sterben an dieser Art der Unverdaulichkeit. Die Milch der Thiere kann in Ermangelung der Mutter- oder Ammenmilch gebraucht werden. Es giebt zuweilen auf dem Lande Bauern, die keine andre Am-

men gehabt, als Schaafe, und diese Bauern sind so stark als die andern.

Nach zween oder drey Monaten, wenn das Kind zu einiger Stärke gekommen, fängt man an, ihm eine etwas derbere Nahrung zu geben. Der Brey ist eine Art von Brod, welche den Magen nach und nach das gewöhnliche Brod zu vertragen gewöhnt.

Die Schneidezähne entwickeln sich zuerst, im siebenden, achten, oder zehnten Monate, und bisweilen zu Ende des ersten Jahres. Diese Hervorbrechung der Zähne kommt bisweilen allzuzeitig; man sieht oft Kinder, welche ziemlich große Zähne mit auf die Welt bringen, so, daß sie die Brust der Ammen verletzen. Der Keim oder die Wurzel der Zähne ist anfangs in den Höhlen enthalten, und wird durch das Zahnfleisch bedeckt; der Körper, oder die Krone des Zahns, bricht nach und nach das Zahnfleisch durch, und kömmt also zum Vorschein. Dieses, ob es gleich natürlich ist, folgt dennoch nicht den gewöhnlichen Gesetzen der Natur, die jederzeit in dem menschlichen Körper, ohne ihm den geringsten Schmerz zu verursachen, wirket; hier aber geschieht es mit heftigen Schmerzen, die mit Weinen und Schreyen begleitet werden; die Kinder verlieren Anfangs ihre Munterkeit und Lustigkeit, sie werden traurig und unruhig; das Zahnfleisch wird roth und aufgeschwollen, alsdann weiß, wenn das Pressen den Lauf des Blutes in den Gefäßen hemmt; sie führen den Finger alle Augenblicke in den Mund, um das Jucken zu dämpfen: man verschafft ihnen daher eine kleine Erleichterung, indem man ihnen ein Stück Helfenbein,

oder

oder einen andern harten und glatten Körper giebt, womit sie in den Mund fahren, und das Zahnfleisch an dem schmerzhaften Orte daran drücken; dieser dem Zahn entgegen gemachte Druck lindert den Schmerz auf einen Augenblick, und trägt auch zur Verdünnung der Haut des Zahnfleisches etwas bey, welches den Zahn desto leichter durchbrechen läßt, wenn es von beyden Seiten gepreßt wird; oftmals aber erfolgt dieser Durchbruch nicht anders, als mit vieler Noth und Gefahr.

Die Hundszähne an den Seiten der Schneidezähne kommen gemeiniglich im neunten oder zehnten Monate. Gegen den Ausgang des ersten, oder auch zu Anfang des andern Jahres sieht man die Backzähne oder Mahlzähne zum Vorschein kommen. Die Schneidezähne, die Hundszähne, und die vier erstern Backzähne pflegen im fünften, sechsten oder siebenden Jahre von selbst auszufallen, sie werden aber bald wieder durch andre ersetzt, die sich im siebenden Jahre, bisweilen später, und erst nach den Jahren der Kindheit zeigen. Es giebt noch vier andre Zähne an den beyden Endungen der Kinnladen: diese Zähne mangeln vielen Personen, und brechen sehr spät hervor; man hat sie die Weisheitszähne benannt.

Einige Schriftsteller haben behauptet, die Zähne würden die ganze Lebenszeit hindurch wachsen, und bey dem Menschen so, wie bey gewissen Thieren an Länge zunehmen, wofern sie nicht durch das Reiben der Speisen abgenutzt würden: diese Meynung aber scheinet durch die Erfahrung widerlegt zu werden;

denn die Leute, welche nur von flüßigen Sachen leben, haben keine längern Zähne, als die, welche harte Sachen essen, nnd wofern etwas fähig ist, die Zähne abzunutzen, so ist es vielmehr das Reiben der Zähne an einander selbst, als das, welches die Speisen verursachen.

Fast alle Kinder haben lichtgelbe, und oft beynahe weiße Haare, einige rothe, andre schwarze; alle aber, die mit der Zeit blond seyn sollen, haben in ihrem ersten Alter mehr oder weniger blonde Haare. Wenn man die Kinder zu stark oder zu lange schreyen läßt, so verursacht ihnen solches Darmbrüche, die man, ohne zu verweilen, mit Bruchbändern curiren muß; wenn man dieses vernachläßigte, so würden sie dieses Uebel ihre ganze Lebenszeit behalten. So zärtlich man auch in der Kindheit seyn mag, so ist man in diesem Alter weniger frostig, als zu den andern Zeiten des Lebens. Es ist bekannt, daß der Puls bey den Kindern öfterer schlägt, als bey Erwachsenen, woraus man schließen kann, daß ihre innerliche Hitze nach eben dem Verhältniß größer ist.

Das Leben des Kindes ist bis ins dritte Jahr sehr wankend, aber in den folgenden zwey oder drey Jahren wird es fester, und ist einer bessern Dauer versichert, wenn es das siebende Jahr zurück gelegt hat, als in jedem andern Alter.

Wenn man die neuesten Tabellen zu Rathe zieht, welche zu London über die Stufen der Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts in den verschiedenen Lebensaltern bekannt gemacht worden, so erhellet daraus, daß von einer gewissen Anzahl Kindern, die zu

einer und eben derselben Zeit gebohren worden, mehr als ein Viertel im ersten Jahr, mehr als ein Drittel in zweyen Jahren, und wenigstens die Hälfte in den drey erstern Jahren sterben. Allein, dieses Sterben der Kinder ist allenthalben bey weitem nicht so groß, als zu London; denn St. Maur hat sich durch viele Wahrnehmungen in Frankreich vergewissert, daß sieben bis acht Jahre dazu gehören, bevor die Hälfte derer zu gleicher Zeit gebohrnen Kinder durch den Tod weggerafft werden.

Es ist etwas sehr merkwürdiges in dem Wachsthume des menschlichen Körpers; die Frucht in Mutterleibe wächst beständig, bis zum Augenblicke der Geburt; das Kind hingegen wächst immer weniger und weniger bis zum Alter der Pubertät; in diesem wächst es gleichsam auf einmal, und kömmt in kurzer Zeit zu der Größe, die es beständig haben soll.

Jedermann weis, wie sehr es der Gesundheit der Kinder zuträglich ist, ihnen gute Ammen zu wählen: man hat nur allzu viele Beyspiele, wie leicht sich gewisse Krankheiten der Ammen den Kindern mittheilen, und wechselsweise von diesen den Ammen mitgetheilt werden. Es hat ganze Dörfer gegeben, in welchen die Einwohner alle mit der Lustseuche inficirt worden, und zwar, weil einige mit dieser Krankheit behaftete Ammen ihre Kinder andern Weibern zu säugen gegeben hatten. Wenn die Mütter ihre Kinder selbst stillten, so ist es wahrscheinlich, daß die Kinder davon stärker werden würden; die Milch ihrer Mutter muß ihnen zuträglicher seyn, als die von einem andern Weibe.

Es giebt Kinder, die schon im zweyten Jahre alles, was man ihnen sagt, deutlich aussprechen und wiederholen können, die meisten aber reden erst, wenn sie drittehalb Jahr sind, und sehr oft noch viel später: man bemerket, daß die, welche sehr spät zu reden anfangen, niemals so leicht, als die andern, reden.

In der Kindheit ist zuweilen nur eine Hode in dem Hodensacke, und bisweilen gar keiner; man darf unterdessen nicht glauben, als ob die jungen Leute, welche sich in einem oder dem andern Falle befinden, in der That dessen beraubt wären, was ihnen zu mangeln scheinet: es geschieht sehr oft, daß die Hoden im Unterleibe zurück gehalten werden, oder in den Ringen der Muskeln liegen; aber mit der Zeit senken sie sich an ihre gehörige Stelle hernieder: dieses geschieht gemeiniglich im achten oder zehnten Jahre, oder erst im Alter der Pubertät: daher darf man sich keinen Kummer darüber machen, wenn Kinder nur eine oder gar keine Hode haben. Bey den Erwachsenen sind die Hoden selten verborgen; wenn sie aber auch nicht zum Vorschein kommen sollten, so ist man deshalb zum Zeugungswerke nicht weniger geschickt, und man hat so gar wahrgenommen, daß diejenigen, welche sich in diesem Zustande befinden, mehr Kraft und Stärke besitzen, als die andern.

Es giebt Männer, die in der That nur eine Hode haben; dieser Mangel aber schadet dem Zeugungswerke nicht: denn man hat bemerkt, daß die einzige Hode größer, als gewöhnlich ist. Es giebt

auch Männer mit dreyen Hoden; sie sind, wie man sagt, stärker und völliger, als die andern. Man kann an den Thieren sehen, wieviel diese Theile zu der Stärke und dem Muthe beytragen; was für ein Unterschied ist nicht zwischen einem Ochsen und einem Stier, einem Widder und einem Hammel, einem Hahn und einem Kappaun; Es giebt sonderbare Verwandschaften, deren Ursachen uns unbekannt sind, zwischen den Geburtsgliedern, und den Theilen des Halses; die Verschnittenen haben keinen Bart; ihre Stimme, ob sie gleich durchdringend und hell klingt, ist doch niemals von einem männlichen Tone. Dieses Verhältniß zwischen der Stimme und den Geburtstheilen ist nicht nur in den Verschnittenen, sondern auch in andern Männern, und selbst in den Frauenzimmern zu bemerken. Die Stimme ändert sich bey den Mannspersonen in dem Alter der Pubertät, und die Weibspersonen, welche eine starke Stimme haben, stehen in dem Verdachte, daß sie zur Liebe geneigter sind, als andre: der Ton der Stimme wird alsdann rauh und ungleich: diese Veränderung ist in den Knaben sehr merklich, und wenn sie es bey den Mägdchen weniger ist, so ist die Ursache, weil der Ton ihrer Stimme von Natur heller ist. Diese Kennzeichen der Pubertät sind beyden Geschlechtern gemein; jedes aber hat besondere Merkmaale; der Fluß der monatlichen Reinigung und das Wachsthum des Busens bey dem weiblichen Geschlechte; der Bart und die Ergießung des Saamens bey dem männlichen. Es ist wahr, diese Zeichen sind nicht durchgängig sicher und ge-

wiß; der Bart, z. B. kömmt nicht immer zur Zeit der Pubertät zum Vorschein, es giebt so gar ganze Nationen, bey welchen die Männer fast gar keinen Bart haben; und im Gegentheil giebt es kein Volk, bey welchem die Pubertät der Weibspersonen durch das Wachsen der Brüste angedeutet würde.

In dem ganzen menschlichen Geschlechte gelangen die Weibspersonen eher zur Pubertät, als die Mannspersonen; aber bey verschiedenen Völkern ist das Alter der Pubertät verschieden, und scheinet zum Theil von der Temperatur des Clima, und der Beschaffenheit der Nahrungsmittel abzuhangen. In den Städten werden die Kinder zu saftigen und häufigen Nahrungsmitteln gewöhnt, und werden zeitiger mannbar, als auf dem Lande, und unter den armen Leuten, welche wenig und schlechte Nahrung geniessen. In allen mittäglichen Theilen Europens, und in den Städten sind die meisten Mägdchen mit zwölf Jahren mannbar, und die Knaben mit vierzehn; in den nordischen Provinzen aber und auf dem Lande werden die Mägdchen kaum mit vierzehn, und die Knaben mit sechszehn Jahren mannbar. In den heißesten Gegenden von Asien, Afrika und Amerika sind die meisten Mägdchen mit zehn, und so gar schon mit neun Jahren mannbar; der monatliche Fluß, ob er gleich in diesen heißen Ländern weniger häufig ist, erfolgt dennoch zeitiger, als in den kalten. Die Zwischenzeit ist bey allen Nationen beynahe einerley, und es findet sich hierinn unter einzelnen Personen mehr Unterschied, als unter einem ganzen Volke und dem andern; denn in einerley Clima und bey

eben

eben derselben Nation giebt es Weiber, die alle vierzehn Tage die monatliche Reinigung haben, und andre, die fünf bis sechs Wochen davon frey sind; gemeiniglich aber ist die Zwischenzeit ein Monat, etliche Tage mehr oder weniger. Die Menge dieser Evacuation scheinet von der Menge der Nahrungsmittel und der unmerklichen Ausdünstung abzuhangen. Die Weibspersonen, welche mehr als andre essen, und sich keine Bewegung machen, haben häufigere Ausleerungen; die in den heißen Ländern, oder deren Ausdünstung größer ist, als in den kalten.

Die monatliche Reinigung dauert bey den meisten drey, vier bis fünf Tage, und bey einigen sechs, sieben bis acht Tage. Es geschieht zuweilen, daß eine Empfängniß erfolgt, bevor noch die Zeichen der Pubertät sich geäußert; es giebt viele Weibspersonen, welche Mütter geworden sind, ehe sie das geringste Zeichen der monatlichen Reinigung gespürt haben: es sind so gar einige, welche Kinder empfangen, ohne jemals diesem periodischen Flusse unterworfen zu seyn. Man kann in unsern Gegenden Exempel davon finden, ohne sie bis in Brasilien suchen zu gehen, wo, wie man sagt, ganze Nationen sich fortpflanzen, ohne daß ein Weib die monatliche Reinigung habe. Man weis auch, daß, wenn sie zu fließen aufhöret, welches gemeiniglich mit vierzig oder funfzig Jahren geschiehet, nicht alle Weiber außer Stand gesetzt werden, zu empfangen: denn es giebt einige, die im sechzigsten und siebenzigsten Jahr empfangen haben. Allein, nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur sind die Weiber nicht eher im Stande zu empfangen, als

nachdem die monatliche Reinigung zum erstenmal ausgebrochen, und das gänzliche Aufhören dieses Flusses in einem gewissen Alter, macht dieselben auf ihre ganze übrige Lebenszeit unfruchtbar.

Es giebt junge Leute, die nach dem vierzehnten oder funfzehnten Jahre nicht mehr wachsen; andre wachsen bis ins drey und zwanzigste: fast alle sind in diesen Jahren hager; die muskulösen Theile sind noch nicht voll; nach und nach aber vermehrt sich das Fleisch, die Zwischenräume der Muskeln werden angefüllt; die Glieder bekommen ihre Rundung, und der Körper der Mannspersonen erreicht noch vor dem dreyßigsten Jahre den Punkt der Vollkommenheit in Ansehung des Verhältnisses seiner Gestalt. Die Weibspersonen erreichen ordentlicher Weise viel eher diesen Punkt der Vollkommenheit; sie werden anfangs eher mannbar; ihr Wachsthum ist im Ganzen geringer, als bey Mannspersonen, es geschieht aber auch in wenigerer Zeit; die Muskeln, das Fleisch und alle andre Theile ihres Körpers sind weniger stark, weniger dicht und fest; sie haben weniger Zeit nöthig, zu ihrer völligen Entwickelung zu gelangen, die der Punkt der Vollkommenheit in Ansehung der Gestalt ist: daher ist der Körper der Weibspersonen gemeiniglich mit zwanzig Jahren so völlig ausgebildet, als der Mannspersonen mit dreyssig Jahren. Eine wohlgemachte Mannsperson muß einen starken Körper haben; seine Muskeln müssen wohl ausgedrückt, und die Gesichtszüge wohl gezeichnet seyn. Bey dem Frauenzimmer ist alles mehr gerundet, und die Züge sind feiner: Der Mann hat die

die Stärke und die Majestät; die Anmuth und Schönheit sind der Antheil des Weibes. Alles zeigt in beyden an, daß sie Herren der Erde sind; alles bezeichnet an dem Menschen, selbst das äußerliche, die Oberherrschaft über alle lebendige Wesen; er gehet gerade und aufrechts; sein Stand ist zum Befehlen gemacht, sein Haupt sieht nach dem Himmel, und seinem Angesichte sind die Kennzeichen der Würde eingeprägt; das Bild der Seele ist darinn durch die Physionomie abgemalt, die Vortrefflichkeit seiner Natur dringt durch die materiellen Werkzeuge, und belebt seine Gesichtszüge mit einem göttlichen Feuer; sein majestätisches Betragen, und sein sicherer und gesetzter Gang verkündigen seinen Adel und seinen Rang; er berührt die Erde nur mit seinen entferntesten Gliedern; die Aerme sind ihm nicht gegeben, seinem Körper zu Stützen zu dienen, und die Hände nicht, um in der Erde zu graben, und durch beständiges Reiben die Feinheit des Gefühls zu verlieren; der Arm und die Hand sind zu einem viel edlern Gebrauch gemacht, die Befehle des Willens zu vollziehen; entfernte Sachen zu ergreifen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, u. s. w.

In der Kindheit sind die obern Theile des Körpers größer, als die untern, die Schenkel und Hüften machen bey weitem nicht die Hälfte der Höhe des Körpers aus; nach dem Maaße, als das Kind an Alter zunimmt, bekommen diese untern Theile ein stärkeres Wachsthum, als die obern, und wenn der ganze Körper sein völliges Wachsthum erreicht hat, so betragen die Hüften und Schenkel beynahe

die

die Hälfte von der Höhe des ganzen Körpers. Bey den Weibern ist der vordere Theil der Brust erhabener, als bey den Männern, so, daß gemeiniglich die Brust bey den Weibern dicker, und bey den Männern breiter ist, im Verhältniß mit dem übrigen Körper. Die Hüften der Weiber sind auch viel größer, weil alle die Knochen, welche zusammen das Becken ausmachen, breiter sind, als bey den Männern. Dieser Unterschied in dem Baue der Brust und des Beckens ist so merklich, daß man ihn leicht wahrnehmen kann, und er ist hinlänglich, das Skelett einer Weibsperson von einem männlichen daraus zu unterscheiden. Die ganze Höhe des menschlichen Körpers ist von einer beträchtlichen Verschiedenheit; der größte Wuchs der Menschen ist von fünf Fuß, vier oder fünf Zoll, bis zu fünf Fuß, acht oder neun Zoll. Die Weiber haben überhaupt zwey oder drey Zoll weniger, als die Männer. Obgleich der menschliche Körper dem äußerlichen nach zärtlicher ist, als jedes andre Thier, so ist er dennoch sehr nervicht, und im Verhältniß vielleicht stärker, als die stärksten Thiere; denn wenn wir die Stärke des Löwens mit des Menschen seiner vergleichen wollen, so müssen wir erwägen, daß dieses Thier mit Klauen und Zähnen bewaffnet ist, und daß wir von seiner Stärke einen falschen Begriff haben, indem wir der Stärke das zuschreiben, was nur seinen Waffen gehöret.

Die Waffen, welche die Natur dem Menschen gegeben, sind nicht zum Angriff oder zur Beleidigung gemacht; glücklich wäre er, wenn ihm die

Kunst

Kunst nicht schädlichere Waffen in die Hände gegeben hätte, als die Klauen des Löwens sind.

Man kann aber die Stärke des Menschen mit der Thiere ihrer auf eine bessere Art vergleichen, nämlich durch die Last, welche er tragen kann: man versichert, daß die Lastträger zu Constantinopel eine Schwere von neunhundert Pfund tragen können. Die Stärke läßt sich auch aus der anhaltenden Uebung, und aus der Leichtigkeit der Bewegungen beurtheilen. Die Menschen, welche im Laufen geübt sind, kommen den Pferden zuvor, oder halten diese Bewegung wenigstens längere Zeit aus, und selbst bey einer mäßigern Uebung wird ein zum Gehen gewöhnter Mensch jeden Tag einen längern Weg zurück legen, als ein Pferd. Man erzählt tausend erstaunliche Dinge von der Leichtigkeit und Flüchtigkeit der Wilden im Laufen: der gesittete Mensch kennt seine Kräfte nicht, er weis nicht, wie viel er durch die Weichlichkeit verliert, und wie viel Stärke er durch die Gewohnheit einer starken Uebung erlangen könnte. Es finden sich unterdessen bisweilen unter uns Leute von einer außerordentlichen Stärke; aber dieses Geschenk der Natur, welches ihnen von vortrefflichem Nutzen seyn würde, wenn sie es zu ihrer Vertheidigung, oder zu nützlichen Arbeiten anwendeten, ist ein sehr geringer Vortheil in einer gesitteten Gesellschaft, wo der Geist mehr thut, als der Körper, und wo die Handarbeit nur Leuten von der geringsten Classe überlassen wird. Die Weiber sind bey weitem nicht so stark, als die Männer, und der größte Gebrauch, oder der größ-

te Mißbrauch, welchen der Mensch von seiner Stärke gemacht hat, ist, daß er diese Hälfte des menschlichen Geschlechts sich oft auf eine tyrannische Art unterwürfig gemacht, anstatt, daß sie das Vergnügen und die Mühe des Lebens mit ihm theilen sollte. Bey den Wilden müssen die Weiber beständig arbeiten; sie sind es, welche die Erde bauen, und die schwersten Geschäffte verrichten, unterdessen, daß der Mann müßig liegt, und nur auf die Jagd und Fischerey ausgeht, oder in einer und eben derselben Stellung ganze Stunden lang aufrecht stehen bleibt; denn die Wilden wissen nicht, was Spazierengehen ist, und über nichts erstaunen sie mehr, als wenn sie sehen, daß wir in gerader Linie gehen; sie bilden sich nicht ein, daß man sich ohne einige Nothwendigkeit diese Mühe nehmen, und sich eine Bewegung machen könne, die keinen bestimmten Endzweck hat.

Alles verändert sich in der Natur, alles geht unter; der menschliche Körper hat nicht so bald den Punkt seiner Vollkommenheit erreicht, als er schon anfängt abzunehmen: diese Abnahme ist anfangs unmerklich; mit der Zeit aber werden die Häute knorpelicht, die Knorpel werden knochicht, die Knochen fester, alle Zasern härter, die Haut vertrocknet; es formiren sich nach und nach Runzeln, die Haare werden weiß, die Zähne fallen aus, das Gesicht wird ungestalt, und der Körper krümmt sich. Die ersten Vorboten dieses Zustandes vor dem vierzigsten Jahre, sie vermehren sich stufenweise ziemlich langsam bis ins sechzigste, und schneller bis ins siebenzigste Jahr; hier fängt die Hinfälligkeit an, welche mehr und mehr zunimmt, und der

Tod endigt gemeiniglich vor dem neunzigsten oder hundertsten Jahre das Alter und das Leben.

Da die Knochen, Knorpel, Muskeln, und alle andre Theile, woraus der Körper zusammen gesetzt ist, in den Weibern von geringerer Festigkeit, und folglich weicher sind, als in den Männern, so wird längere Zeit dazu erfordert, bis diese Theile eine solche Festigkeit, die den Tod verursacht, erlangen; folglich müssen die Weiber älter werden, als die Männer, welches auch wirklich geschiehet. Denn wenn man die Tabellen durchsiehet, die man über die Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts gemacht hat, so wird man finden, daß, wenn die Weiber ein gewisses Alter erreicht haben, sie hernach länger leben, als die Männer von eben dem Alter.

Aus dem, was wir gesagt haben, kann man ferner schließen, daß die Mannspersonen, welche dem Ansehen nach schwächer sind, als andre, und deren Leibesbeschaffenheit der Weibspersonen ihrer ähnlich ist, länger leben müssen, als die, welche sehr stark zu seyn scheinen; und eben so kann man glauben, daß bey dem einen und dem andern Geschlechte die Personen, welche ein langsames und spätes Wachsthum gehabt, am längsten leben müssen; denn in den beyden Fällen werden die Knochen, Knorpel, und alle Zasern diesen Grad der Festigkeit später erreichen, der ihre Zerstörung verursachen soll.

Wenn wir die Oberfläche der Erde durchlaufen, um die Abänderungen oder Varietäten unter den Menschen in verschiedenen Gegenden kennen zu lernen, und wenn wir den Anfang bey Norden machen, so finden

wir

wir in Lappland, und in den mitternächtlichen Gränzen der Tartaren eine Art Menschen von kleiner Statur, von einer sonderbaren Figur, deren Physionomie so wild ist, als ihre Sitten. Diese Menschen, welche von der menschlichen Art abgewichen, und aus der Art geschlagen zu seyn scheinen, sind sehr zahlreich, und bewohnen ein großes Stück Landes. Alle diese Völker haben ein breites und plattes Gesicht, eine kurze und eingedrückte Nase, ein gelbes, braunes und schwärzliches Auge; die Augenlieder sind gegen die Schläfe zu gezogen, die Backen sind sehr erhaben, der Mund ist sehr groß, der unterste Theil des Gesichts schmal; die Lippen sind dick und erhaben, die Stimme ist klein, der Kopf groß, die Haare sind schwarz und glatt, die Haut ist schwarzbraun; von Gestalt sind sie sehr klein und untersetzt, obgleich mager; die meisten sind nur vier Fuß hoch, und die größten vier und einen halben Fuß. Bey allen diesen Völkern sind die Weiber so häßlich, als die Männer, und sind ihnen so ähnlich, daß man sie anfangs nicht unterscheiden kann. Die Grönländerinnen sind sehr klein, aber sie haben einen wohl proportionirten Körper; ihre Brüste sind weich, und so lang, daß sie sie ihren Kindern über die Schultern zu säugen geben; die Haut ihres Körpers ist sehr dunkel olivenfarbig.

Diese Völker sehen einander nicht nur an Häßlichkeit, kleiner Gestalt, an der Farbe der Haare und Augen ähnlich, sondern sie haben auch alle beynahe einerley Neigungen und Sitten, und sind durchgängig gleich grob, abergläubisch und dumm. Die dänischen Lappen haben eine große schwarze Katze, welcher sie alle

ihre

ihre Geheimnisse sagen, und die sie in allen ihren Anschlägen um Rath fragen, nämlich, ob sie denselben Tag auf der Jagd, oder auf den Fischfang gehen sollen. Bey den schwedischen Lappen giebt es in jeder Familie einen Trommelschläger, durch welchen sie den Teufel um Rath fragen, und ob sie gleich stark sind, und schnell laufen können, so sind sie doch so furchtsam, daß man sie niemals hat bewegen können, in den Krieg zu gehen.

Sie gehen alle auf die Jagd, und vertauschen die Hermelin, Fuchs, und Marderfelle gegen Brandtewein und Toback, welche beyden Dinge sie sehr lieben. Ihre Nahrung sind getrocknete Fische, und das Fleisch von Rennthieren oder Bären; ihr Brod besteht aus Mehl von Fischgräten, welches sie mit der zarten Fichtenrinde vermischen; die meisten machen keinen Gebrauch vom Salze; ihr Getränk ist Fischthran und Wasser, welches sie auf Wachholderbeeren gießen. Sie haben, so zu sagen, keinen Begriff von Religion, oder einem höchsten Wesen; die meisten sind abgöttisch, und alle sind höchst abergläubisch. Sie baden sich nackend, und alle zusammen, Mägdchen und Knaben, Mutter und Sohn, Brüder und Schwestern, scheuen sich nicht, in diesem Zustande gesehen zu werden; wenn sie aus diesen sehr heißen Bädern kommen, so springen sie in einen sehr kalten Fluß. Sie bieten den Fremden ihre Weiber und Töchter an, und machen sich eine große Ehre daraus, wenn man bey denselben schlafen will. Die Lappländerinnen bedecken sich im Winter mit Renn-

 thier-

thierfellen, und im Sommer mit Vögelhäuten; der Gebrauch der Leinwand ist ihnen unbekannt.

Die Weiber in Nova Zembla bohren sich Löcher in Nase und Ohren, und tragen Gehänke von blauen Steinen darinn; sie malen sich auch blaue Stralen an die Stirn und das Kinn; die Männer schneiden sich den Bart rund, und tragen keine Haare. Die Grönländerinnen kleiden sich mit Seehundhäuten; sie malen sich auch das Gesicht blau und gelb, und tragen Ohrgehänke. Sie leben alle unter der Erde oder in Hütten, die mit Baumrinden und Fischknochen bedeckt sind. Sie haben viele Monate lang Nacht, und müssen daher Fischthran in Lampen brennen. Im Sommer sind sie nicht besser daran, als im Winter, denn sie werden genöthigt, beständig in einem dicken Rauche zu leben: dieses ist das einzige Mittel, welches sie ausgesonnen haben, sich der Stiche der Fliegen zu erwehren, die unter diesem eiskalten Himmelsstriche vielleicht häufiger sind, als in den heißesten Ländern. Bey dieser so harten und traurigen Lebensart sind sie fast niemals krank, und erreichen alle ein sehr hohes Alter; die Alten sind noch so stark, daß man Mühe hat, sie von den Jüngern zu unterscheiden; die einzige Beschwerlichkeit, welcher sie unterworfen sind, und die unter ihnen sehr gemein ist, ist die Blindheit. Da sie im Winter beständig vom Glanz des Schnees geblendet, und im Sommer vom Rauch in die Augen gebeizt werden, so verlieren die meisten das Gesicht bey zunehmendem Alter.

Das

Das tartarische Geblüte hat sich auf der einen Seite mit dem chinesischen, und auf der andern mit dem morgenländisch-Rußischen vermischt; und diese Vermischung hat die Züge dieser Art nicht gänzlich vertreiben können; denn man findet unter den Moskowitern viele tartarische Gesichter, und obgleich überhaupt diese Nation von eben dem Geblüte ist, als die andern europäischen Nationen, so findet man dennoch viele einzelne Personen darunter, die einen vierschrötigen Körper, dicke und kurze Schenkel haben, wie die Tartarn; die Chineser aber sind bey weitem nicht so sehr von den Tartarn unterschieden, als die Moskowiter, es ist auch nicht ausgemacht, daß sie von einer andern Race sind; das einzige, welches uns es zu glauben bewegen könnte, ist die gänzliche Verschiedenheit des Naturells, der Sitten und Gebräuche dieser beyden Völker.

Die Tartarn überhaupt sind von Natur herzhaft, kriegerisch, und zur Jagd geneigt; sie lieben die Strapaze, die Unabhängigkeit, und sind hart und grob bis zur Brutalität.

Die Chineser haben diesen ganz entgegengesetzte Sitten; sie sind ein weichliches, friedsames, müßiges, abergläubisches, und bis zur Sklaverey unterthäniges Volk, voller Complimenten bis zum Abgeschmackten; wenn man sie aber mit den Tartarn in Ansehung der Gestalt und der Gesichtszüge in Vergleichung stellt, so findet man Kennzeichen einer großen Aehnlichkeit. Die holländischen Reisebeschreiber stimmen alle darinn überein, daß sie sagen, die Chineser hätten überhaupt ein breites Gesicht,

sicht, kleine Augen, eine niedergedrückte Nase, und fast keinen Bart. Die Japoneser sind den Chinesern sehr ähnlich, so, daß man sie zusammen für eine, und eben dieselbe Race von Menschen halten kann; sie sind nur gelber und brauner, weil sie unter einem mehr mittäglichen Himmelsstriche wohnen. Sie haben, einige geringe Umstände ausgenommen, einerley Naturell, einerley Sitten und Gebräuche mit den Chinesern. Einer der wunderlichsten Gebräuche, die diesen beyden Nationen gemein sind, ist, daß die Weibspersonen ihre Füße so zwingen, daß sie außerordentlich klein werden müssen, so, daß sie sich kaum darauf erhalten können.

Die Unterthanen des großen Mogols, und die andern Völker in Indien, sind den Europäern an Wuchs und Zügen sehr ähnlich, aber an Farbe mehr oder weniger unterschieden. Die Indostaner sind olivenfarbig, die Weiber halten sich ausnehmend reinlich, und baden sich sehr oft: sie sind auch olivenfarbig, wie die Männer, und haben sehr lange Schenkel und Füße, und einen kurzen Leib, welches das Widerspiel der europäischen Weiber ist. Nach Thevenots Bericht sind die mogolischen Weiber sehr fruchtbar, und dennoch auch sehr keusch; sie gebähren auch sehr leicht, und man sieht sie bisweilen am folgenden Tage, nachdem sie gebohren haben, durch die Straßen gehen.

Die Einwohner der Insel Zeylan sind denen von der malabarischen Küste sehr ähnlich, sie haben breite und niederhangende Ohren; sie sind nur weniger

niger schwarz, obgleich sehr braun; sie haben ein sanftes Wesen, und sind von Natur sehr hurtig, geschickt und sinnreich; ihre Haare sind sehr schwarz, die Männer tragen sie sehr kurz, das gemeine Volk geht fast nackend; die Weiber gehen mit offenem Busen; dieser Gebrauch ist überhaupt in Indien sehr gemein. Die Stadt Goa ist, wie man weis, der vornehmste Handelsplatz der Portugiesen in Indien, und ob sie gleich viel von ihrem alten Flor verlohren hat, so ist sie doch noch ein reicher und blühender Ort: ehemals war der Sklavenhandel daselbst am häufigsten, und man konnte dort sehr schöne Mägdchen und Weiber aus allen Ländern Indiens kaufen. Die meisten dieser Sklaven können Instrumente spielen: es giebt weiße, olivenfarbige, schwarzbraune, und von allen Farben.

Die Persianer sind Nachbaren der Indostaner, und sind diesen sehr ähnlich; hauptsächlich die, welche den mittäglichen Theil von Persien bewohnen. Das persische Geblüt hat sich gegenwärtig durch die Vermischung mit dem Georgischen und Circaßischen sehr verschönert: dieses sind die beyden Nationen in der Welt, unter welchen die Natur die schönsten Personen bildet. Man sieht in Persien eine große Menge schöner Weiber von allen Farben; denn die Kaufleute, welche sie von allen Seiten hinführen, wählen die schönsten.

Die Völker in Persien, in der Türkey, in Arabien, in Aegypten, und in der ganzen Barbarey, können als eine, und eben dieselbe Nation angesehen werden, die zu der Zeit des Mahomets und seiner Nach-

folger, sich sehr weit ausgebreitet, einen sehr großen Theil der Erde überzogen, und sich mit den eingebohrnen Völkern aller dieser Länder vermischt hat. Die Persianer, die Türken und Mauren haben bis auf einen gewissen Punkt eine Policey unter sich aufgerichtet, die Araber aber sind meistentheils in einem Zustande der Unabhängigkeit geblieben, welche die Achtung der Gesetze voraussetzt: sie leben, wie die Tartarn, ohne Regel, ohne Policey, und beynah ohne Gesellschaft, der Diebstahl und die Rauberey sind durch ihre Anführer oder Oberhäupter in Ansehen gesetzt worden; sie machen sich eine Ehre aus ihren Lastern, sie haben keine Hochachtung für die Tugend, und von allen menschlichen Einrichtungen haben sie nichts angenommen, als das, was Aberglaube hervorgebracht hat. Die Araber haben im Gebrauch, sich die Arme, Lippen und andre Theile des Körpers mit einer dunkelblauen Farbe zu punktiren, und sie, vermitttelst einer Nadel, recht in das Fleisch zu äzen, daß das Merkmaal davon nicht auszulöschen ist. Diese sonderbare Gewohnheit findet man auch bey den Negern, die mit den Mahometanern zu thun gehabt haben. Uebrigens sind alle Araber eifersüchtig auf ihre Weiber, und ob sie schon dieselben kaufen oder rauben, so gehen sie sehr gelind, und so gar mit einiger Hochachtung mit ihnen um. Tavernier sagt, die Weiber in Komanien und Circaßien wären wie die Georgerinnen sehr schön und wohlgemacht, so, daß sie bis ins fünf und vierzigste oder funfzigste Jahr noch immer jung scheinen; sie wären alle sehr arbeitsam, und beschäff-

schäfftigten sich oft mit den schwersten Arbeiten. Diese Völker haben die größte Freyheit im Heyrathen erhalten, denn es geschieht, wenn der mit seiner Frau nicht zufrieden ist, und sich zuerst über sie beschwert, so läßt der Herr des Orts die Frau holen, verkauft sie, und giebt dem Manne eine andre, und eben so, wenn die Frau sich zuerst beschwert, so läßt man sie frey, und nimmt ihr den Mann. Die Mingrelierinnen sind nach dem Bericht der Reisenden eben so schön und wohlgemacht, als die Georgierinnen und Circassierinnen, und es scheinet, daß diese drey Völker nur eine, und eben dieselbe Race von Menschen ausmachen. Es giebt in Mingrelien, sagt Chardin, vollkommen schöne Weiber, von einem majestätischen Wesen; sie haben über dieses sehr reizende Blicke, die, welche am wenigsten schön sind, und die bejahrten bemalen sich das ganze Gesicht, Augenbraunen, Wangen, Stirne, Nase, Kinn: die andern begnügen sich nur die Augenbraunen zu malen, und sich, so sehr sie können, zu putzen. Ihre Kleidung ist wie bey den Persianerinnen, sie tragen einen Schleyer, der nur den obersten und hintersten Theil des Kopfes bedeckt; sie haben Witz, und sind höflich und verliebt, aber zugleich sehr ungetreu, und sie wenden alle Bosheit an, sich Liebhaber zu machen, und um diese entweder zu erhalten, oder sie los zu werden. Die Männer haben auch schlimme Eigenschaften, sie sind alle zur Rauberey erzogen, sie studiren darauf, und machen sie zu ihrer Beschäfftigung, zu ihrem Vergnügen und ihrer Ehre; der Mord, der Diebstahl und die

Lügen heißen bey ihnen schöne Handlungen; die Hurerey, die Vielweiberey sind in Mingrelien tugendhafte Gewohnheiten; man entführt einander die Weiber, und heyrathet ohne Bedenken seiner Mutter Schwester, oder seines Bruders Tochter; man nimmt zwey oder drey Weiber auf einmal, und jeder unterhält so viel Beyschläferinnen, als er will. Die Männer sind sehr wenig eifersüchtig, und wenn einer seine Frau mit ihrem Liebhaber auf frischer That ertappt, so hat er das Recht, ihn zu zwingen, ein Schwein zu bezahlen, und gemeiniglich nimmt er keine andre Rache an ihm; der Mann, die Frau und der Liebhaber essen zusammen das Schwein. Sie behaupten, es sey eine sehr gute und löbliche Gewohnheit, viel Weiber und Beyschläferinnen zu haben, weil man viel Kinder zeugt, die man für baares Geld verkauft, oder gegen Hausrath und Lebensmittel vertauscht. Uebrigens sind diese Sklaven nicht sehr theuer, denn Mannspersonen von fünf und zwanzig bis vierzig Jahren kosten nicht mehr, als funfzehn Thaler, die schönsten Mägdchen zwischen dreyzehn und achtzehn Jahren, zwanzig Thaler, die andern weniger; die Weiber zwölf Thaler, und Kinder drey bis vier Thaler.

Die Türken, welche eine große Menge solcher Sklaven kaufen, sind ein aus vielen Völkern zusammengesetztes Volk; die Armenier, die Georgier, die Turcomannen haben sich mit den Arabern, Aegyptern und selbst mit den Europäern vermischt: es ist daher nicht wohl möglich, die natürlichen Einwohner von Kleinasien, Syrien und der übrigen Türkey

zu

zu erkennen. Alles, was man sagen kann, ist, daß die Türken überhaupt starke und sehr wohlgemachte Menschen sind, es ist so gar recht selten, daß man unter ihnen Bucklichte und Lahme findet. Die Weiber sind auch gemeiniglich schön und wohlgemacht; sie sind sehr weiß, weil sie wenig ausgehen, und wenn sie ausgehen, so sind sie beständig mit einem Schleyer bedeckt. Belon sagt, es sey in Asien kein Tagelöhners- oder Bauersweib, die nicht eine frische Farbe, wie Rosen, und eine zarte und weiße Haut hätte. Die türkischen Weiber baden sich sehr oft, sie räuchern sich täglich mit wohlriechenden Dingen, und wenden alle mögliche Hülfsmittel an, ihre Schönheit zu erhalten und zu vermehren: man behauptet aber, daß die Persianerinnen in Ansehung der Reinlichkeit und des Putzes die Türkinnen noch übertreffen: die Männer haben auch in Ansehung der Schönheit einen verschiedenen Geschmack, die Persianer wollen braune, und die Türkinnen rothe Schönheiten.

Die Einwohner des mitternächtlichen Theils von Griechenland sind sehr weiß, die in den mittäglichen Provinzen sind braun: überhaupt zu reden, sind die griechischen Weiber noch schöner und lebhafter, als die türkischen, sie haben auch über dieses den Vortheil, daß sie einer viel größern Freyheit genießen. Die Griechen, die Neapolitaner, die Sicilianer, die Sardinier, die Corser und Spanier liegen beynahe unter einerley Himmelsstriche, und gleichen einander

der sehr an Farbe; alle diese Völker sind brauner, als die Franzosen, Engländer, Deutschen, Pohlen, Moldauer, Circaßier, und alle die andern Einwohner des nordischen Europa bis nach Lappland, wo man, wie wir schon gesagt haben, eine andre Art Menschen findet.

Die Menschen mit schwarzen oder braunen Haaren fangen an in England, Flandern, Holland, und in den mitternächtlichen Provinzen Deutschlands selten zu werden; man findet fast keine derselben in Dännemark, Schweden und Pohlen.

Die Weiber in Schweden sind sehr fruchtbar. Rudbeck sagt, daß sie gemeiniglich acht, zehn bis zwölf Kinder haben, und daß es nichts seltenes sey, daß sie zwanzig bis dreyßigmal gebähren: ferner sagt er, man fände daselbst oftmals Menschen, die hundert Jahre, und zuweilen hundert und vierzig und drüber alt sind.

Es scheinet, daß man drey Ursachen angeben könne, welche alle dazu beytragen, die Abänderungen oder Varietäten unter den verschiedenen Völkern des Erdbodens hervor zu bringen. Die erste ist der Einfluß des Clima; die zwote, welche mit der ersten sehr verwandt ist, sind die Nahrungsmittel, und die dritte sind die Sitten.

Es giebt nur, die Wahrheit zu sagen, in der ganzen neuen Welt eine einzige Race von Menschen,

wel-

welche alle mehr oder weniger schwarzbraun sind; ausgenommen in dem nordischen Amerika, wo man Menschen findet, die den Lappländern ähnlich sind, und auch einige mit blonden Haaren, wie die Europäer in Norden; der ganze übrige Rest dieses weitläuftigen Erdtheils enthält Menschen, unter welchen beynah keine Verschiedenheit ist: anstatt, daß man in dem alten festen Lande eine erstaunliche Abänderung unter den verschiedenen Völkern findet.

Es scheinet uns, daß die Ursache dieser Gleichförmigkeit der Menschen in Amerika daher kömmt, daß sie alle einerley Lebensart führen. Alle eingebohrne Amerikaner waren oder sind noch wild oder beynahe wild; die Mexikaner und Peruaner waren erst so neuerlich einer Policey unterworfen worden, daß sie keine Ausnahme machen dürfen. Was nun auch diese wilden Nationen für einen Ursprung haben mögen, so scheinet er doch ihnen gemein zu seyn; alle Amerikaner stammen von einerley Ursprung ab, und sie haben bis auf die gegenwärtige Zeit Charaktere ihrer Race ohne große Veränderung erhalten, weil sie alle wild geblieben sind, und beynah auf einerley Art gelebt haben, weil ihr Clima in Ansehung der Hitze und Kälte bey weitem nicht so ungleich ist, als das in der alten Welt. Was ihren ersten Ursprung betrifft, so zweifeln wir nicht, daß er mit unserm einerley sey, die Aehnlichkeit der Wilden in dem mitternächtlichen Amerika mit den orientalischen Tartarn läßt uns muthmas-

sen,

sen, daß sie von Alters her von diesen Völkern abstammen.

Dieses ist die kurze Naturgeschichte des Menschen, welche Büffon sehr weitläuftig, zierlich, und der Würde dieses berühmten Naturforschers gemäß abgehandelt hat.

Der Mensch, unter welchem Namen die beyden Geschlechter zusammen begriffen werden, heißt auf hebräisch Enosch, auf griechisch Anthropos, auf italiänisch Huomo, auf spanisch Hombre, auf englisch Men.

Der Mensch enthält in allen seinen Theilen viel Oel und flüchtiges Salz, die mit Phlegma und Erde vermischt und umhüllt sind. Die Medicin hat die Kunst gefunden, die ganze Natur zu ihrem Nutzen anzuwenden, und übt ihre Rechte bis über den Menschen aus, und wiewohl er das Object ihrer Untersuchungen ist, so wird er doch das Subject derselben wegen der Arzneymittel, welche sie von dem Menschen nimmt.

Man kann den menschlichen Körper unter zwey Gesichtspunkten betrachten, entweder als lebend, oder als todt: unter diesen beyden Umständen reicht er verschiedene Arzneymittel dar, die wir ausführlich beschreiben wollen.

Erstlich werden wir von den Arzneymitteln reden, die aus dem lebendigen Menschen genommen werden; hernach werden wir von denen handeln, die

er

er nach seinem Tode darreicht: wir wollen uns hierinn auf dasjenige einschränken, was das hauptsächlichste davon ist; weitläuftigere Abhandlungen würde ekelhaft und ohne Nutzen seyn.

Die Theile des menschlichen Körpers, als lebend betrachtet, welche als Arzneymittel gebraucht werden, sind die Haare, die Nägel, das Ohrenschmalz, der Speichel, das Blut, der Urin. Das Weib giebt die Milch und die Nachgeburt.

Die Menschenhaare dienen, die Vapeurs zu dämpfen; man verbrennt sie, und giebt sie dem Kranken zu riechen. Durch die Destillation geben diese Haare ein sehr durchdringendes flüchtiges Salz, welches wider die Epilepsie, den Schlagfluß, und andre dergleichen Nervenzufälle gerühmt wird. Die Dosis davon ist sechs Gran bis zu einem halben Scrupel, oder funfzehn Gran in einer dienlichen Feuchtigkeit. Die Haare geben auch, wenn sie durch die Retorte aus dem Sande destillirt werden, ein Oel, welches das Wachsen der Haare sehr befördern soll, wenn es mit Honig vermischt, und als eine Salbe auf den Kopf gestrichen wird. Wenn man ein Glas Wein auf eine halbe bis ganze Drachme Asche von verbrannten Haaren gießt, so ist dieses ein gutes Mittel wider die Gelbsucht: man nimmt diese Infusion des Morgens nüchtern, wenn sie durch ein leinen Läppchen geseigt worden; man muß den Gebrauch derselben etliche Tage fortsetzen.

Die

Die Nägel der Finger und Zehen sind ein heftiges Purgiermittel, welches von oben und unten wirkt, und nur starken Leuten, als den Soldaten, gegeben werden muß; man rühmt es auch wider die Epilepsie. Die Dosis davon ist ein Scrupel in Substanz, oder zween Scrupel in der Infusion mit einem Glase Wein. Schröder macht folgende Präparation daraus:

Nimm geschabtes Pulver von den Nägeln der Finger oder Zehen, eine Drachme. Laß es in einem Pfunde gutem Weine maceriren, bis es zu einem Schleime wird; seige die Feuchtigkeit durch, und thue eine Unze Weinstein dazu. Die Dosis ist von einer Drachme bis zu einer halben Unze wider die Epilepsie, Schlafsucht, Wassersucht und langwierige Wechselfieber.

Das Ohrenschmalz, welches auf lateinisch Cerumen aurium genennt wird, besitzt eine seifenartige und reinigende Eigenschaft, die Bitterkeit dieser Substanz, und ihre Consistenz geben zu erkennen, daß sie aus Wachs und Oel zusammengesetzt scheinet, und daher kann man glauben, daß sie in Wunden dienlich sey, welches auch durch die Erfahrung bestätiget wird; denn das Ohrenschmalz ist in Verletzungen der Nerven und Sehnen oder Spannadern von großem Nutzen. Man applicirt es entweder allein oder mit Schwefelbalsam, oder Peruvianischem Balsam vermischt. Ettmüller

rühmt es auch mit ausgepreßtem Nußöl vermischt, zu Reinigung der Wunden, und Agricola giebt uns die Beschreibung eines Unguents, welches die Entzündungen und Geschwülste der Gelenke, wie auch die Eitergeschwüre in kurzer Zeit auf eine erstaunliche Art heilet; hier ist die Beschreibung davon:

Nimm Ohrenschmalz, drey Drachmen, Bleyzucker, zwo Drachmen, ausgepreßtes Nußöl, eine genugsame Menge. Vermische alles mit einander, und wofern es nicht dick genug ist, so laß es sich über einem gelinden Feuer verdicken.

Das Ohrenschmalz heilet auch die kleinen Verletzungen, welche man sich bisweilen um die Wurzeln der Nägel macht. Ettmüller behauptet auch, daß eine halbe Drachme Ohrenschmalz, in einer dienlichen Feuchtigkeit genommen, ein specifikes Mittel wider die Colik sey. Man liest in den Ephemerid. Germ. daß ein alter Buchdrucker, welcher sich lange Zeit einer Brille bedient hatte, anfieng, solcher entbehren zu können, und sein Gesicht zu verbessern, indem er die innern Augenwinkel mit Ohrenschmalz bestrich.

Wir haben wider alle diese Wirkungen nichts einzuwenden: unterdessen, da es viele andre, weniger ekelhafte, und eben so wirksame Mittel giebt, die zu eben den Absichten dienen, als der Wallrath

wider

wider die Colik, und der Balsam von Peru und Copaiva wider die Verletzungen der Nerven, so glauben wir, daß man die Arzneymittel von der letztern Art vorziehen müsse. Die Arzneykunst will mit Anstand und Würde getrieben werden, und wenn man einerseits allzu prahlerische Mittel, die den Charlatan verrathen, vermeiden muß, so muß man andrerseits allzu geringe und verächtliche nur gezwungener Weise gebrauchen, aus Besorgniß, die Verachtung und der Ekel, welchen sie einflößen, möchten auf den Arzt zurück fallen.

Der Speichel ist nicht eine einfache und bloß wäßrichte Feuchtigkeit; er enthält ein flüchtiges ammoniacalisches Salz, welches ihm eine seifenartige und reinigende Eigenschaft giebt. Man applicirt ihn mit Nutzen auf die Flecken und Verletzungen der Haut, und viele Personen haben sich an der güldnen Ader curirt, indem sie sich mit Papier rieben, welches sie mit Speichel benetzt hatten. Die Kinderwärterinnen haben die Gewohnheit, den Kindern das Gesicht mit Speichel zu bestreichen, welches sie aber besser mit reinem Wasser thun könnten. Man weis aus der Erfahrung, daß der Speichel eines gesunden und nüchternen Menschen wider den Biß giftiger Thiere gut ist, und man kann täglich sehen, daß Wunden durch das Säugen geheilt worden, welches eben so wohl der reinigenden Eigenschaft des Speichels, als dem Saugen selbst, zugeschrieben werden muß. Man findet in den

Ephe-

Ephemerid. Germ. Dec. 2. ann. 3. pag. 195. eine Observation, daß ein Knabe sich mit einem Messer die Hornhaut des Auges verletzt habe, woraus alsbald viel wäßrichte Feuchtigkeit floß; das einzige Mittel, welches wider diesen Zufall gebraucht wurde, war, daß die Mutter des Knabens einige Morgen nach einander die Wunde gelinde leckte, wodurch diese in kurzer Zeit geheilt wurde. In eben denselben Ephemerid. Dec. 3. ann. 5 & 6. finden wir auch eine Observation über die fiebervertreibende Kraft des Speichels. Der D. Muschel von Moschau sagt daselbst, er habe einen Menschen gekannt, welcher die Wechselfieber sehr glücklich curirte, indem er einen gesunden nüchternen Menschen Brod mit Selz vermischt kauen ließ: aus dieser Masse machte man Pillen, und gab sie dem Kranken zu verschlucken, wodurch das Fieber oft vertrieben wurde. Endlich versichern einige Schriftsteller, wenn eine Person die monatliche Reinigung hat, und zu dieser Zeit ein Stück Brod kauet, welches sie einer andern zu essen giebt, bey der diese Reinigung unterdrückt ist, so könne sie durch dieses einzige Mittel wieder zuwege gebracht werden. Alle diese Wahrnehmungen, welche beweisen, daß der Speichel nicht eine bloß wäßrichte Feuchtigkeit sey, geben auch zu erkennen, daß, wenn er in einer gesunden Person vielerley Eigenschaften besitzt, er in einer kranken schlimme Wirkungen hervorbringen müsse. Dieses wird durch die Erfahrung täglich bestätigt, und man kann die Methode der Kinderwärterinnen

nicht genug tadeln, welche den Brey, das Brod, oder andre Nahrungsmittel zuvor in ihren Mund nehmen und kauen, und es alsdenn erst den Kindern geben, wodurch deren Verdauung verdorben, und ein übler Milchsaft mit ihrem Blute vermischt wird, welches die Quelle vieler Krankheiten ist, deren Ursache man nicht immer heben kann.

Das Menschenblut giebt durch die Destillation Wasser, Spiritus, flüchtiges Salz, fixes Salz und Oel. Diese Bestandtheile, sie mögen allein, oder mit andern Ingredienzen vermischt seyn, geben in der Arzneykunst vielerley Arzneymittel, deren Tugenden ungewiß, und die überdies nicht mehr im Gebrauch sind: daher wollen wir uns dabey nicht aufhalten.

Man sagt, das frische und noch heiß getrunkene Menschenblut heile die Epilepsie, wofern nur der Kranke, so bald als er es getrunken, sich eine heftige Bewegung macht, die ihn in Schweiß bringt: aber man findet in den Ephemerid. Germ. Dec. 1. ann. 9 & 10 pag. 324. viele Wahrnehmungen des D. Ledel, welche die Unnützlichkeit dieses Mittels zu erkennen geben: er führt daselbst viele Personen an, die, nachdem sie das Menschenblut mit aller dazu erforderlichen Behutsamkeit getrunken hatten, nichts desto weniger epileptisch geblieben sind: und unter denselben war eine, die den dritten Tag darauf starb; welches einen Argwohn wider dieses Mittel verursachte, um so vielmehr, da man Erfahrungen hat, daß Leute rasend

send geworden sind, nachdem sie Menschenblut getrunken haben. Wir rathen daher nicht, sich desselben innerlich zu bedienen, weil man statt desselben wirksamere und weniger gefährlichere Mittel brauchen kann.

Was den äußerlichen Gebrauch des Menschenbluts betrifft, so weis man aus der Erfahrung, daß es die Blutflüsse, und vornehmlich das Nasenbluten hemme: man taucht Leinwand ins Blut, legt es auf die Stirne, und läßt es daselbst trocken werden; oder man trocknet das Blut über dem Feuer, und macht es hernach zu Pulver, welches man in die Nasenlöcher bläst; andre rathen, das Blut auf ein glüendes Eisen fallen zu lassen, und den Dampf in die Nase zu ziehen. Alle diese Methoden laufen auf Eines hinaus, nämlich das Blut wirkt vermöge seiner Zähigkeit, welche macht, daß es als eine Art von Stöpsel sich an die Oeffnungen der Gefäße setzt.

Der Urin ist eine Feuchtigkeit, die sich in den Nieren absondert, und nachdem sie in die Blase geflossen, zu gesetzten Zeiten durch die Harnröhre aus dem Körper fließt. Diese Feuchtigkeit ist nicht bloß wäßricht, sondern mit etwas Oel und vielem flüchtigen Salze beladen, welches im Blute aufgelöst worden: es ist daher natürlich, daß der Urin Eigenschaften besitzt, die den Bestandtheilen, welche er enthält, gemäß sind, und da diese Bestandtheile wirksam sind, so geben sie ihm verschiedene Eigenschaften, die ihn sowohl zum äußerlichen als innerlichen Nutzen des Körpers dienlich machen.

Der Urin, innerlich genommen, ist eröffnend, verdünnend, zertheilend und reinigend; er hebt die Verstopfungen, heilt die Gelbsucht, zertheilt die Vapeurs, und befördert die monatliche Reinigung.

Ramazzini, in seinem Tractat de morbis artificum, sagt, die bleichsüchtigen Mägdchen in Italien tränken eine Zeitlang des Morgens nüchtern ein Glas von ihrem eigenen Urin, wodurch sie von der Bleichsucht befreyet würden. Der Urin ist auch nützlich wider die Wassersucht, die Lähmung, die Gicht und alle hypochondrische Zufälle. Die Dosis davon ist fünf bis sechs Unzen des Morgens nüchtern, frisch und warm, wie er aus der Blase gelassen worden, getruncken. Der Urin von einem jungen, gesunden und nüchternen Menschen ist der beste. Man bedient sich desselben auch als eines Klystiers wider die Kolik und Verstopfung des Leibes: das Salz, welches er enthält, ist statt des Reizes, und macht, daß dergleichen Klystiere mehr purgierend sind, als die bloß erweichenden.

Was den äußerlichen Gebrauch betrifft, so ist der Urin sehr nützlich, die Gichtschmerzen zu lindern, wenn man ihn als eine Bähung, oder mit Wermuth vermischt, als ein Cataplasma auflegt. Man wäscht auch den bösen Kopf und die Krätze mit Urin, auch die Theile, welche mit Flüssen behaftet sind, die von einer kalten Ursache und von dicken Säften herrühren; denn vermittelst des Oels und flüchtigen Salzes, welches er enthält, zertheilt er die stockenden Säfte.

Außer den Eigenschaften des Urins an und für sich betrachtet, entdeckt man darinn durch die Analysis seiner Bestandtheile neue Arzneymittel, die man täglich mit Nutzen gebraucht; dergleichen sind der Spiritus, das flüchtige Salz, und das Oel des Urins.

Der Spiritus und das flüchtige Salz haben einerley Kräfte; sie dienen wider die Quartan- und bösartigen Fieber, heben die Verstopfungen, und treiben den Urin und Schweiß. Die Dosis des flüchtigen Salzes ist von sechs bis zu funfzehn Gran, und des Spiritus von acht bis zu zwanzig Tropfen in einer dienlichen Feuchtigkeit. Wenn man zwo Drachmen von diesem rectificirten Spiritus mit zwo Unzen Brandtewein vermischt, so ist solches eine vortreffliche Mixtur, die gelähmten Glieder damit zu reiben. Das Oel, welches im Filtro zurückbleibt, nachdem der Spiritus davon geschieden worden, ist äußerst stinkend: man bedienet sich desselben nur äußerlich zu Zertheilung der kalten Geschwulsten, wider die Lähmung und hysterischen Zufälle.

Was das fixe Salz betrifft, welches nach der Destillation im Todtenkopfe zurück bleibt, so wird solches nicht in Gebrauch gezogen: es ist ein wahres gemeines Salz, und das, welches man mit den Nahrungsmitteln zu sich genommen, und unter seiner vorigen Gestalt wieder findet, theils im Urin, als in den groben Excrementen.

Der Urin giebt auch in der Physik die Materie eines Phosphorus, welcher zur Zeit seiner Entdeckung viel Bewegung unter den Chemisten gemacht hat, welche die Zusammensetzung desselben zu finden, sich bemüht,

woraus der Erfinder ein Geheimniß machte. Heut zu Tage aber, da die Elektricität alle Körper in Phosphoros verwandelt, indem sie dieselben leuchtend macht, hat der Phosphorus, den man aus dem Urin zieht, nichts erstaunliches mehr; er bezieht sich auf das System der Elektricität, welches sich selbst auf das System des Weltbaues zu beziehen scheint.

Der Auswurf, oder die Excremente des Menschen, welche vom Paracelsus der Abendländische Schwefel genennt werden, enthalten wirklich Schwefel und ein schmerzstillendes Oel, wodurch sie eine erweichende, lindernde, und zeitigende Kraft erhalten. Man bedient sich derselben, die Pestbeulen zur Reife zu bringen. Ettmüller sagt, er sey ein Zeuge gewesen, daß zu einer Pestzeit das Cataplasma aus Menschenkoth die besten Dienste gethan, die bösartigen Beulen und Geschwulsten zu einer glücklichen Eiterung zu bringen. Man macht auch diesen getrockneten Koth zu Pulver, vermischt solches mit Honig, und legt es auf den Hals wider die Bräune. Es giebt Aerzte, welche in dieser Krankheit den innerlichen Gebrauch dieses Pulvers anpreisen, von einer halben bis ganzen Drachme. Aber wir überlassen dieses Mittel denen, die nicht ekelhaft sind, und geben dem Hundskoth den Vorzug, welcher zertheilender ist. Andre Schriftsteller behaupten auch, daß das Meconium, oder der erste Stuhlgang der Kinder nach der Geburt, getrocknet und pulverisirt, die Epilepsie heilet, wenn man von diesem Pulver etliche Tage nach einander innerlich einnimmt.

Man zieht vermittelst der Destillation aus dem Menschenkoth ein Wasser und ein Oel, welche vielerley

Eigen-

Eigenschaften haben. Man läßt eine beliebige Menge dieses Koths in der Luft liegen, bis er fast zu einem Pulver geworden; hernach destillirt man ihn aus der Retorte bey einem anfangs gelinden Feuer, welches nach und nach verstärkt wird, bis das Wasser und Oel in den Recipienten übergehen. Man scheidet das Wasser vom Oel durchs Filtrum, und rectificirt beyde im Wasserbade, um ihnen durch wiederholte Cohobation und Rectification den Gestank zu benehmen; das Wasser wird für ein augenstärkendes und für ein vortreffliches Schönheitsmittel gehalten; es stärkt das Gesicht, vertreibt die Flecken der Hornhaut, wenn man täglich von Zeit zu Zeit etliche Tropfen in das Auge tröpfelt; es macht die Haare wachsend, verschönert die Haut, und vertreibt die Narben und Rauhigkeiten der Hände. Man findet hierüber in den Ephemerid. Germ. Dec. 9. ann. 1752. eine Observation, daß eine vornehme Dame sich durch den Gebrauch dieses Wassers die schönste Haut bis in ein hohes Alter erhalten habe, und zwar auf folgende Weise: sie ließ die Excremente eines gesunden jungen Menschen in einem verzinnten kupfernen Becken, welches mit einem Deckel bedeckt war, sammlen: nachdem alles kalt geworden war, so wurde das Wasser, welches sich an dem Deckel gesammlet hatte, sorgfältig in eine Flasche gesammlet, und zum Gebrauch aufgehoben. Die Dame ermangelte nicht, sich alle Tage das Gesicht und die Hände damit zu waschen, und durch dieses Mittel war es ihr gelungen, ihre Schönheit ihre ganze Lebenszeit zu erhalten. Was uns betrifft, so glauben

ben wir wohl, daß diese Feuchtigkeit wegen ihres fettichten Wesens die Haut glatt und schön machen kann; aber ist es nicht ausschweifend, ein solcher Sclave seiner Schönheit zu seyn, und dieselbe durch ein so schmutziges und ekelhaftes Mittel erhalten zu wollen?

Was das Oel anbelangt, welches man vermittelst der Destillation aus dem Menschenkothe bekömmt, so ist dasselbe gut als eine Salbe wider den bösen Kopf, die Flechten und Schwinden der Haut, wider den Krebs, und vornehmlich den an den Brüsten. Paracelsus behauptet, man könne vermittelst einer gelinden und langen Digestion dem Menschenkothe den Geruch des Bisams und Zibeths zuwege bringen, und dieses ists, was er den abendländischen Zibeth nennt. Wir zweifeln nicht, daß dieses geschehen könne, und wir finden ein Exempel davon in der Histoire de l'Academie Royale des Sciences, Année 1706. pag. 6 & 7. daß Lemery bey einem Droguisten ein halb Pfund Galban, eben so viel Sagapen, und eben so viel Judenpech, nebst vier Unzen Opoponax gekauft, und alle diese Droguen in die Taschen gesteckt habe, jede war in ein Säckchen verhüllt, ausgenommen das Sagapen und Apoponax, welche beysammen lagen; als er nach Hause kam, verwunderte er sich sehr, daß jedermann sagte, er röche entsetzlich nach Bisam: denn jede von diesen Droguen hat einen sehr stinkenden und durchdringenden Geruch, ausgenommen das Judenpech, welches gar nicht nach Bisam riecht. Er untersuchte

alle

alle Säckchen einen nach dem andern; sie waren alle ganz neu, in keinem war Bisam gewesen, und keiner roch nach Bisam, sondern nach der Drogue, die darinnen gewesen war: so bald er sie aber alle zusammen that, brachten sie einen Bisamgeruch hervor, und die Kleider des Lemery hatten noch bis auf den folgenden Tag denselben Geruch. Man kann hieraus schließen, daß der Menschenkoth durch langsame und oft wiederholte Digestionen sich so verändern kann, daß er seinen schlimmen Geruch verliert und einen angenehmen bekömmt. Wir sehen dergleichen auch an den thierischen und empyrevmatischen Oelen, welche anfangs sehr stinkend sind, und durch öftere Rectification wohlriechend werden.

Die Frauenmilch enthält eine mittelmäßige Menge butterhafter und käsichter Theile und viel Serosität; deswegen dienet sie in der Lungensucht, und im hohen Alter die Schärfe des Geblüts zu lindern; ferner, da sie unsre erste Nahrung ist, kann man daraus urtheilen, daß sie unsrer natürlichen Constitution zuträglicher ist, als jede andre Milch. Dieses wird auch durch die Erfahrung bestätigt, wenn man glücklich genug ist, eine Frauenmilch von guter Beschaffenheit zu finden. Die Schwierigkeit aber, gute Säugerinnen zu finden, die weder zornig noch eigensinnig, weder dem Wein ergeben, noch in ihren Sitten verdor-

ben sind, denn dieses alles hat einen Einfluß in die Beschaffenheit der Milch; noch mehr, die Mühe, welche die Erwachsenen haben, zu saugen, machen den Gebrauch der Frauenmilch sehr selten und schwer.

Die Frauenmilch, sagt Cheyne, ist unserm Körper am zuträglichsten, und sie bringt in der Kindheit, in der Jugend und im schwachen Alter heilsame Wirkungen hervor. Es giebt fast keine Entkräftung, bey welcher die Frauenmilch nicht sehr zu statten kommen sollte, wofern sie nur nicht durch schlimme Nahrungsmittel der Säugerinnen oder Ammen verdorben ist: denn wenn dieses wäre, so müßte man seine Zuflucht zu der Eselinn- oder Ziegenmilch nehmen.

Die Nachgeburt oder der Mutterkuchen enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Man wähle die Nachgeburt von einer gesunden und starken Frau. Man legt sie ganz heiß, wie sie aus der Mutter kömmt, auf das Gesicht, die Flecken und Warzen zu vertreiben; man reibt auch die Muttermäler damit, wovon sie vergehen.

Die getrocknete und zu Pulver gemachte Nachgeburt giebt man innerlich wider die Epilepsie, die Geburt zu befördern, die todte Frucht abzutreiben, und das Bauchgrimmen zu lindern.

Die

Die Dosis ist von einem bis zu zween Scrupel, in Fleischbrühe zu nehmen.

Durch die Destillation bekömmt man aus der Nachgeburt einen flüchtigen Spiritus, welcher in vielen Krankheiten der Weiber von großer Wirksamkeit ist, als die Geburt zu befördern, den Fluß der Monatzeit zu erregen, und den Urin zu treiben: die Dosis ist ein oder zween Löffel. Ettmüller versichert, dieses Mittel habe einer Frau die monatliche Reinigung wieder hergestellt, welche sechs Jahre lang unterdrückt gewesen war: Ebenderselbe Schriftsteller sagt auch, daß ein König von Pohlen durch den Gebrauch dieses Spiritus von der Epilepsie befreyt worden sey.

Die Theile des Menschenleichnams, deren man sich in der Medicin bedient, sind die Mumie, das Fett, die Hirnschale und das Hirnschalenmooß.

Die Mumie ist ein menschlicher Leichnam, welcher einbalsamiret und getrocknet worden. Die ersten Mumien sind aus den Begräbnissen der alten Egyptier geholt worden, deren Ueberbleibsel man noch etliche Meilen von Großcairo siehet.

Das Einbalsamiren geschah mit allerley Balsamen, Cedernharz, Judenpech, Myrrhen, Aloe und vielen andern aromatischen Ingredienzen, welche geschickt waren, die Feuchtigkeit des Fleisches einzusaugen und die Schweißlöcher zu verstopfen, um den Einfluß der Luft zu verhindern und der Fäulniß zu widerstehen.

Wir brauchen heut zu Tage beynahe ebendieselben Specereyen, die todten Körper einzubalsamiren: es sey aber, daß die Specereyen der alten Aegypter besser gewesen als unsre, oder daß sie eine vollkommnere Methode einzubalsamiren gehabt als wir, oder daß ihre Begräbnisse trockner, salzichter oder harzichter gewesen, als die unsrigen, so dauerten die balsamirten Körper der alten Aegypter viel längere Zeit, ohne der geringsten Verderbniß unterworfen zu werden. Denn wenn man den Nachrichten glaubt, so siehet man Mumien in Aegypten, welche über zwey tausend Jahr alt sind, da unsre Einbalsamirungen die Körper kaum drey hundert Jahre erhalten können.

Man findet bisweilen menschliche Leichname, die durch die Sonnenhitze und den Sand in den afrikanischen Wüsten vertrocknet worden, als in Zora und Libyen, wo die Gewalt des Windes Sandberge macht, worunter bisweilen ganze Caravanen begraben werden. Diese Körper wer-

werden hornhart und sehr leicht; man nennt sie weiße Mumien, sie werden aber in der Medicin nicht in Gebrauch gezogen.

Man wähle die Mumie, welche rein, schön, glänzend, schwarz, und von einem starken, aber nicht widrigem Geruch ist; man zieht durch die Destillation viel Oel und flüchtiges Salz heraus. Man rühmt sie sehr, das geronnene Geblüt zu zertheilen; sie wirkt nicht nur vermöge ihrer bituminösen und balsamischen Theile, sondern auch wegen des flüchtigen Salzes. Innerlich genommen reinigt sie das Haupt, zertheilt die Geschwulst, hebt die Verstopfungen der Mutter und vertreibt den weissen Fluß: die Dosis ist eine halbe Drachme bis zu zween Scrupeln. Die Tinktur, welche daraus gemacht wird, besitzt die balsamischen Eigenschaften der Mumie; man giebt sie von zwölf bis vier und zwanzig Tropfen.

Das Menschenfett ist schmerzstillend, erweichend und zertheilend. Einige Aerzte rathen es innerlich zu nehmen in abzehrenden Krankheiten, und zu Zertheilung des geronnenen Geblüts. Sonst aber wird es nur äußerlich gebraucht, wider Flüsse, Zittern der Glieder und Lähmungen. Man bedient sich desselben auch in Beinbrüchen, Verrenkungen und Quetschungen der Nerven und Sehnen; es lindert die Gichtschmerzen, und man

reibt das Rückgrad damit, wider die Atrophie und den Zweywuchs der Kinder.

Schröder und Ettmüller preisen eine Salbe, die aus Menschenfett und Vitriolspiritus zusammengesetzt ist, sehr an, als ein vortrefliches Mittel wider die Trockenheit und Sprödigkeit der Glieder. Wir merken hier überhaupt an, daß alles Fett oder Schmeer erweichend, zeitigend, und mehr oder weniger schmerzstillend ist; frisches Fett aber ist mehr erweichend, und altes mehr zertheilend. Unter die erweichenden und schmerzstillenden Fettigkeiten zählet man das Fett von Enten, Gänsen, Hunden, Kapaunen, Bibern, Hünern, Menschen, Kälbern, und Schweinen, welches letztere das schwächste unter allen ist, wegen der kalten und feuchten Natur dieser Thiere. Das Fett von Mardern, Wölfen, Schlangen, Ottern, Bären, Dachsen und Füchsen, wird für verdünnend und zertheilend gehalten. Das Hechtfett ist erhitzend und reinigend.

Man findet in den Ephemerid. Germ. Dec. 2. Ann. 6. Append. pag. 47. eine Observation vom D. Paullini, welcher erzählt, er sey einstmals auf das Land zu einem siebenjährigen Mädchen geholt worden, die von einer Treppe herunter gefallen war, und eine solche Menge Blut gespieen hatte, daß sie vor todt gehalten wurde. Dieser Arzt hatte nichts bey der Hand, was er

ihr

ihr dienliches hätte geben können, außer etwas Menschenfett, das man zu einem andern Gebrauch bestimmt hatte. Er gab der Kranken zwo Drachmen davon in dünner Fleischbrühe, und zwar etliche Tage nach einander; worauf das Mädchen viel geronnenes Geblüt mit Husten auswarf; Hierdurch ward ihre Brust befreyt, die stechenden Schmerzen ließen nach, und die Kranke genaß. Man vermischt das Menschenfett oft mit Balsam von Peru und Spickenöl, um es stärker und durchdringender zu machen.

Die Menschenhirnschale ist sehr berühmt, wegen ihrer medicinischen Eigenschaften wider die Epilepsie und andre Krankheiten des Gehirns; sie wirkt vermöge eines häufigen flüchtigen Salzes, welches sie enthält. Galen aber und nach ihm viele andre Schriftsteller behaupten, daß die Knochen des Hauptes keine Eigenschaft haben, die nicht andre Knochen, sie seyn von Menschen oder Thieren, auch besitzen, und daß sie überhaupt nur eine verschluckende Kraft haben. Fuller sagt ausdrücklich, die Menschenhirnschale besitze keine Arzneykraft. Krast versichert aus der Erfahrung gelernt zu haben, daß das Hirschhorn weit vorzüglicher sey. Junker vermischte die Menschenhirnschale mit andern Ingredienzen und versichert, daß solches in der Epilepsie einige Wirkungen hervorgebracht, aber er habe bemerkt, daß es vor sich allein unnütz wäre;

woraus er schließt, daß der glückliche Erfolg wider die Epilepsie den andern Arzneyen, die damit vermischt worden, zugeschrieben werden müsse.

Ohngeachtet des Ansehens und der Glaubwürdigkeit, worinn diese Schriftsteller stehen, so können wir hierinn nicht ihrer Meynung seyn, und außer einer großen Menge von Beyspielen, die das Gegentheil beweisen, haben wir öfters bemerkt daß das Pulver der Menschenhirnschale, vor sich allein gegeben, in der Cur der Epilepsie sehr gute Dienste gethan hat, nicht allein in Kindern, sondern auch in einigen Erwachsenen, da hingegen die andern Ingredienzen, mit welchen man die Menschenhirnschale sonst gemeiniglich vermischt, als die Baldrianwurzel, die männliche Päonienwurzel und andre ohne die Beyhülfe der Menschenhirnschale fast keine Wirkung thaten.

Man macht aus der Menschenhirnschale und Weineßig ein Magisterium, wovon die Dosis zehn bis zwanzig Gran ist; aber es hat wenig Kräfte, weil man die calcinirte Hirnschale dazu nimmt, welche der wirksamen Bestandtheile beraubt ist.

Man wähle die Hirnschale von einem starken, gesund gewesenen und ohnlängst eines gewalsamen Todes

Todes gestorbenen Menschen, welcher nicht begraben worden. Diejenige von einem an einer Krankheit und natürlichen Todes verblichenen Menschen würde keine Kraft wider die Epilepsie haben.

Die einfachste und beste Präparation der Menschenhirnschale ist, daß man sie recht wohl getrocknet zu einem feinen Pulver reibe, welches von zwölf Gran bis zween Scrupeln, entweder allein oder mit Opiaten und Tränkchen vermischt, verordnen kann.

Einige wollen, man solle die Menschenhirnschale im Feuer calciniren, bevor man sie nehmen läßt; diese Methode aber scheinet uns fehlerhaft zu seyn; denn man zerstreuet auf diese Weise durch die Calcination das flüchtige Salz und Oel, worinn doch die ganze Kraft besteht, so, daß das übrige, was man auf dem Marmor reibt, ein unschmackhafter Todtenkopf ist, der aller wirsamen Theile beraubt worden und keine andre Eigenschaft behält, als die Säure in den ersten Wegen zu verschlucken.

Durch die Destillation der Menschenhirnschale erhält man einen Spiritus, ein flüchtiges Salz und Oel.

Das Menschenhirnschalenmooß enthält viel Oel und flüchtiges Salz; äußerlich gebraucht ist es zusammenziehend, und stillt die Blutflüsse. Nach des Simon Pauli Meynung aber macht ein Arzt seine Kunst verächtlich, wenn er dergleichen Substanzen verordnet, da man andre in Menge hat, die dem Kranken weder Ekel noch Abscheu erwecken.

Nimm Menschenfett, eine Unze; weißen Pfeffer, eine halbe Drachme; Euphorbium, einen Scrupel; Federalaun in Weingeist aufgelöst, eine halbe Unze; wesentliches Wachholderöl und Steinöl, von jedem eine Drachme. Vermische alles, und mache eine Salbe wider die Atrophie.

Nimm Mumie, einen Scrupel; Agtsteinsalz und Hirschhornsalz, von jedem drey Gran. Vermisch es und mache ein Pulver zu Zertheilung des geronnenen Geblüts.

Nimm Menschenhirnschalenmooß, zwo Unzen; Mumie, eine halbe Unze; Rosenöl und armenischen Bolus, von jedem eine Unze; Leinöl, eine Drachme. Vermische alles und mache eine Wundsalbe, welche vom Paracelsus erfunden und Armarium genennt worden.

Nimm

Nimm Menschenhirnschale und männliche Päonienwurzel, von jeder einen Scrupel; natürlichen Zinnober, zween Scrupel; wesentliches Muskatennußöl vier Tropfen. Mache alles zu einem feinen Pulver wider convulsivische Krankheiten der Kinder. Die Dosis ist acht bis sechzehn Gran, und für Erwachsene eine halbe Drachme.

Nimm Menschenfett und Schlangenfett, in Zimmetwasser aufgelöst, von jedem drey Unzen; Bertramwurzel und Ingwer, wohl pulverisirt, von jedem zwo Drachmen; Kampfer, eine Drachme. Thu eine genugsame Menge Muskatennußöl dazu, und mache eine Salbe wider die Lähmung und ödematöse Geschwulsten.

Nimm Mumie, Siegelerde und Drachenblut, von jedem eine Unze; Rhabarbar, drey Drachmen; mache alles zu Pulver und vermische es wohl mit einander. Die Dosis davon ist eine Drachme, nach einer vorhergegangenen Aderlaß, zu Zertheilung des geronnen Geblüts zu nehmen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geoffroy, Etienne-François, 1672-1731 / Arnault de Nobleville, Louis Daniel, 1701-1778 / Salerne, François

Stephan Franz Geoffroy, der Arzneygelahrheit Doctor, der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, und der Königlichen Gesellschaft zu London Mitglied, wie auch Professor der Chemie in dem Königlichen Garten, und der Medicin in dem Königlich-französischen Collegio, Abhandlung von der Materia Medica, oder von der Kenntniß, der Kraft, der Wahl, und dem
Bd.: 8

Leipzig 1765

M.med. 353 b-8/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10286587-3
VD18 80512577